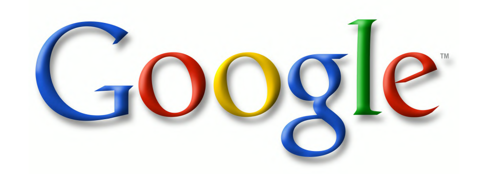
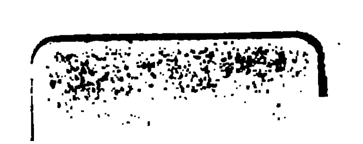
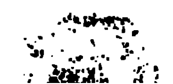










Hammerschläge

und

Historien.

Druck von David Bürkli in Zürich.

Hammerschläge

und

Historien.

Von

Johannes Scherr.

Zürich.
Schabelitz'sche Buchhandlung.
(Cäsar Schmidt.)
1872.

Vita nostra plena bellis,
Inter hostes, inter arma
More belli vivitur:
Nullae luces absque pugna,
Nullae noctes absque luctu
Terrae dantur filiis.

Sed timoris omnis expers
Stabo firmus inter arma,
Nec timebo vulnera;
Non morabor hostis iras,
Non timebo publicasve,
Callidasve machinas.

„Vita bellum." (A. D. 1170?)

Vorwort.

Der ganze Inhalt des vorliegenden Bandes, mit Ausnahme der anhangsweise gebrachten zwei „Todtenopfer", ist im Hochsommer und Spätherbste von 1871 geschrieben worden. Die „Briefe vom Zürichberg" erschienen im August und September in der „Neuen Freien Presse" und haben so viele Freunde und so viele Feinde sich erworben, daß wohl schon die höfliche Rücksichtsnahme auf die letzteren den Wiederabdruck in diesem Buche rechtfertigt. Der Aufsatz „Das große Jahr" gibt treu die Eindrücke wieder, welche unmittelbar nach Beendigung des Krieges von 1870—1871 in der Seele eines Deutschen nachzitterten, welcher stolz darauf ist, einer zu sein, ohne der Selbstständigkeit seiner Anschauung und seines Urtheils nach dieser oder jener, nach einer dritten oder vierten Seite hin sich zu begeben. Sollte dieses Stimmungsbild irgendwelchen Werth haben und behalten, so mußte es ganz so gedruckt werden, wie es in *einem* Fluß und Guß niedergeschrieben war. Namentlich durfte auch die Glut des brandmarkenden Eisens nicht verkühlt werden, womit der Verfasser hier — wie in den Briefen vom Zürichberg — den Stempel der Verachtung allen den so oder so maskirten Judaffen auf die Stirnen gedrückt hat, welche ihr Vaterland während des Krieges und nach dem Kriege wenigstens mit Worten verriethen und verrathen,

weil sie es mit Thaten nicht zu verrathen vermochten und vermögen. Außerdem konnte ich mich, was die geschichtliche Seite des Aufsatzes angeht, durch die ganze Masse der seither erschienenen bezüglichen Literatur nicht zu Aenderungen bewogen finden. Vollends nicht durch die Veröffentlichungen von französischer Seite. Wie dort drüben die Geschichte des großen Jahres aufgefaßt und geschrieben wird, zeigt schon das Buch „Gouvernement de la défense nationale" von Jules Favre, welcher trotz alledem thurmhoch über dem ordinären pariser Pressepack steht, aber mit der größten Zuversicht Märchen erzählt, wie (p. 39) das, die Armee des Kronprinzen von Preußen habe sich bei Sedan mit den Heeren des Prinzen Friedrich Karl und des Generals Steinmetz vereinigt, um Mac Mahon zu vernichten („la marche de Mac Mahon, embarassée, ralentie par des obstacles qu'il fallait éviter à tout prix, permit au prince royal de le gagner de vitesse, de se joindre aux troupes du prince Frédéric Charles et du général Steinmetz, et de nous écraser sous les murs de Sédan"). Die „Historien" mögen für sich selber sprechen. Will man denselben nachsagen, daß sie auf Erscheinungen der Gegenwart Bezug nähmen, so habe ich nichts dagegen. Wenn die Geschichte nicht belehren, strafen und warnen soll, wozu wäre sie dann überhaupt gut?

Zürich, 1. März 1872.

J. S.

Inhalt.

Das große Jahr.

Mit ihrem heiligen Wetterschlage
Die Noth!
Hölderlin.

1.

Das Jahr 1848, die bunte Phantasmagorie, heißt nicht grundlos das „tolle"; obzwar nicht im Sinne der Stillständler und Rückwärtsblicker. Ueberschwänglich, närrisch, toll waren ja fürwahr die damals geträumten Träume von Freiheit und Frieden, von Menschensodalität und Völkersolidarität. Und zu allen diesen und noch anderen schönen Sachen sollte und würde, phantasirten die Leute, die ältliche Jungfer Europa kommen wie die Magd zum Kinde, d. h. ohne so recht zu wissen wie und jedenfalls in nicht allzu beschwerlicher Weise. In ihrem langwährenden Märzrausch gingen die Völker unter den verheißungsvollen Maiblüthenbäumen lustwandeln und merkten

nicht, daß bedenkliche Aprilfröste die Blüthen schon in den Knospen zu tauben gemacht hatten. Erstaunt thaten manche die Augen auf, als ihnen der pariser Junischlachtorkan den ganzen Blüthenplunder auf die Köpfe schüttelte; viele aber, die meisten merkten nichts und duselten weiter, hoffend und harrend, bis zum Herbste würden doch wohl die Früchte Volkssouveränität, Demokratie, Republik und andere Goldorangen gereift sein.

Die verhältnißmäßig wenigen Menschen, welche schon im Juli von 1848 vernahmen, was die Glocke geschlagen, und wußten, daß die Völker ihr Spiel verloren hatten, sie schwiegen entweder, in die Toga horazischer Resignation sich hüllend, oder aber sie glaubten aus Parteipflichtbewußtsein so thun zu müssen, als rumorte auch ihnen der Märzrausch noch im Kopfe.

Das wildgellende Zivio, womit am 31. Oktober die kroatische Barbarei in das niedergeworfene Wien triumphirend einzog, dann die jammerfälige Ohnmacht, womit die berliner „Revolution“ sich in den Novemberkoth treten ließ, endlich die Wahl des

„Faux Louis“ [1]) zum Präsidenten der französischen Republik im Dezember hätten billig eine allgemeine Ernüchterung herbeiführen sollen. Aber die Menschen halten und hätscheln bekanntlich ihre Illusionen wie Affenmütter ihre Bälger und schleppen dieselben noch mit sich herum, auch wenn sie schon gestorben und in Fäulniß übergegangen sind. Was insbesondere die Deutschen angeht, so hätten sie keine so zähen und ausdauernden Naturen sein müssen, wie sie sind, so sie, wenigstens die Mittel- und Südwestdeutschen, den 48 ger Frühlingstraum nicht noch weit ins folgende Jahr hinein fortgeträumt hätten. Sie glichen Anno 1849 auf und eben jenen „Bauern am Tissastrande“, von welchen Lenau gesungen hat:

„Also tanzen sie Stund auf Stunde
Immer zur neuen beliebten Weise,

---

[1]) Im Jahre 1808 summte man in Paris eine Chanson, worin folgende Strophe vorkam:

„Le roi de Hollande
Fait la contrebande
Et sa femme
Fait des faux Louis.“

Bis die Zigeuner, müd zum Grunde,
Heimlich sich nicken und spielen leise.
Doch die Berauschten merken es nimmer,
Hören des Liedes Vollklang noch immer.
Leiser und leiser, bis zur Ersterbung,
Hallt und verhallt die lustige Werbung;
Baß und Flöte, Cimbal und Geigen
Haben sich stille hinaus verloren.
Doch der Musik und des Weines Thoren
Hören sie immer noch, springen den Reigen;
Springen ihn, bis der Sonnenschein
Schreckend bricht durch die Fenster herein
Und der Wirth rings „Guten Tag!"
Wünscht mit kräftigem Schulterschlag."

Ach, der Tag war ein sehr trüber und der Schulterschlag, die Schulterschläge, welche preußische Gewehrkolben in Dresden, in der Pfalz und in Baden austheilten, sie waren hart und grausam. Selbst das Jubelgedonner der Viktoriaschüsse für Wörth, Sedan, Metz, Mömpelgard und Paris hat die Erinnerung an die Standrechtsschüsse von Mannheim, Rastatt und Freiburg nicht aus den Ohren gerechter Menschen weggewischt und auch nicht die Seufzer und Flüche, welche aus den Kerkerzellen von Bruchsal, Waldheim und Spandau aufgestiegen

sind. Mag der Nationalservilismus mit seinem kurzen Gedächtniß, mit seinem Bediententalent des Vergessens großthun, er wird nicht größer dadurch, daß er sich auf dieses Piedestal von Koth stellt. Die raffinirte Härte, das steinherzige Verfahren, welche i. J. 1849 gegen die Märtyrer der deutschen Einheits- und Freiheitsidee geübt wurden, beschmutzt die deutsche Geschichte mit einem dunkeln Fleck, welchen alles Wasser der Spree nicht abzuwaschen vermag und welchen zuzudecken selbst der prächtigst gemalte Reichswappenschild lange nicht groß genug ist. Schonung der besiegten Vertheidiger der Einheit Deutschlands Anno 1849 wäre wahrlich ganz anders gerechtfertigt und besser angebracht gewesen, als der bis zur alle redlichen Gemüther empörenden Zärtlichkeit, bis zur lächerlichen Sentimentalität getriebene Ueberschwang von Großmuth es war, welcher Anno 1870 dem besiegten Todfeinde unserer Einheit und Größe erwiesen wurde. Selbst der geringste der in den Festungsgräben von Rastatt Erschossenen hatte in seinem kleinen Finger mehr edles und schonungswerthes Blut als die gesammte

Bande der Bonaparte, der echten und der nachgemachten, in ihrem ganzen Familienleibe.

Der Rachsucht von oben, womit gegen die Märzträumer vorgegangen wurde, entsprach vollständig die Niedertracht von unten, womit dieses Vorgehen geduldet worden ist. Mit stumpfer Gleichgiltigkeit, häufig sogar mit dem bewußtlos-schadenfrohen Feixen eines Fex sah das Volk zu, wie seine Vorkämpfer ausgerottet und versprengt wurden. Damals mußte allen, welche den Muth hatten, mit dem salzscharfen Thränennaß der Enttäuschung alle Träume sich aus den Augen zu waschen, klar werden, welcher Verlaß sei auf die unwissende, urtheilslose, wankelmüthige, allzeit vor den Triumphwagen des Erfolgs sich spannende Menge.

Fürstenrache und Pfaffentrug zeugten mit der Volksdummheit und der Philisterangst den vierschlächtigen Bastard Rückwärts, welcher im Jahr 1850 sein stupides Regiment anhob. Menschenverächter mochten sich an dem Gebaren des blödsinnigen Ungeheuers von Kaliban ergötzen. Um

die Mundwinkel im Exil verschollener deutscher Republikaner mußte ein tröstliches Hohnlächeln spielen, wenn sie von ferne mitansahen, wie Hohenzollern in Olmütz vor Lothringen-Habsburg und wie in Warschau Hohenzollern und Lothringen-Habsburg mitsammen vor dem weißen Czar sich in den Staub warfen, um denselben in jenen Allmachtstaumel hineinzuschmeicheln, aus welchem er nur erwachen sollte, um zu sterben. Eine Wiener-Kongreßluft und eine Karlsbader-Beschlüssetemperatur legte sich über Europa. Knechtschaffenheit war Mode. Das Verdummungsgeschäft stand in beispielloser Blüthe. Die Bonzenmast nahm ungeheure Verhältnisse an. Das Volk hatte abgedankt, in Deutschland, überall.

Eine geschwollenere, unzüchtigere Lüge als die französische Februar-Republik hat kaum jemals das Buch der Geschichte verschändet. Im Innern voll Unflat, hat dieser Golem von Republik auswärts nach allen Richtungen die Volkssache verrathen und befehdet. Wo und wie nur immer sie konnte, hat sie das deutsche und das italische Einigungswerk

zu vereiteln mitgeholfen. Schon der Korporal Cavaignac, dieser Jesuit mit Epauletten, hat an der Niederwerfung der römischen Republik und der Wiedereinsetzung des Papstes gearbeitet. Sein würdiger Nachfolger, der Putscherich von Straßburg und Boulogne, vollendete dieses fromme Werk und führte den Hampelmann des Jesuitengenerals auf den Stuhl Petri zurück, der abtrünnige Karbonaro den abtrünnigen Freimaurer.

Dann kam der Banditenstaatsstreich vom Dezember 1851 mit seinen Nächten voll Meineid und Tücke, mit seinen Tagen voll Brutalität und Mord. Damals haben französische Generale, denen die aus der Bank von Frankreich geraubten Banknoten, womit sie gekauft worden waren, in den Taschen knisterten, aus den Blutlachen der von ihnen kommandirten Boulevardschlächtereien Marschallsstäbe herausgefischt. Aus dem Dezembergrauen aber wurde das zweite napoleonische Empire geboren, die Schmach Frankreichs, die Schande Europa's. Denn Europa hat sich des verhuel'schen Frevels mitschuldig gemacht, indem es denselben nicht nur

anerkannte, sondern auch bewunderte, verehrte, förmlich vor demselben kniete und räucherte. Der König Friedrich Wilhelm der Vierte von Preußen „war voll Jubel“, als die Nachricht vom Gelingen des Banditenstreiches eingetroffen; der Statthalter Christi gab hocherfreut dem meineidigen Mörder seinen Segen; Könige, Fürsten und Prinzen, Königinnen, Herzoginnen und Prinzessinnen drängten sich, bunt gemischt mit geldbrozischen Hoheiten und pornokratischen Durchlauchten nach Paris, um dem Sohne der Hortense demüthige Huldigungen darzubringen, und unter allem dem speichelleckenden vornehmen Pöbel konnte man auch schweizerische Republikaner und deutsche Demokraten wahrnehmen. Der also bejubelte, gesegnete und beweihrauchte Bösewicht nahm, um seine kaiserliche Wirthschaft recht in Schwung zu bringen, eine „hochblonde Schönheit“ zur Frau, welche bildungslos, aftergläubisch und fanatisch war wie eine echte Spanierin und gerade so tugendhaft und züchtig, wie eine in dem von ihrer Frau Mutter vordem in der Chaussée d'Antin Nr. 8 gehaltenen Spielhause Aufgewachsene sein

mußte. Nach also verstärktem Verhuelismus konnte die Orgie des zweiten Empire anheben. Und sie hob an zu kankaniren und schuf die cloaca maxima mundi zu jenem Paris um, von welchem, als hätte der altchristliche Seher in seinen Fiebervisionen es geschaut, geschrieben steht: „Das Weib war bekleidet mit Scharlach und Purpur und überladen mit Gold und Edelsteinen und Perlen und hatte in der Hand einen goldenen Pokal voll vom Unflat ihrer Unkeuschheit und trug an der Stirne geschrieben den Namen: Die große Babylon, die Mutter der Unzucht und aller Gräuel auf Erden."

Derweil in Frankreich also das zweite Empire, auf Prätorianer und Pfaffen sich stützend und die Menge von Zeit zu Zeit mit Gloirefusel regalirend, in Pomp und Pracht sich blähte und spreizte, hatte die Rückwärtserei anderwärts auch nicht die Hände in den Schoß gelegt. Preußen hatte seinen Manteuffel, Oestreich seinen Bach. Die keckſten Delirien der Romantiker schienen der Verwirklichung nahe. Es begann zu mittelaltern. Der Kuttengestank wurde immer unverschämter. Der Jesuitismus machte

seinen 2. Dezember, das östreichische Konkordat von 1855. Also der wiener Hofburg sicher und durch die Gebete der unschuldigen Isabella und der nicht minder unschuldigen Eugenia gefeit, verschritt er sodann dazu, seine große Trumpfkarte dreist auf den Altar zu hauen, den Syllabus vom 8. Dezember 1864, kraft dessen die gesammte moderne Kultur in Acht und Bann erklärt und der weltherrschaftsgeile Papstwahnsinn eines siebenten Gregor, eines dritten Innocenz, eines achten Bonifaz als oberstes Gesetz der Menschheit proklamirt wurde.

„Sonne, stehe still zu Gibeon!“

2.

Aber die Sonne oder, weniger biblisch und mehr kopernikisch gesprochen, die Erde blieb nicht stehen. Es ist nun einmal, seitdem ein geheimnißvoller Kraftwurf in den Weltraum sie geschleudert hat, ihr Schicksal, rastlos zu rollen von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Zwei Grundtriebkräfte bewegen unser Jahrhundert: der Rassetrieb und der Machttrieb. Beide haben etwas Naturwüchsiges, Waldursprüngliches, ja man darf kecklich sagen: etwas Thierisches, Brutales. Darum kann es auch gar keinem Zweifel unterstellt werden, daß dieses unser 19. Jahrhundert dem 18. an Idealität weit, weit nachsteht. Die Menschen von damals — die Menschen-Menschen nämlich, nicht die Menschen-Bestien, welche letzteren zu allen Zeiten die gleichen sind — die Menschen von damals waren Träumer und Schwärmer, wir sind Realisten und Geschäftsleute, positiv selbst im Schwindel. Heutzutage ist alles und jedes ein Geschäft. Religion und Politik, Wissenschaft und Kunst, Loyalität und Opposition, Stabilität und Vorschritt, Forschung und Findung, Ultramontanismus, Royalismus, Liberalismus und Sozialismus — lauter Geschäft, nichts als Geschäft. Es gibt nur noch eine wirklich und wahrhaft gläubige Gemeinde, die Church of business. Was ist der Kern der mit so viel Gepolter und Leidenschaft debattirten „sozialen“ Frage? Dieser, daß die „Proletarier“ es

auch so gut haben wollen, wie sie wähnen, daß die sämmtlichen „Bourgeois" es hätten, nicht bedenkend, daß z. B. die äußerst zahlreiche Klasse der „Bourgeois". von Subalternbeamten aller Art, vollends wenn mit Familie gesegnet, notorisch übler daran ist als das Proletariat, von welchem wenigstens nicht gefordert wird, daß es seiner Noth das kostspielige Gewand der „Respektabilität" anthue. Der proletarische Stand möchte so gut essen und trinken, so warm und modisch angezogen sein, so hübsch wohnen, so weich schlafen und so viel Zeitvertreib und Ergötzung haben wie der millionarische. Das ist die ganze Geschichte! Von Idealität keine Spur. Den Saint-Simon und Fourier leuchtete noch das Licht des Ideals, obzwar es ihnen schließlich nur in die Nacht des Wahnsinns hineinleuchtete. Die neueren Heilande und Apostel der kommunistischen Sekte dagegen sind Realisten in des Wortes gemeinster Gemeinheit. Hat doch, wie jedermann weiß, der große Feist Levi seiner Zeit erklärt, daß er, der Junggesell Feist Levi, für seine Person jährlich nicht weniger als 5000 Thaler zu verthun

haben müsse, und wenn es ebenso ungereimt als ungerecht wäre, bestreiten zu wollen, daß die blendende Vision einer allgemeinen Menschenglückseligkeit an und für sich wohlgeeignet ist, jugendlich-unerfahrene Gemüther mit reiner Begeisterung zu füllen, sie für Menschenbrüder- und Schwesterschaft schwärmen zu machen und sie anzueifern, für die Verwirklichung ihres Traumideals oder Idealtraums selbstlos einzutreten und uneigennützig zu handeln, so ist doch anderseits auch nicht zu übersehen oder zu verschweigen, daß die gewerbsmäßige Agitation für die Ausbreitung der frechen Botschaft des Kommunismus nur wie ein anderes ordinäres Geschäft betrieben wird und zwar von Gesellen, welche zur Betreibung eines anderen weder Talent noch Kenntnisse noch Arbeitslust genug besitzen.

Das 19. Jahrhundert ist das des Realismus. Es wäre ihm rein unmöglich, einen dichterischen Typus, wie der Marquis Posa ist, zu schaffen oder eine idealstaatstheoretische Seifenblase wie Rousseau's Contrat social in die Luft zu trompeten. Unser Positivismus fragt bei allem und jedem: Was

bringt es ein? Diese Kardinalfrage war maßgebend bei Legung der „ländereinigenden“ Schienengeleise, sie hat den dämonisch-wilden Sohn von Feuer und Wasser zu unserem Sklaven gezähmt, sie hat den Blitz zu unserem Botenhund dressirt. Freiheit? „Bah!“ achselzuckt Sankta Utilitas mit souveräner Geringschätzung. Der Artikel ist nicht mehr „gefragt“ auf dem tosenden Weltmarkt der materiellen Interessen. Wenn er überhaupt noch vorkommt, ist er gar nicht mehr echt, sondern wie, ach, heutzutage noch vieles andere bloße „Imitation“. In dieser hat man es bekanntlich außerordentlich weit gebracht, so weit, daß man sogar das wüsteste Falsifikat als „Freiheit“ in die Schaufenster der Schwindelbude zu stellen wagen darf, allwo von Zeit zu Zeit die Lumpagogie und die Pornokratie, das europäische Narren- und Lorettenthum einander gegenseitig ihre Hochachtung bezeugen. Ein hübsches Ding, diese Schwindelbude! Draußen sind über dem Eingang die bekannten Verse aus Ponsard's „L'honneur et l'argent“ für sehende Augen sichtbar:

„Banqueroutiers, putains, libertins, rénégats,
Fripons de toute espèce et de tous les états,
Salut!“

und drinnen gestikuliren in Glanzhandschuhen steckende Phantastenhände, die niemals auch nur von ferne mit irgendeiner Arbeit Bekanntschaft gemacht haben, über das Elend der arbeitenden Klassen, machen Gauner „bei Rehbraten und Champagner Weltgeschichte“ und deklamiren unzweideutige Weiber, deren Porträts schon vor 23 Jahrhunderten der alte Aristophel naturgetreu gemalt und mit den Namen Lysistrate, Kalonike und Myrrhine ausgestattet hat, über ihres „unterdrückten“ Geschlechts unveräußerliche Gleichberechtigung zum Hosentragen u. s. w. Das dritte Wort in der Bude ist das Arbeitsrecht; von der Arbeitspflicht dagegen hört man keine Silbe.....

Seitdem die weltbürgerliche Idee des 18. Jahrhunderts in ihrer That, der französischen Revolution, zu ihrem Gegensatze sich verkehrte, d. h. zur Thatsache der napoleonischen Welttyrannei ausgeschlagen ist, seitdem hat der Völkerinstinkt sich davon abgewandt. Die europäischen Rassen sind in

die Tiefe ihres eigenen Selbsts und Wesens hin-abgestiegen, um sich aus ihrem Ureigensten heraus wiederzugebären und zu erneuen. Die sämmtlichen Nationalitäten arbeiten mit mehr oder weniger Verstand und Glück daran, sich zusammenzuthun, Fremdartiges auszustoßen, auf eigenen Füßen zu stehen, nationalstaatlich sich zu organisiren. Wenn dieses Streben bei halb oder ganz barbarischen Völkern oder Völkerbruchtheilen leicht zur Karikatur wird, wenn die nationalstolzen Ansprüche von Hannaken, Morlaken und sonstigen Aken nur Beiträge zur Geschichte des Groteskkomischen liefern, so gewinnt die Sache ein ganz anderes An- und Aussehen bei großen Kulturvölkern, wie bei den Deutschen und bei den Italienern. Hier wird die Rassefrage sofort zur Machtfrage, d. h. ein solches Volk, wenn es sich erst auf sich selber besonnen, sein Selbst gefühlt und sein Wesen erkannt hat, will, darf und kann es fürder nicht ertragen und dulden, daß seine politische Stellung und Bedeutung zu seiner kulturgeschichtlichen in grellem, in grellstem Mißverhältnisse stehe und daß es seine besten Kräfte brach-

liegen lasse, weil sie in der staatlichen Krähwinkelei keine Verwendung finden können.

Wie die Sonne leuchten, der Vogel singen, der Dichter dichten muß, so muß eine große Nation mächtig sein. Es ist das nicht nur ihr Recht, es ist geradezu ihre Pflicht, es ist ihre Natur. Findet das Streben einer also zur Machtstellung berechtigten und verpflichteten Nation Widerstand von seiten anderer bereits nationalstaatlich organisirten Mächte, so darf sie nicht nur, sondern sie muß ihrem Recht gewaltsam Bahn schaffen und zur Kriegführung schreiten, welche die „ultima ratio" war und sein wird, so lange Menschen und Völker auf Erden existirten und existiren werden. Es gibt Spannungen, welche eben nur mittels Lösung der Kanonen zu lösen sind. Plattschädelige Nichtswisser mögen über diese Wahrheit Wehe rufen und friedenskongreßliche Grimassen dazu schneiden, sie bleibt doch Wahrheit! Was sie dagegen aufbringen können, daß nämlich Kriege nichts seien als Machenschaften dynastischen Ehrgeizes und daß demnach mit der Verwandelung der europäischen Monarchieen in Republiken das

Uebel des Krieges von selber verschwinden würde, ist, wie die Geschichte beweis't, nur ein Spinnstubenmärchen, ein Kinderspott. Als ob die Republik eine Zauberin wäre, welche den Menschen plötzlich Engelflügel anhexen könnte! Lagen die Republiken des Alterthums und des Mittelalters nicht unaufhörlich gegen einander zu Felde? Ist der Kriegszustand zwischen den Republiken von Mittel- und Südamerika nicht seit ihrem Entstehen ein permanenter? Haben sich nicht die Kantone der Schweiz, lauter Republiken, im Jahr 1847 genöthigt gesehen, auf den „letzten Grund" wechselseitig sich zu berufen, d. h. zum Sonderbundsschwinget zu verschreiten? Hat ihre republikanische Staatsform die Vereinigten Staaten verhindert, i. J. 1861 unter einander in den grimmigsten vierjährigen Bürgerkrieg zu gerathen? Haben nicht Anno 1871 französische „Republikaner" etliche Monate lang nach Paris hinein und französische „Republikaner" ebenso lange aus Paris hinaus geschossen? Freilich, eine so unbequeme Realpolitikerin, wie Weltrichterin Klio ist, findet bei Friedens- und andern Schwindelkon-

gressen keinen Platz; da macht sich nur Madame Phraseologie breit mit ihrer schamlosen Decolletage, ihrem Cul de Paris und ihren aus dem hohlen Bauche der Chimäre geschöpften Gemeinplätzen....

Es läuft eine starke Ader von Heuchelei durch den menschlichen Organismus. Sie ist aber im Grunde mehr zu loben als zu tadeln; denn es cirkulirt in ihr etwas vom Besten im Menschen, etwas vom Ichor des Ideals. Der Mensch wäre gern besser, als er wirklich ist, und wünscht die häufig genug häßlichen Thatsachen der Geschichte seines Geschlechtes mit schönen Ideen und edlen Prinzipien zu drapiren oder auch ganz zu verhüllen. Er geht noch weiter: er stellt der Sein-Welt eine Schein-Welt gegenüber, der Wirklichkeit die Illusion, und gebärdet sich, obzwar vom Gegentheil überzeugt, als glaubte er, nicht die erstere, sondern die letztere Welt sei die wahre und rechte. Folgerichtig müssen dann die Leute so thun, als lebten sie der festen Ueberzeugung, daß nicht reale Mächte, d. h. Bedürfnisse, Interessen, Thorheiten und Leidenschaften, sondern vielmehr ideale, wie Frei-

heit, Gleichheit, Brüderlichkeit und andere schöne Begriffe, die Gesellschaft regieren.

Hieraus erklärt sich der Sturm sittlicher Entrüstung, welcher losbrach, als Herr von Bismarck, der Staatsmann par excellence unserer Zeit, um die deutsche Nationalstaats- und Machtfrage zu lösen, seine „Blut- und Eisen"- Politik offen proklamirte. Heuchelei! Hat es denn — von Büchern sprechen wir billig nicht — jemals eine andere Politik gegeben?

3.

Herr von Bismarck hat neben dem vielen Glück, welches seine Laufbahn begleitete, auch etliches Unglück gehabt. Insbesondere dieses, daß Fexe und Lumpe von Skribifaxen das von ihrer eigenen Nichtsnutzigkeit und Niederträchtigkeit dampfende und übelriechende Weihrauchfaß so dicht vor seiner gefürsteten Nase herumschwangen. Solcher Qualm kann doch wahrhaftig für einen wirklich bedeutenden Menschen nur ärgerlich sein.

Glücklich soll man Keinen preisen, groß Keinen nennen, bevor er gestorben; denn

„Das Schicksal spielet mit dem Menschenleben
Und radgleich dreht sich wirbelnd um die Welt“—

hat der Brahman Charudatta im altindischen Schauspiel „Mrichakatika“ weise gesagt. Aber daß Bismark ein bedeutender Mensch und, wie schon gesagt, schlechtweg der Staatsmann unserer Zeit, das ist nur wahr [1]).

---

[1]) „Laudari a laudato viro“ ist ein guter Spruch; aber noch ein besserer scheint mir: Laudari ab inimico, a hoste. Das ist Herrn von Bismark widerfahren in dem Buche „Sedan“ par le général de Wimpffen (1871), dessen Verfasser (pag. 45) sich über den deutschen Staatsmann, nachdem er dessen „fertilité et mobilité d'esprit“ gerühmt hat, also ausläßt: „Faut-il dire, qu'à sa qualité de diplomate sans rival, cet homme célèbre ajoute tous les avantages physiques? Taille élevée et bien proportionnée, front large et haut, regard clair, bienveillant, quand il le veut, ou froid et dédaigneux, souvent impénétrable. Il a la parole facile, élégante, même dans les langues étrangères. Chaque mot qu'il prononce semble avoir été choisi avec soin comme le meilleur pour atteindre sans effort l'effet qu'il se propose. Le prince, que j'ai vu deux fois, dans deux circonstances critiques, résume pour moi l'homme le plus séduisant et le plus dangereux

Es dürfte zweifelhaft sein, ob Herr von Bismark den „Esprit des lois“ jemals ganz gelesen habe; sicher aber ist, daß er den Geist der Thatsachen kennt und, was noch mehr sagen will, auch anerkennt. Er hat sich zeitlebens mit der „grauen“ Theorie wenig oder gar nicht zu schaffen gemacht, sondern es mit der hochrothen Praxis gehalten. Kein Spintisirer, sondern ein Handler, ein Handanleger; kein vom Blaß des „wenn man könnte, dürfte, möchte, wollte“ angekränkelter Tiftler, sondern ein resolut zugreifender und anpackender Wagherz; kein Gedankenmensch, sondern ein Thatmann. Von Haus aus genial, aber durch Familientradition und Erziehung ein märkischer Junker, hat seine Genia-

qui se puisse rencontrer. Aussi inflexible que le général Moltke, il sait s'engager ou se retirer à volonté, se montrer conciliant ou raide, faire passer de l'espérance au désespoir et deviner dans les alternatives qui en sont les conséquences tout ce qu'il peut exiger de ses adversaires. Joignez à tout cela l'audace qui ne s'étonne ne s'effraie de rien et qui le porte souvent à publier sans ménagements le but qu'il veut atteindre, tant son esprit perspicace sait calculer les moyens propres à y arriver.“

lität die Schranke der Junkerei nicht nur durchbrochen, sondern auch die Trümmer der durchbrochenen zur Basis seiner staatsmännischen Geltung zu machen verstanden. Denn wie die Sachen am preußischen Hofe nun einmal standen und lagen, konnte sich dort eben nur ein Junker einen großen Stand schaffen und einen leitenden Einfluß gewinnen. Bismarck mußte, so zu sagen, das preußische Junkerthum überjunkern, um sich als deutschen Staatsmann entpuppen zu können, und dabei gereicht es ihm zu Ehre, daß er es verschmähte, sich das Junkerspiel durch Beimischung von Muckerei zu erleichtern. Im Uebrigen ist er mehr als irgendeiner seiner Zeitgenossen berechtigt, das bekannte schiller'sche Wort:

„Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken"—

auf sich zu beziehen. Mit seinem Wollen ist er selber gewachsen und die Zunahme seiner Kraft, seines Talents, seiner Hilfsmittel und seines Glückes entsprach ganz genau der Erweiterung seines Gesichtskreises und der Vergrößerung seiner Absicht.

Das Kühnste, wozu er anfangs sich aufschwang, war, Preußen zu einer wirklichen Großmacht zu erheben und zu diesem Zwecke zunächst etliche wohlgelegene nichtpreußische Länder in Preußen aufgehen zu machen. Das konnte immer noch der märkische Junker planen und zur Noth auch durchführen. Aber Herr von Bismark erkannte zeitig, daß die nationaldeutsche Idee eine mächtige Ziffer in seiner preußischen Rechnung vorstellen könnte, und er weiß recht gut, daß es Ideen gibt, welche den Werth von Thatsachen haben.

Hat er sich doch auch mit der Idee des Konstitutionalismus, welche er beim Beginne seiner öffentlichen Laufbahn so heftig bekämpft hatte, auseinandergesetzt und quasi versöhnt. Er merkte, daß Kaiser Franz der Zweite ein weiseres Wort gesprochen, als der Sprecher selber wußte, wenn er sagte: „Totus mundus stultizat et vult habere constitutiones.“ Die Welt liebt den Schein und will betrogen sein. Die Völker wollen ihr Spielzeug haben. Man gebe es ihnen und lasse es achselzuckend geschehen, wenn sie dasselbe Volkssouverä-

netät nennen. Der Konstitutionalismus ist ein höchst vortrefflicher Blitzableiter für die Monarchie; man müßte ihn erfinden, so ihn der gute Montesquieu nicht bereits erfunden hätte. Setzen wir also dem preußischen Königthum den konstitutionellen Blitzableiter auf und spielen wir mit möglichst guter Miene Parlamentarismus, diese Komödie der Kompromisse, welche die „stultizirende" Menschheit nun einmal gespielt haben will.

Der Lenker der preußischen Politik erkannte, was freilich nicht schwer war, die Ohnmacht der deutschen Einheitbestrebungen, wie sie wiederaufgenommen worden waren, nachdem die erste Wuth der Rückwärtserei von 1850 nachgelassen hatte. Diese Ohnmacht stellte sich unten im Volke und oben an den Höfen als eine gleich klägliche heraus. Die demokratische Partei, der Führung schwatzfäliger Mittelmäßigkeit verfallen und ohne Einfluß weder auf die Mittelklassen noch auf die proletarische Menge, konnte es zu keiner Organisation, geschweige zu einer That bringen. Ja, nicht einmal zu einem festen Programm, denn sie nebelte und schwäbelte

als ein richtiger Buridan-Esel zwischen Republik und Monarchie hin und her. Das waren ihre Schwächen, aber sie beging auch Sünden. Sie sündigte, indem sie in Sachsen, in Baden, in Wirtemberg und in Baiern dem Partikularismus förmlich hofirte und mit den Partikularkronen süßsäuerlich-altjungfernhaft kokettirte. Sie sündigte, indem sie pfäffelte und, knäbisch gegen das unabwendbare Verhängniß der Verpreußung ankämpfend, mit der schwarzen ultramontanen Schlange schönthat; ja sogar schamlos genug war, rheinüber zu schielen und rheinbündlerische Wallungen zu verrathen. Sie sündigte endlich noch, indem sie, statt in kleineren Kreisen praktische Ziele anzustreben, für Hebung der Volkserziehung, für Verbesserung krähwinkeliger Sozialgesetze zu agitiren und zu arbeiten, große Politik zu treiben wähnte, wenn sie Phrasenschwatz trieb und großmäulige Resolutionen faßte, nach denen kein Hahn krähte und kein Hund boll. Solche Sünden verdienten die demüthigendste Strafe und von dieser sind die deutsche Demokraten sich nennenden „Bauern vom Tissastrande“, welche auch in den

60ger Jahren noch nach der utopischen Märzmelodie von 1848 weitertanzten, wirklich ereilt worden: — sie standen in dem großen deutschen Jahre vom Juli 1870 bis zum Juli 1871 klein beiseite, sie konnten und durften sich nicht freuen mit ihrer Nation, sie mußten sich sogar die ekelhaften Komplimente der Feinde ihres Vaterlandes als wohlverdiente gefallen lassen.

So lange das gesammte gebildete und besitzende Bürgerthum mit in den Reihen der Bewegungspartei gestanden hatte — was bis zur Sommersonnenwende von 1848 der Fall gewesen — so lange hatte man sich, auch wenn man kein Phantast war, der Illusion hingeben dürfen, es könnte und würde gelingen, Deutschland zu demokratisiren und durch eine Stufenreihe von nicht allzu gewaltsamen Entwickelungen hindurch zu einer Förderativrepublik zu erheben. Die Massen, durfte man hoffen, würden mitgelaufen sein, wie sie ja immer und überall da mitlaufen, wo gerade die größte Kraftentfaltung stattfindet. Nachdem aber das Bürgerthum in seiner ungeheuren Mehrheit mit der vorgeschritteneren

Opposition gebrochen, den Revolutionsversuch verläugnet und sich ganz entschieden für die Monarchie erklärt hatte, nachdem auch die politische Unkultur und die jämmerliche Unzuverlässigkeit der Massen zur brutalen Thatsache geworden war, da mußten die deutschen Demokraten vom Felde praktischer Politik enthaltsam sich zurückziehen, um etwa, so sie das Zeug dazu hatten, auf anderen Gebieten den Kampf für ihre Prinzipien fortzusetzen — (wie gethan zu haben, der Schreiber dieser Zeilen ja wohl von sich sagen darf) — oder aber sie mußten der 48ger Utopie von der Volksmündigkeit, vom Vorhandensein republikanischer Gesinnung in weiten Kreisen u. s. w. ehrlich den Abschied geben, um sich auf den Boden der Wirklichkeit zu stellen und auf diesem mit wirklichen statt mit erphantasirten Faktoren in den nationalen Entwickelungsprozeß einzugreifen. Sie haben es nicht gethan. Darum sind Nation und Geschichte über sie hinweg zur Tagesordnung geschritten und es blieb ihnen nur die traurige Rolle übrig, den großen Ereignissen hintennach zu belfern, wie ein alter malkontenter

Mops einem dahinsausenden Eisenbahnzug hintendreinkläfft.

Nicht minder utopisch, eitel und unersprießlich als die demokratischen Einheitstrebungen erwiesen sich die fürstlichen Geneigtheiten, an die Stelle des unerträglich gewordenen ausgestopften Bundestagsmonstrum eine zeitgemäßere, der Kultur und den Wünschen der Nation entsprechendere Bundesverfassung zu setzen. Es hat kaum jemals eine trübseligere geschichtliche Posse gegeben, als der deutsche „Fürstentag" vom August 1863 eine gewesen ist. Das Fernbleiben des Königs von Preußen machte diesen mit Trompeten und Pauken in Scene gesetzten Tag zu einer richtigen „journée des dupes". Für alle Augen, welche überhaupt zu sehen vermochten, war es jetzt handgreiflich klar, daß Deutschlands Macht bei Preußen sei und daß darum, mochte man das spezifische Preußenthum vom süddeutschen Standpunkt aus noch so mißfällig betrachten, eine nationale Reform nur bewerkstelligt werden könnte, falls Preußen dieselbe zur Hand nähme.

4.

Es nahm sie zur Hand. Der Adler der Hohenzollern — aller Widerwille gegen das feudaldynastische Wappenthier half nichts — wurde mehr und mehr das Symbol der deutschen Einheit.

Auf diese aber legte sich der Akcent alles patriotischen Sinnens und Trachtens, denn Einheit war gleichbedeutend mit Macht. Die Deutschen hatten es allmälig satt und übersatt bekommen, nur für kosmopolitischen Kulturdünger zu gelten, nur als Allerweltschulmeister in Ansehen zu stehen. Das gebildetste Volk des Erdkreises, 40 Millionen stark, sollte und wollte auch wieder einmal etwas vorstellen in der Welt.

Diese Handhabe für seine Pläne faßte Herr von Bismark im rechten Augenblick mit staatsmännischer Sicherheit und Kraft. Sein Wollen und Wünschen menschlich angesehen, ist es erlaubt, anzunehmen, daß ein Mann von seinem Metall bis in die Tiefe seiner Seele bewegt und empört worden sein müsse durch die politische Nullität seines Volkes. Hatte

er doch während seiner Missionen an auswärtigen Höfen sattsame Gelegenheit gehabt, die Bitterkeit des vornehmen Mitleids zu kosten, womit man draußen die „Nation von Denkern und Kritikern" beehrte. Maßen er aber kein Illusionär und Träumerich, so war ihm von vornherein klar, daß der trostlose Knoten der deutschen Reformfrage nur mit dem Schwerte zerhauen werden könnte. In Wahrheit, er konnte nicht anders gelöst werden, dieser verzweifelte und verteufelte Knoten. Wie lächerlich vergebens hatten noch so eben in Frankfurt die deutschen Fürstenhände daran herumgemacht! Aber wenn Preußen dort auch an dem Knotenlösungsversuch sich betheiligt hätte? Ja, dann wäre im glücklichsten Falle dem ausgebälgten Bundestagsmonstrum ein pappendeckelnes Statistenparlament zur Seite gestellt worden und im Uebrigen wäre der deutsche Bund im alten unseligen dualistischen Geleise weitergeschlottert. Ein gewaltsamer Riß mußte gethan werden, und da es für Oestreich eine schlechthinige Unmöglichkeit, eine deutsche Macht vorzustellen, so konnte es für Deutschland nur ein Hinderniß sein, das beseitigt

werden mußte, so Deutschland überhaupt etwas werden wollte.

Kein Deutscher von Gefühl hat es ohne tiefen Kummer mitangesehen, wie die Deutsch-Oestreicher, so brav, so gesund, so treu, so deutsch, aus dem Staatshause der Mutter Germania hinausgedrängt wurden; aber kein Deutscher von Verstand konnte sich's verbergen, daß dieses vorherige Hinausdrängen oder vielmehr Nichthereinlassen eine schmerzliche Nothwendigkeit war, so jenes Haus überhaupt einmal aufgerichtet werden sollte. Zudem handelt es sich ja hierbei nur um eine Frage der Zeit. Wann die rechte Stunde gekommen, wird die Thüre des Mutterhauses für die Deutsch-Oestreicher weit offen stehen.

Es ist recht traurig, daß die Weltgeschichte die „Wege ruhiger Bildung", welche wohlmeinende Wolkenkukuksheimer ihr vorzeichnen, schlechterdings nicht wandeln will, und es ist höchlich zu beklagen, daß ein deutscher Poet vollberechtigt war, zu sagen:

„Wie die Majestät der Sonne
Blutig aufgeht, geht aus Blut nur
Deutschen Reiches Ruhm und Größe,
Einheit, Macht und Frieden auf."

Allein alle Elegien und Threnodien der gesammten Weltliteratur ändern den Weltlauf nicht, welcher allzeit durch Blut und Thränen ging, geht und gehen wird. Das ist nun einmal das „ewige, eherne, große Gesetz“, welches Göthe als „das Göttliche“ gefeiert hat und welches, von Thoren interpellirt und nach Gründen gefragt, nur antwortete und nur antworten wird, wie das despotische Hauskreuz beim Juvenal:

„Hoc volo, sic jubeo, sit pro ratione voluntas!“

Herr von Bismarck verkündigte also, wie schon gesagt, seine Eisen- und Blutpolitik. Die Bestimmtheit und Offenheit, womit dies geschah, ließ nichts zu wünschen übrig. Es kam nun darauf an, ob der preußische Minister, welcher wie das Geschöpf so auch das Werkzeug seiner Zeit ist, der Mann sei, den kühnen Schicksalswürfelwurf nicht nur zu thun, sondern auch damit das große Spiel zu gewinnen. Er war der Mann. Zu welcher Ansicht man sich bekenne, zu was für einer Partei man gehöre, wer Besseres als Stroh in seiner Schädelhöhle hat, kann

sich einer hellen Freude nicht erwehren beim Anblick der Meisterschaft, womit Bismark in der Zeit von 1863 bis 1871 das diplomatische Schachzabelspiel handhabte. Das sieht sich an wie ein großentworfenes und mit saubersten Detailarbeit ausgeführtes Kunstwerk, und wenn man betrachtet, wie der preußische Minister nacheinander den Herren Rechberg, Beust, von der Pfordten, Varnbüler, Dalwigk, Verhuel, Gramont, Ollivier, Benedetti e tutti quanti ihres staatsmännischen Nichts durchbohrendes Gefühl zum Bewußtsein brachte, so hat man die Empfindung, als hörte man einen großen Künstler zu seiner Belustigung mit Stümpern und Bönhasen über Kunstsachen verhandeln. In Wahrheit, es war das souveräne Herrsein eines genialen Menschen über Mittelmäßigkeiten. Den schwereren Theil seiner Arbeit bereitete dem Herrn von Bismark zweifelsohne sein eigener Hof.

Hier liegt nun aber auch das große, geradezu weltgeschichtliche Verdienst König Wilhelms von Preußen, welches zu verkennen nur der Dummheit und dem Mangel an allem Sinn für historische

Auffassung und Gerechtigkeit erlaubt ist. Was wäre, so der König nicht Blick und Muth genug gehabt hätte, auf die Gesichtspunkte und Entwürfe seines Ministers einzugehen, dieser, statt zu einem weltgeschichtlichen Charakter zu werden, aller seiner Genialität, Kühnheit und Thatkraft ungeachtet geblieben? Ein Projektmacher, welchem man höchstens zugestanden hätte, daß er auch etzliches „schätzbare Material" zur Lösung, d. h. zur Nichtlösung der deutschen Frage geliefert habe.

Es ist für den in den starrsten Grundsätzen der Legitimität erzogenen Monarchen wahrlich kein Spaß gewesen, als Greis die, bei Licht besehen, ganz und gar revolutionären Ansichten Bismarks anzunehmen und sich zum Träger der deutschen Einheitsidee zu machen, obzwar er diese Idee nur im Sinne eines Aufgehens Deutschlands in Preußen nahm und faßte. Keine Frage, auch um die neue Kaiserkrone kreisen noch die „alten Raben" der Gottes-Gnadenthums-Phantasmen; aber zwischen dem Prinzen von Preußen, welcher Anno 1849 in Baden kommandirte, und dem deutschen Bundesfeldherrn von 1870 liegt

doch ein sehr weiter Raum der Entwickelungsfähigkeit und der Entwickelungsvollziehung. Mit dem gesunden Menschenverstand und dem Mannesmuth — Eigenschaften, welche dem Kaiser Wilhelm selbst seine erbittertsten Feinde kaum bestreiten werden — ist schließlich immer zurechtzukommen; mit der dahlenden Romantik und der Wetterwendischkeit niemals. Neben einem vierten Friedrich Wilhelm wäre nicht nur ein Bismark, sondern wären zehn Bismarke umsonst gestanden. Die Kunst des Souveräns sowohl in Republiken als in Monarchieen besteht bekanntlich darin, zur rechten Zeit die rechten Organe zum Handeln zu finden und die gefundenen ohne Neid gewähren zu lassen. Wie selten diese Kunst verstanden, wie häufig fehlgegriffen wird, zeigen bis zur Stunde die Geschichten aller Republiken und Monarchieen. Auf einen Perikles kommen hundert Kleone, auf einen Pitt tausend Butes. König Wilhelm hat mit seinem Bismarksgriff einen ganz anders „kühnen Griff" gethan als seiner Zeit in der Paulskirche der verschollene Herr von Gagern, dessen Hansengriff keineswegs ein schlaukalkulirter

Reaktskniff, sondern nur ein einfacher Mißgriff war. Moral: Wer das Greifen nicht versteht, soll die Griffe bleibenlassen.

5.

Deutschland unter der Herrschaft der Hohenzollern zu einheitlichen und das also geeinte mittels einer ungeheuren Kraftentfaltung zu einer Macht ersten Ranges zu erheben, das stellte sich dem preußischen Minister als seine Aufgabe dar. Man hat Grund, zu bezweifeln, daß dem Manne dieses Problem von Anfang an in seiner ganzen Größe und Schwere vor Augen getreten sei. Wahrscheinlicher ist, daß dasselbe erst allmälig bestimmtere Umrisse gewonnen habe. Ein Praktiker, wie Bismark ist, konstruirt nicht a priori; er bemißt seine Kraft für das Mögliche nach seinen Leistungen für das Wirkliche, gerade wie der tüchtige Bergsteiger sich nicht beim Beginne seiner Sommerwanderung sogleich an das Schreckhorn oder an die Jungfrau macht, sondern Lungen- und Muskelnkraft zuerst hübsch bedäch-

tig am Faul-, Roth-, Stockhorn und ähnlichen Voralpengipfeln prüft und probt. Von erstiegenen Voralpenkuppen aus vermag man ja alle die Schwierigkeiten des Erklimmens der Hochalpenspitzen erst recht zu ermessen. Freilich wächst mit der Schwierigkeit auch der Reiz. Wer ist wohl je auf dem Faulhorn gestanden, ohne daß ihm der sehnsüchtige Gedanke aufgestiegen wäre, es müßte doch wunderherrlich sein, da drüben auf der Spitze des Finsteraarhorns zu stehen?

Das erklommene Faulhorn Bismarks war der prager Friedensschluß vom 23. August 1866, welcher den ersten Akt der großen preußisch-deutschen Haupt- und Staatsaktion beschloß, mit einem preußischen Triumphmarsch beschloß, der auch in solchen deutschen Ohren, welche der Stimme geschichtlicher Nothwendigkeit keineswegs verschlossen waren, übel klang, weil die sämmtlichen nationalservilen H—elden mit Jubelgekläff einfielen, — dieses widerliche Geköter, von welchem Heine, so er noch am Leben gewesen wäre, eine seiner eigenen Strophen parodirend gesagt haben würde:

Auf den Straßen Berlins da kriechen herum
Die Wedler und fleh'n unterthänig:
Gib uns einen Fußtritt, o Bismark! Das wird
Uns wohlthun und ehren nicht wenig . . . .

Die ins Rollen und wie! ins Rollen gekommene deutsche Frage nahm ihren unaufhaltsamen weiteren Verlauf. Nur französische Unwissenheit und Eitelkeit konnten sich einbilden, daß aus der Prämisse von 1866 die Konklusion, d. h. die Vollendung der Einheit Deutschlands, nicht gezogen werden müßte und würde. Franzosen und Jesuiten tanzten auf der Mainlinie mit einer Zuversicht herum, als bestände dieselbe nicht aus Papier, sondern aus Granit. Alle Deutschen — norddeutsche Kommunisten, süddeutsche Pseudodemokraten, welfische Fartcatchers. und altbaierische Pfäffler natürlich ausgenommen — kannten und anerkannten ihrerseits des Machwerkes papierene Natur. Aber auch das dünnste Papier reißt nicht von selbst, es muß zerrissen werden. Das geschah eigentlich schon mittels der Schutz- und Trutzbündnisse, welche zur gleichen Zeit mit dem Frieden von Prag Preußen mit den süddeutschen Staaten

vorsorglich abschloß. Damit war der unverschämten Einmischung Frankreichs in die deutschen Angelegenheiten, welche sich König Wilhelm in Nikolsburg hatte gefallen lassen, die gehörige Nase gedreht.

Verhuel und seine Bande merkten nichts. Diese Leute, etliche wenige, sehr wenige ausgenommen, waren durch die Liebkosungen, welche ihnen um ihrer Frevel und Laster willen Cocotte Fortune so lange zugewendet hatte, ganz dumm geworden, so dumm, daß sie gar nicht fühlten, wie es mit ihnen, namentlich seit der jammersäligen Wendung, welche das ruchlose mexikanische Abenteuer — die „größte Idee“ des Räuberhauptmanns in den Tuilerien — genommen hatte, rasch und immer rascher dem Zustande der Futschheit zuging. Es war nicht etwa die Verzweifelung, welche den Empereur, die Imperatrice und ihre Haus- und Presseklaven, ihre Landsknechte und Kammermameluken stachelte, einen großen „Coup“ zu wollen und zu wagen, sondern es war der dünkelblinde Hoch- und Uebermuth, welcher die Belehrungs- und Warnungsdepeschen des klarsehenden Stoffel ungelesen ließ und auf den

Oelgötzen „Prestige“ vertraute, nebenbei wohl auch von dem Segen des alten faselnden Mannes im Vatikan Chassepots- und andere Wunder erwartete. In diesem Dünkel und Dusel, welcher noch erhöht worden durch den Umstand, daß man deutscherseits die nikolsburger Einmischung hingenommen hatte, streckte La Belle France raubgierige Hände gen Landau und Mainz, gen Luxemburg und Belgien aus, und als ihr der Bismark derb auf die lüstern-begehrlichen Finger klopfte, stieß sie den afterwitzigen Schrei aus: „Rache für Sadowa!“

Man fühlt sich quasi dämonisch belustigt, wahrhaft mephistophelisch ergötzt, wenn man zusieht, wie der jetzo vom preußischen Minister zum deutschen Staatsmann emporgewachsene Bismark im August von 1866 und nachher den Verhuelismus zu einem falschen Zug nach dem andern im diplomatischen Schach zu bringen versteht. So meisterlich, daß alle diese Dummheiten des Gegners ohne sein Zuthun, ja sogar gegen seinen Willen gemacht zu werden scheinen.

Zuletzt konnten sich freilich selbst solche Wasserköpfe wie Gramont und Ollivier nicht mehr über

das Spiel täuschen, welches der preußische Minister, wie es seine deutsche Pflicht und Schuldigkeit war, mit den beiden Oelgötzen Prestige und Gloire getrieben hatte. Im ersten Wuthgefühl des Genasführtseins wurde dann die Kriegstrommel gerührt und der lächerlichste aller Vorwände, das „spanische Schloß" des Sigmaringers, zur Ursache eines Angriffskrieges gegen Deutschland hinaufgelogen. Hinterher haben, wie jedermann weiß, die besiegten Franzosen diesen Krieg durchaus nur für eine Machenschaft der bonaparte'schen Bande ausgeben wollen. Wenn siegreich, würden sie ganz anders gesprochen haben. Ist es doch eine historische Thatsache, daß die „republikanische" Linke im gesetzgebenden Körper und in der Presse Napoleon dem Dritten förmlich ein Verbrechen daraus machte, daß er im Jahre 1866 die „gute Gelegenheit", Frankreich zu vergrößern, d. h. Deutschland seiner Rheinprovinzen zu berauben, nicht zu benützen verstanden hätte. Es lebte und lebt kein Franzos, welcher nicht den Staub von den „Stiefeln von Wagram" geküßt hätte, falls der in diesen Stiefeln steckende angebliche Neffe

des vorgeblichen Onkels die „promenade militaire à Berlin" wirklich zu machen im Stande gewesen wäre. Die widerbonaparte'sche Opposition war nicht gegen den Krieg wider Deutschland als solchen, bewahre! sondern nur weil sie dem Empire den Zuwachs an Gloire und Prestige nicht gönnte, der ihm aus einem auch von ihr zuversichtlich erwarteten Erfolge erspriessen würde. Es soll auch nicht vergessen werden, daß Mr. Thiers, der alte Kriegshetzer, welcher ja von sich rühmte, daß er dem kriegerischen Schwindel am standhaftesten und längsten widerstanden hätte, nicht gesagt hat: Der Krieg ist dumm, ungerecht, frivol, nichtswürdig! sondern nur: „Wir sind auf diesen Krieg nicht gehörig vorbereitet und gerüstet, wir sind nicht fertig!"

Das war allerdings wahr und diese einzige offizielle Wahrheit, welche binnen 10 bis 12 Monaten aus französischem Munde gekommen, verdient als eine weltgeschichtliche Rarität in Spiritus aufbewahrt zu werden.

6.

So war das große deutsche Jahr herangekommen.

Dasselbe zeigte gleich zu Anfang etwas Neues unter der Sonne auf: eine deutsche Nation, welche die Mutter alles Großen, die Noth, mit „ihrem heiligen Wetterschlage“ zusammengeschmiedet hatte. Was hatte diesem unerhörten wie unwiderstehlichen Einssein gegenüber das Beiseitestehen des vaterlands-losen und vaterlandverleugnenden Gesindels, dessen Unterarten weiter oben bezeichnet wurden, zu sagen? Nur soviel, daß der Unverstand und die Gemein-heit in deutschen Landen sich in mikroskopisch kleiner Minderheit befanden. Alle Berechnungen der ver-huel'schen Diplomatie, welche auf die gehoffte Zer-teilung Deutschlands in Nord und Süd gestellt waren, alle Rheinbundreminiscenzen, welche durch ultramontane und welfische Gaukler in den Tuilerien aufgeschwindelt sein mochten, erwiesen sich als Wind-blasen. Die mit Minister- und Botschafterfräcken angethanen Mitglieder der bonaparte'schen Bande hatten diese und andere Windblasen einander wechsel-

seitig zugeworfen. Nachdem die sämmtlichen Blas
hernach mit Gestank geplatzt waren, sind die Herr
einander wüthend in die Haare gefahren: alle schim
ten sich wechselseitig Lügner und Halunken und
alle hatten recht.

Uebrigens war, während die geeinte deuts
Nation sich brausend in Waffen erhob, um endl
einmal mit den Franzosen abzurechnen, endlich ei
mal den Räubern von Lothringen und Elsaß, d
Mordbrennern der Pfalz, den erbarmungslosen A
erlegern des Friedens von Tilsit, den vierhunde
jährigen Missethätern an Deutschland, den in sein
Haushalt ewig unverschämt hineinschwadronirend
Blagueurs den Meister zu zeigen, auch Frankre
seinerseits keineswegs uneinig. Der auf die,
einem Franzosen zu reden, »stupide vanité« ni
schlechtberechnete Lügenbrei, welchen die Messie
Gramont, Ollivier und Mitsudelköche der Nati
eingestrichen, hatte gewirkt. Nicht zwar nach de
scher Art wie ein Mann, wohl aber wie eine
synthberauschte Boulevardnymphe warf sich die gen
führte Franzoserei in den Krieg. Es untersteht

keinem Zweifel und ist nachträglich durch hunderte von französischen Zeugenaussagen bestätigt worden, daß die Franzosen so ganz und gar wie von ihrer eigenen Unübertrefflichkeit und Unbesieglichkeit überzeugt waren, sie würden nur einen „militärischen Spaziergang“ zu machen haben und am 15. August triumphirend das Napoleonsfest in Berlin feiern. Niemals, fürwahr, ist der Fall dem Hochmuth so rasch gefolgt wie diesmal, niemals hat die unheilige Dreifaltigkeit Dummheit, Unwissenheit und Uebermuth einen so furchtbaren Schlag empfangen wie hier.

Freilich waren Dummheit und Unwissenheit zugleich Artikel, welche Frankreich mit anderen Modewaaren exportirte und die, mit pariser Lack gehörig überschmiert, überall gierige Käufer fanden. Wie viele Menschen in Spanien und Portugal, in Italien, in Belgien, Holland, England, Skandinavien und Rußland haben denn eigentlich die wahre und wirkliche Bedeutung des deutsch-französischen Krieges erkannt? Wie viele haben das verhängnißvolle Zeichen der Zeit verstanden, daß fast zur selbigen Stunde, wo die Kriegserklärung Frankreichs an

Deutschland erging, in Rom der „unfehlbare“ Papst proklamirt wurde? Wie viele haben den Geist der deutschen Bewegung, welche durch den ungeheuren Erfolg von 1870—71 nur zu einem zeitweiligen Abschluß gekommen ist, erfaßt und haben einsehen gelernt, daß der Sieg Frankreichs gleichbedeutend gewesen wäre mit dem vollständigen Triumph des übermüthigen Janitscharenthums, der finstersten Pfafferei und des schamlosesten Schwindelhabers? Wie viele sind zum Bewußtsein gekommen, daß Deutschland in Wahrheit und Wirklichkeit für die Freiheit, für den Frieden und für den Kulturvorschritt Europa's gekriegt und gesiegt hat? Nicht gar viele, im Gegentheil nur sehr wenige [1]). Die Welt will ja belogen und betrogen sein und die großen Kinder,

[1]) Unter den wenigen stehen freilich Ganz-Menschen, welche, jeder für sich allein, Millionen von Halb-Menschen aufwiegen. So Carlyle und Mazzini, während Garibaldi sich ganz so benommen hat, wie ihm vor Zeiten Cavour prognostizirte, indem er ihn „Notre ganache heroïque“ nannte. Aber es ist hier noch ein Italiener namhaft zu machen, nämlich Giuseppe Civinini, welcher im Maiheft der „Nuova Antologia“ von 1871 die meines Erachtens weitaus gediegenste Beurtheilung des deutsch-französischen Krieges veröffentlichte, welche überhaupt

die Völker, wollen nicht mit herben Wahrheiten belehrt, sondern mit buntbemalten und überzuckerten Ammenmärchen ergötzt sein.

Es dürfte schwer sein, im ganzen Bereiche historischer Frivolitäten und Rohheiten ein Wort aufzu-

---

ein Nichtdeutscher geliefert hat. Der hochgebildete, leider vorzeitig (1871) gestorbene italische Patriot hat darin unter anderem dieses gesagt: — „Wenn die Waffen Preußens den großen Gedanken der deutschen Einheit materiell verwirklicht haben, so ist dem die Vorarbeit einer intellektuellen Thätigkeit vorausgegangen, welche mit Leibnitz begonnen hat und bis zu unseren Tagen fortgeführt wurde. Philosophen und Dichter, Geschichtschreiber und Kritiker haben dazu mitgewirkt, so daß man behaupten darf, Deutschlands Wiedergeburt sei so recht das Werk des Gedankens und der Wissenschaft. Auf jedem Felde menschlichen Wissens, in jeder Form dichterischen Schaffens hat das geistige Deutschland das neue politische Deutschland vorbereitet. Wissenschaft und Literatur, Geschichte und Philosophie haben dem deutschen Volke das tiefe Gefühl der eigenen Nationalität gegeben, haben es gelehrt, sich als für eine große historische Mission bestimmt anzusehen, haben ihm die Erfüllung dieser Mission als eine Pflicht auferlegt. Ja, das ist so recht das wirkliche Merkmal der deutschen Bewegung, daß sie zuerst ein Werk des Geistes gewesen und erst dann, als dieses zur Reife gediehen war, ein Werk der materiellen Kraft wurde. Die Idee ging der That voran (wie der Blitz dem Donner), und bevor die Deutschen das materiell mäch-

finden, welches an Leichtfertigkeit und Brutalität dem »coeur léger« gleichkäme, womit der alberne Schwätzer Ollivier den Krieg gegen Deutschland proklamirte. Wenn dieses geradezu bestialische Wort von deutschen Lippen gefallen wäre, wie würde sich

---

tigste Volk Europa's wurden, waren sie das intellektuell gebildetste: die politische Hegemonie ist Wirkung und Folge der geistigen. Wie beneidenswerth ist dieses Loos Deutschlands im Vergleich mit dem eines anderen Volkes! Denn wer da des Glaubens lebt, daß der Geist etwas bedeute in dieser Welt, setzt wenig Vertrauen in die Dauerhaftigkeit von Werken, welche nur die Frucht politischer und militärischer Operationen sind, ohne genügende geistige und sittliche Vorbereitung. Aber wo ein Volk bereits eine wahrhaft nationale, von allen geschaffene, allen gemeinsame Philosophie, Historik, Poesie, Wissenschaft, Musik hat, wo seit länger als einem Jahrhundert eine fortwährend wachsende Entwickelung schon die Einheit im Bereiche des Denkens und Wissens gegründet hat, da mögen Sadowa und Sedan kommen; sie finden einen urbaren Boden, der gesunde Früchte hervorbringen wird. Das neue deutsche Reich ist also nicht, wie gedankenlos gesagt wird, ein Kind der Gewalt; es ist die langsam gezeitigte Frucht des Gedankens, es ist die politische Ausprägung der geistigen Bildung, es ist der Triumph einer langen Kulturarbeit, erlangt — wie die Siege im Reiche der Thatsachen immer erlangt werden — durch Anwendung der Kraft im Dienste der Idee."

die Welt darüber entsetzt haben! Aber die Franzosen haben natürlich das Vorrecht, wie Kannibalen zu reden und wie Petroliker zu handeln, und marschiren trotzdem immer „an der Spitze der Civilisation“. Der wirkliche und wahre Schliff dieser Civilisationsspitze wurde sichtbar, als Frankreich an der Spitze seiner Armeen die Turkos, Gums und anderes afrikanisches Affenmenschenpack marschiren ließ, um den „deutschen Barbaren“ das verhuel'sche Räuberevangelium zu bringen.

Doch nein! damals, als die Franzosen noch wähnten, es sich in Deutschland wie vordem bequem machen zu können, da sahen sie in demselben kein barbarisches Land. Erst dann, als die Deutschen die in französischen Augen ungeheuerliche Sünde begingen, sich von den unbesieglichen Franzosen schlechterdings nicht besiegen zu lassen, sondern vielmehr ohne alle Rücksicht auf das Komplimentirbuch dazu verschritten, mit beispiellosen Siegesschlägen die mehrgenannten Oelgötzen Prestige und Gloire zu zerschmettern, erst dann, dann aber auch im Handumdrehen, entstand der Mythus von den deut=

schen Barbaren, an welchen die Franzosen alsbald gerade so steif und fest glaubten, wie sie etliche Tage zuvor noch daran geglaubt hatten, daß sie in Königsberg den Frieden diktiren würden.

In denselben Tagen, in welchen der Mythus von den deutschen Barbaren in Umlauf gesetzt wurde, beging Gallia Civilisatrix einen Akt der Barbarei, welcher in der ganzen modernen Geschichte ganz einzig dasteht: die Austreibung der in Frankreich ansässigen Deutschen. Die Franzosen sind damit weit, weit unter die Russen herabgesunken, welche im Jahre 1812, als Napoleon auf Moskau marschirte, von den daselbst ansässigen Galliern nur solche, welche sich gar zu mausig machten und gar zu laut krähten, vorübergehend an den Schatten setzten, während sie die übrigen ganz unbelästigt ließen, so daß dieselben dem am 14. September durch das dragomilowski'sche Thor in die Czarenstadt einziehenden Empereur ihr »Vive Napoléon!« zujubeln konnten. Die französische „Republik" vom 4. September 1870 trifft die ewige Schmach, die barbarische Austreibungsmaßregel, welche der Ver-

hueliſmus ihr hinterlaſſen hatte, nicht nur ange=nommen, ſondern mit Wolluſt angenommen und mit raffinirter Grauſamkeit verſchärft zu haben. Der „Muſterrepublikaner“ Gambetta insbeſondere war es, welcher als Miniſter des Innern dieſe raffinirte Grauſamkeit gegen die, wie ein ihm naheſtehendes „republikaniſches“ Blatt erklärte, „außerhalb alles Völkerrechts“ zu ſtellenden Deutſchen, alſo gegen wehrloſe Männer nicht nur, nein, auch gegen deutſche Frauen und Kinder, gegen ſieche Greiſe, Wöchne=rinnen und kranke Säuglinge, in ſchandbaren Voll=zug geſetzt hat. Der Citoyen Dictateur Gambetta, in welchem die ſchlechteren Eigenſchaften der jüdiſchen mit den ſchlechteſten der franzöſiſchen Raſſe ſich miſchten, um eine Karikatur der Terroriſten von 1793 aus ihm zu machen, er war es überhaupt, der das Meiſte dazu gethan, um dem Krieg jene giftige Wendung zu geben, welche von allen wahr=haft humanen Menſchen in tiefſter Seele beklagt worden iſt und noch immer beklagt wird. Huma=nitätsheuchler aber, welche, während ſie ihre chimä=riſchen Völkerbrüderſchaftstiraden herquäcken, ſchon

die mordbrennerische Steinölflasche in der Tasche tragen, haben kein Recht, in diese Klage miteinzustimmen. Ja, dem Citoyen Gambetta vorzugsweise müßten alle jene Ruchlosigkeiten, welche gegen deutsche Verwundete und Gefangene, Weiber und Kinder verübt wurden, häufig durch von Pfaffen und Schulmeistern dazu angestiftete Kinder verübt wurden, auf dem Gewissen brennen, falls er eins hätte, falls Leute seiner Sorte an der Stelle des Gewissens nicht einen Phrasenwindsack trügen.

Nachdem die Franzosen so recht absichtlich und eifrig die Furie des Krieges entfesselt und in Thätigkeit gesetzt hatten, haben sie dann mit jener kindischen Selbstsucht und Anmaßlichkeit, welche ihnen eigen, verlangt, diese Furie müßte sie, die Franzosen, nur mit Glacéhandschuhen anfassen, wie sie ja auch ein hochkomisches Geplärre darüber aufschlugen, daß, nachdem sie etliche Monate lang von Paris auf die Deutschen herausgeschossen, diese schließlich ihrerseits auch ein bißchen nach Paris hineinschossen. Hatte doch Gallia selbst aus dem Munde des toll, des „ganz Bajonnett, ganz Kanone, ganz

Mauer" gewordenen Hugo gesprochen, als er den Deutschen vororakelte, Paris zu belagern sei eine Monstrosität, eine Unmöglichkeit, eine Undenkbarkeit. Aus Kindischkeit und Dünkel seltsam gemischt war auch das Spionieriechen und Verrathschreien der Franzosen. Erst nachträglich haben denkende und redliche französische Männer herausgefunden und eingestanden, daß ihre Niederlagen nicht der „Spionage" und der „Trahison" auf Rechnung zu setzen seien, sondern vielmehr dem „Volk in Waffen", welches ihrem eigenen durch die zweiundzwanzigjährige Pestilenz des Bonapartismus verdummten und ausgehöhlten an Gesundheit und Kraft, Führung und Schulung, Zucht und Ausdauer, an allem und jedem überlegen war [1]).

Vielleicht kann man die historische Thatsache dieser Ueberlegenheit in die kürzeste Formel bringen, wenn man daran erinnert, daß unter den Gefangenen von Sedan, von den Soldaten gar nicht zu reden,

[1]) Dieses Eingeständniß fand sich z. B. in der Rede, womit der Unterrichtsminister Jules Simon die feierliche Jahressitzung der französischen Akademie am 25. Oktober 1871 eröffnet hat; wenigstens was die Pestilenz des zweiten Empire

eine erkleckliche Anzahl von Offizieren sich befand, welche nicht ihre Muttersprache zu schreiben verstanden, während ein deutscher Husarenleutnant auf der Walstatt von Sedan eine Schilderung der mitgefochtenen Schlacht in der Sprache der Veda und der Sakuntala niederschrieb.

7.

Die ersten Akte des Krieges von 1870—71, vom 2. August bis zum 4. September, rundeten sich zu einem gigantischen Drama, gestalteten sich zu

betrifft, welche der Sprecher folgendermaßen zeichnete: „Wir haben den Ruhm durch das Geld ersetzt, die Arbeit durch die Agiotage, die Ehre und die Ideale durch die Skepsis, die Kämpfe der Doktrinen und der Parteien durch die Politik der Interessen, die Schulen durch die Klubbs. Wir verziehen oder rühmten sogar die schlechten Sitten, schufen den verdorbenen Frauen ein Reich, füllten unsere Augen mit ihrem Luxus, unsere Ohren mit den Berichten von ihren Orgien, unsern Geist mit ihrem Blödsinn, unsere Herzen mit ihren hohlen Leidenschaften. Wir unterstützten die notorischen Spitzbuben in ihren Machenschaften oder klatschten ihnen wenigstens Beifall. Wir waren verschwenderisch mit allem, was die Welt verleihen kann, mit Genüssen, Macht und Ruf. Der Moral spotteten wir oder verleugneten sie. Wir glaub

einer äschyleischen Tragödie, an deren regelrechter Gliederung der alte Aristoteles seine Freude gehabt hätte. 1) Tragikomischer Prolog: Kanonadeschwindel von Saarbrücken mit dem Kugeln auflesenden Lulu; 2) Exposition: Weißenburg-Wörth; 3) Peripetie: Courcelles-Mars la Tour-Gravelotte; 4) Katastrophe: Sedan; 5) Satyrspiel: Wegwischung des Kaiserthrons und Improvisation der Republik in Paris.

Nachdem dieses Drama zu Ende, durften die deutschen Sieger wohl glauben, das ganze Kriegsspiel sei im Wesentlichen beendigt. Sie täuschten

ten nur noch an den Erfolg, wir liebten nur das Vergnügen und verehrten nichts als die brutale Gewalt. An die Stelle der Arbeit, der ernsten und tiefen Studien setzten wir ich weiß nicht was für eine abortive Fruchtbarkeit, welche die Literatur vervielfältigte und die rechten Geisteswerke verschwinden ließ. Wir sprachen, bevor wir gedacht hatten, und zogen dem Ruhme die Reklame vor. Wir verleumdeten Grundsätze und Thatsachen, nur um nicht genöthigt zu sein, sie zu glauben, zu bewundern und zu befolgen. Wir errichteten ein System der Verleumdung und machten aus dem Lügen eine Staatseinrichtung. Ist dies nicht die Gesellschaft, der wir angehörten? Und wenn dem so ist, müssen wir nicht bekennen, daß wir lange vor Sedan besiegt waren? Ja, wir trugen die Ursachen der Niederlage in uns selbst."

sich. Ihrer harrten noch größere Mühsale und die schwierigere Hälfte ihrer Riesenarbeit. Sie mußten Paris belagern, mußten den um Metz hergelegten eisernen Ring verstählen, mußten die Schlachten an der Loire und in der Pikardie schlagen, mußten die Thermopylen von Villersexel, Héricourt und Mömpelgard gegen den Ansturm einer ungeheuren Uebermacht siegreich halten. Und das alles zur gleichen Zeit! Wo hat jemals ein zweites Volk auf Erden binnen 5 Monaten so Ungeheures gethan?

Schon die mit eiserner Zähigkeit zu einem glücklichen Ende geführte Belagerung von Paris ist, für sich allein betrachtet, ein geradezu beispielloses und einziges Unternehmen. Eine Stadt von dieser kolossalen Ausdehnung, eine Stadt mit 2 Millionen Bewohnern, die größte, unnahbarste Festung der Welt, welche mit allen Vertheidigungsmitteln in Hülle und Fülle versehen ist und von einer 300,000 Mann und mehr zählenden Armee vertheidigt wird, mit einem Heer von nicht ganz 250,000 Mann zu umschließen, sie den Winter hindurch umklammert, umschnürt zu halten, bis ihr der Athem auszugehen

droht, sie also zur Uebergabe zu zwingen und sie dann in unerhört großmüthiger Weise zu schonen: wo ist so etwas vorher geschehen auf Erden?

Freilich, die Großmuth, womit die deutschen Sieger das eroberte Paris behandelten, scheint übelangebracht gewesen zu sein, wie die Wiederherausgabe des mit so viel theurem deutschen Blut erkauften und, was man auch darüber sophistisiren mag, höchst wichtigen Belfort entschieden ein unverantwortlicher Fehler war. Solche, welche der Meinung sind, die Deutschen hätten nicht allein die Forts und Wälle von Paris, sondern auch die Stadt selbst monatelang besetzt halten, hätten es sich in den Tuilerien, im Louvre, im Elysée, im Palais Royal und im Luxemburg bequem machen sollen, um selbst dem verbohrtesten Pariser dadurch den Dünkelteufel auszutreiben und ihm die deutsche Ueberlegenheit zum Bewußtsein zu bringen, ja, solche haben sicherlich nicht so ganz unrecht. Aber eine andere Erwägung überwiegt. Würden die Deutschen Paris besetzt gehalten haben, so hätte ja Voltaire's lieber Tiger-Affe keinen Raum gehabt, seine gräulichen März-,

April- und Maisprünge von 1871 zu machen. Das Franzosenthum hätte sich demnach nicht in seiner ganzen Herrlichkeit offenbaren können und die Menschheit wäre einer großen Lehre verlustig gegangen. Wird sie diese schreckliche Lehre beherzigen? Behüte! Die Geschicke müssen sich vollenden und die Strafgerichte werden sich vollziehen .....

Man hat gesagt, durch den Widerstand, welchen Frankreich nach Sedan leistete, habe es sich moralisch rehabilitirt. Wie, zeigte die Kommunewirthschaft und der daran sich knüpfende Bürgerkrieg. Immerhin ist jedoch, die Sache vom idealpolitischen Standpunkt aus angesehen, die Aufraffung der französischen Nation nach dem 2. September von 1870 sehr ehrenwerth gewesen und es ist ungerecht, für diese Aufraffung schlechterdings keine edleren Motive gelten lassen zu wollen, als den Ehrgeiz und die Herrschsucht der Leute, welche allerdings nur durch einen ordinären Pöbelauflauf am 4. September an die Spitze der Staatsleitung geschleudert worden waren, beziehungsweise sich selbst dahin geschleudert hatten. Es war in der That für das

nzösische Nationalgefühl unerträglich, sich für be-
t zu halten, geschweige sich für besiegt zu er-
en, und in der Energie dieses Gefühls liegt
h etwas sehr Achtungswerthes, obzwar viele Aus-
che des französischen Nationalstolzes in den Aeu-
ungen eines Hugo, Michelet u. s. w. kerzengerade
schnurstracks aus dem Narrenhause kamen. Stellt
n sich freilich auf den realpolitischen Standpunkt,
gewinnt man die Ueberzeugung, daß es den
nzosen schon nach Wörth und Metz, geschweige
h Sedan klar sein mußte, daß sie, wie keinen
mark, so auch keinen Moltke hätten, das will
n, daß sie nach dem 4. September Frieden
hen mußten, um zu retten, was noch zu retten
. Die Nation hätte, wenn befragt — und daß
nicht befragt wurde, das ist die große Sünde
Leute vom 4. September — zweifelsohne mit
eheurer Mehrheit den Frieden gefordert, welcher
nerhin sehr bedeutend billiger zu stehen gekommen
e, als er 6 Monate später zu stehen kam. Es
ein ungeheurer Fehler, daß die Republik die
uderhafte Erbschaft des Kaiserreichs antrat. Es

hätte ihr nur zum Vortheil gereichen können, so sie, wie sie ja mit voller Wahrheit konnte, sagte: Improvisirt und unvorbereitet, wie ich bin, vermag ich die ungeheuren Schläge, welche das kaiserliche Frankreich erlitten hat, unmöglich sofort gutzumachen und muß Frieden schließen, um die Existenz des Landes nicht auf's Spiel zu setzen. Das Unglück war nur, daß die Favre und Gambetta keine Realpolitiker gewesen sind, sondern Phantasten, welche an die Legende von 1793 glaubten und sich selbst und der Nation vorbombastisirten, das Chassepot in der Hand der Gallia Respublica sei ein Zauberstab, welcher die deutschen Barbaren mit Windeseile vom französischen Boden wegfegen würde.

Der Citoyen Dictateur Gambetta hat das unbestreitbare Verdienst, das Lügen, mit Jules Simon zu sprechen, zu einer „Staatseinrichtung" gemacht zu haben. Vor ihm war es nur eine sporadisch betriebene freie Kunst gewesen, die allerdings auch schon Erkleckliches leistete, z. B. am 5. August von 1870, wo sie in Paris trompetete und paukte, Tags zuvor hätten die Franzosen einen kolossalen Sieg

erfochten, 20,000 Preußen erschlagen und 30,000, keinen einzigen weniger, sammt dem Kronprinzen gefangen genommen. Auch der Mythus von den 20,000 oder gar 100,000 Preußen, welche der Marschall Bazaine auf ein künstlich unterhöhltes Feld gelockt habe, um sie alle mitsammen holterti-polter auf Nimmerwiederkehr in die fabelhaften Steinbrüche von Chaumont hinunterzustürzen, war eine recht hübsche Leistung. Aber erst Citoyen Gambetta erhob die Lügnerei zu einer systematisirten Wissenschaft, aus deren Mund, als sie ihn zum erstenmal aufthat, die baumstammdicke Lüge hervorquoll, die Pariser hätten am 4. September mittels einer „Revolution" das Kaiserreich gestürzt und die Republik aufgethan [1]). Um das Abbrechen der Friedensverhandlungen von Ferrières seitens der republikanischen Machthaber der Nation und den europäischen

[1]) L. Bamberger hat am Schlusse seines Aufsatzes „Material zur Völkerpsychologie" (Allg. Zeitung 1870 Nr. 305 fg., 1871 Nr. 23 fg.) ebenso lehrreich als ergötzlich das ganze von den Franzosen errichtete und gehandhabte Lügensystem zur Erörterung gebracht.

Kabinetten plausibel zu machen, wurde gelogen, Bismark hätte dem französischen Unterhändler erklärt, Frankreich müßte zu einer Macht zweiten Ranges degradirt werden. Das Lügen inbetreff der militärischen Operationen ging ins Ungeheuerliche, ins Gambetta'sche. Den Marschall Bazaine ließ man in Bulletins noch siegreiche Ausfälle machen, nachdem das außerfranzösische Europa die Kapitulation von Metz schon drei Tage lang kannte. Ganz wundervoll sodann war die große Geschichte von den drei Särgen, welche, prächtig geschmückt und „von 3000 Mecklenburgern geleitet", durch Toul und von da nach Deutschland geführt wurden. Zuerst lagen darin König Wilhelm, der Kronprinz und Moltke; dann wurden aus den drei Särgen zwei, welche die Leichname des Prinzen Friedrich Karl und Moltke's enthielten; hierauf schrumpften die zwei Särge zu e i n e m zusammen und barg dieser den todten „Großherzog von Nassau". Einen Tag nach der Uebergabe von Straßburg ließ sich die Regierungsdelegation in Tours aus Basel, wo der französische Konsul einer Filiale der gambetta'schen

Lügenfabrik vorstand, sage aus Basel telegraphiren, Straßburg sei noch immer unbezwungen. Nachdem die Luftpost den Citoyen Dictateur kaum in Tours abgesetzt hatte, setzte er sich hin, um „avec une indicible joie“ der Nation zu verkünden, daß die deutsche Belagerungsarmee durch einen Ausfall der Pariser aus allen ihren Stellungen vertrieben worden sei — ein ganz falstaffischer Aufschnitt, welchem übrigens, wie mit Recht bemerkt worden ist, nicht allein die Lügensucht und Pralwuth zu Grunde lagen, sondern auch die Berechnung, durch Verbreitung von erfundenen Siegesbotschaften die Aufmerksamkeit des Landes von der damals aufgeworfenen Forderung einer Nationalversammlung abzulenken und die Berufung einer solchen zu hintertreiben, um ungestört diktatorisch weiterwirthschaften zu können. Als die Regierungsdelegation Tours vor den herangekommenen Deutschen räumen mußte, log der Diktator, die Regierung zöge sich bloß darum nach Bordeaux zurück, weil sie die strategischen Bewegungen der Armee nicht „geniren“ wollte. Ende Novembers erschwarbelte er einen gelungenen Aus- und Durch-

bruch der Pariser und bewog damit den General Aurelles de Paladine zu seinem so traurig abgelaufenen Vorgehen. Aber am 31. Dezember überlog der Gambetta den Gambetta. Am 29. Dezember war die schicksalsschwere Einnahme und Behauptung des Mont Avron durch die Deutschen eine vollendete Thatsache. Am 30. wurde dieselbe durch den französischen Telegraphen von Le Mans aus bekanntgegeben. Der Citoyen Dictateur Gambetta kannte sie demnach an demselben Tage. Da er jedoch auf den 1. Januar ein großes patriotisches Spektakel angeordnet hatte, so proklamirte er, um die Feststimmung für den folgenden Tag zu erhöhen, am 31. Dezember: „Der Angriff der Preußen auf den Mont Avron ist glorreich zurückgeschlagen. 7000 bis 8000 Preußen todt. Paris est magique, antique, régénéré“ [1]).

---

[1]) Wenn Leibjournale des Verhuelismus wie der „Figaro“, der „Gaulois“ u. s. w., wenn die ganze Pressebanditenbande des zweiten Empire, wenn publizistische Schwindler und Marktschreier wie Girardin und ähnliches Geschmeiß sich ein Geschäft daraus machten, die absurdesten Lügenmärchen über die Deutschen und die deutsche Kriegsführung zu fabriziren,

Gewiß lebt kein Mensch von gesundem Verstand, der nicht fühlte, wie vortheilhaft von dieser zugleich kläglich-dummen, schamlos-unsittlichen und entschieden-gemeinschädlichen Lügnerei die schlichte Wahrhaftigkeit der deutschen Kriegsberichtesprache absticht. Manche der deutschen Siegesdepeschen dürfen um ihrer lakonischen Bestimmtheit und bescheidenen Mäßigung willen klassisch genannt werden. Feinschmecker stilistischer Gerichte wollen freilich herausgefunden haben, daß die amtlichen deutschen Kriegsberichte mitunter allzu fromm gewürzt gewesen, daß zuviel biblischer Pfeffer und zuviel orthodoxe Liebesäpfel-

---

so war das ganz in der Ordnung. Dieses Pack that nur, wofür man es bezahlte. Wenn aber sogar eine Aurore Dudevant (George Sand) ihr „Journal d'un voyageur pendant la guerre" (1871) mit den plumpsten, abgeschmacktesten Lügen anfüllte und wie eine besoffene Gassenvettel gegen die Deutschen faselte, zeterte, schäumte, so gibt das einen weiteren Beweis dafür ab, daß die gedemüthigte Nationaleitelkeit der Franzosen häufig zu delirirendem Wahnsinn umgestanden ist. Selbst die ingrimmigsten Auslassungen unserer widerfranzösischen Sturmdichter von 1813 erscheinen, verglichen mit dem verlogenen Getobe der französischen Schmierlinge von 1870—1871, immer noch künstlerisch-maßvoll.

sauce daran gethan worden seien, wie denn auch griesgrämelnde Kritiker keinen Anstand genommen haben, zu behaupten, das Ordenskramzeug sei deutscherseits während des Krieges und unmittelbar nach demselben wieder einmal bis zum kindischsten Grade der Kinderei getrieben worden.

Mag dem so sein. Wenn jedoch ein gerechter Rechner die Summe des großen Jahres zieht, so muß und wird er finden, daß die Deutschen, alle mitsammen, die im Felde und die daheim, Staatsmänner und Feldherrn, Generale, Offiziere und Soldaten, Kämpfer und Krankenpfleger, Prinzen und Proletarier, Männer und Frauen, die kolossale Arbeit, die ihnen auferlegt war, mit großem Sinne gefaßt und in großem Stile gethan haben. Es klingt stolz, aber es soll und darf so klingen, denn es ist nur wahr: — nie hat Größeres die Sonne geschaut als diese Kraftentwickelung deutscher Nation.

8.

Während der bei Sedan gefangene Empereur auf der Fahrt zu seinem goldenen Käfig auf Wilhelmshöhe begriffen war und sein Thron in Paris durch einen ganz ordinären Pöbelexzeß — keineswegs durch eine „Revolution“ — weggewischt wurde, flog die Kunde von den Dingen, welche in den ersten Septembertagen von 1870 geschehen waren, über den Erdball hin, bis in die entferntesten Winkel desselben Staunen und Verwunderung verbreitend, allenthalben Völker und Regierungen, Wissende und Nichtwissende, Denkende und Vegetirende, Gescheide und Dumme gleichermaßen ausschließlich beschäftigend.

Ueberall fühlten und gestanden die urtheilsfähigen Menschen — also selbstverständlich die Minderheit — daß im Buche der Weltgeschichte ein neues Kapitel aufgeschlagen und daß die Dünkelfabelblase von der „grande nation“ zerplatzt sei, — mit einem Geruche zerplatzt sei, welcher keine Aehnlichkeit mit dem von Rosenöl hatte, sondern vielmehr in den Nasen von Menschen, welche vom Gegenwärtigen auf Kom=

mendes zu schließen vermögen, schon einen Vorschmack von dem scheußäligen Petroleummordbrandgestank hatte, welcher im Mai von 1871 Paris durchqualmte.

Die sogenannte öffentliche Meinung Europa's verfiel nun, wie das der lieben öffentlichen Meinung nicht eben selten zu begegnen pflegt, im Herbste von 1870 auf das Dümmste. Wären im August die Franzosen Sieger gewesen, wären sie in Deutschland ein- und vorgedrungen, hätten sie, wie sie beabsichtigt und zu wollen tobend laut erklärt hatten, die Rheinprovinzen erobert und — wohlverstanden, ohne jede Rücksicht auf das Nationalitätsprinzip — von Deutschland abgerissen, so würde die liebe gute öffentliche Meinung, welche einer öffentlichen Metze häufig auf's Haar gleicht, das ganz in der Ordnung gefunden haben oder es wenigstens, vielleicht mit etwelchem mitleidigen Achselzucken, haben geschehen lassen. Gewiß beklagt jeder anständige Mensch, daß es überhaupt noch Kriege und Eroberungen gibt; aber ebenso gewiß wird kein anständiger Mensch nur diesem oder jenem Volke das Kriegführen und

Erobern als ein Monopol zutheilen. Seit 400 Jahren waren die Franzosen erobernd gegen Deutschland vorgegangen, seit 4 Jahrhunderten war ihnen von Zeit zu Zeit ein Raub deutscher Provinzen gelungen: demzufolge hatten sie und nur sie in ihren eigenen Augen, wie in denen der Dummlinge und Gewohnheitsschnarcher von ganz Europa, das Recht der Eroberung. Jetzt aber, als die Franzosen in einem von ihnen muthwilligst und übermüthigst vom Zaun gebrochenen Angriffskriege zusammengeschlagen worden „wie altes Eisen", jetzt, wo die angegriffenen Deutschen ihrerseits in Frankreich eingedrungen waren und es den Anschein gewann, sie wollten und würden endlich einmal den Stiel umkehren und nicht etwa nationalfranzösische Provinzen, nein, nur nationaldeutsche, ihnen vordem mit Lug und Trug und Raub entrissene wieder zurückzuerobern, — ja, jetzt entsetzten sich plötzlich alle politischen Höckerinnen und Waschweiber Europa's vor dem Rechte der Eroberung. Jetzt kam ihnen dieses von den Franzosen, wie während ihrer sogenannten Republik (1792—99), so auch während

ihrer neuesten Geschichte seit 1830 in Afrika, Amerika, Polynesien, Asien und Italien unaufhörlich beanspruchte und geübte Recht mit einmal barbarisch vor. Dieselben Leute, welche kein Wort des Tadels über die infamen von Verhuel angeordneten französischen Raubzüge nach Mexiko und China gefunden, sondern im Gegentheil diese Ruchlosigkeiten noch gelobt hatten, dieselben Waschweiber und Höckerinnen, welche die noch dazu von den verächtlichsten Heuchelpossen begleitete Wegstehlung Nizza's von Italien ganz begreiflich und verzeihlich gefunden hatten und es auch dem Kriegsrechte vollkommen gemäß fanden, daß die Franzosen im Sommer und Herbste von 1870 harm- und wehrlose, auf der Heimfahrt von fremden Küsten begriffene deutsche Handelsschiffe kaperten und verbrannten, — dieselben Leute schrieen jetzt über die Barbarei des Kriegsrechts, als die Deutschen auch ihrerseits davon Gebrauch machten und als sie nicht so einfältig, nicht so verrückt waren, nach Sedan, wo sie und nur sie die Franzosen von der schmählichen Tyrannei des Verhuelismus befreit hatten, einen kosmopoli-

tischen Kratzfuß zu machen und die Franzosen höflich um Verzeihung zu bitten, daß sie die unglückliche Ehre gehabt hätten, dieselben beispiellos zu schlagen, und sodann umzukehren und heimzuziehen, ohne eine Fußbreite vom Gebiete Frankreichs und ohne einen Stein von den französischen Festungen zu begehren.

Es ist eine zweifellose Thatsache, daß vom September an „Europa's öffentliche Meinung" — die immer und überall kleinen Kreise der wahrhaft gebildeten und wirklich wissenden Menschen natürlich ausgenommen — auf die französische Seite sich neigte. Bei Italienern, Spaniern, Portugiesen und anderen Mitgliedern der romanischen Rasse erklärte sich das in erster Linie aus dem Rasseninstinkt, in zweiter aus Unwissenheit. Bei den slavischen Völkerschaften aus ihrer Abneigung gegen germanisches Rechts- und Staatswesen, gegen die deutsche Kultur überhaupt. Slavenfeinde behaupten sogar, schon die zudringlichen Ansprüche, welche die deutschen Despoten Kehrbesen und Scheuerlappen und die deutschen Tyranninnen Seife und Bürste pedantisch erhöben, reichten aus, ganz Slavien gegen Germanien zu

empören. Bei Romanen und Slaven, wie auch bei den Skandinaven (ganz abgesehen von den deutsch-dänischen Differenzen) kam noch der eingewurzelte Afterglaube an die Unbesieglichkeit und an das selbstverständliche Eroberungsrecht der Franzosen hinzu. Diese hatten ihr bekanntes: „Wir und nur wir und allzeit nur wir marschiren an der Spitze der Civilisation!“ den bezeichneten Völkern so lange in die Ohren geschrieen, bis die bildungs- und urtheilslose Menge allenthalben daran glaubte. Wenn aber die Menge einmal etwas glaubt, recht glaubt, so ist bekanntlich weder mit Vernunft und Logik noch auch mit historischen Thatsachen dagegen aufzukommen. Selbst die unanfechtbarsten statistischen Wahrheiten helfen da nichts. Was kümmerte sich die bildungs- und urtheilslose Menge z. B. um das statistische, von der französischen Regierung im Sommer 1871 amtlich festgestellte und kundgegebene Faktum, daß, von der gränzenlosen Verwahrlosung der Volkserziehung in den Provinzen Frankreichs gar nicht zu reden, in Paris selbst, in diesem „Mekka der abendländischen Civilisation“, mit Monsieur Hugo,

in dieser „Weltleuchte", mit Citoyen Gambetta zu sprechen, nicht weniger als 60,000, sage sechzigtausend Kinder ohne allen und jeden Schulunterricht bislang aufgewachsen sind und zur Stunde noch so aufzuwachsen fortfahren.

Zu den berührten nationalen Antipathien gegen Deutschland und den beregten populär-aftergläubischen Voreingenommenheiten für Frankreich gesellte sich dann angesichts der ungeheuren Machtentfaltung der Deutschen in manchen Staaten, vorab in kleinen wie die Schweiz, Belgien und Holland, die Besorgniß, von einem übermächtigen deutschen Reich erdrückt oder gar verschlungen zu werden, — eine Besorgniß, welche zwar nirgends auch nur den geringsten thatsächlichen Anhalt hatte, die aber von den sämmtlichen Deutschenhassern und Franzosenliebern in den genannten Ländern geflissentlich und mit allen Mitteln genährt wurde. Daneben kam dann auch noch das Interesse und zwar in der interessirtesten Bedeutung des Wortes ins Spiel. Belgien, von dessen Bevölkerung noch dazu, wie von der Bevölkerung der Schweiz, die kleinere

Hälfte von romanischer Rasse ist, dann Holland und nicht minder die Eidgenossenschaft stehen seit langer Zeit mit Frankreich in vielfachen und sehr beträchtlichen Verkehrs- und Geschäfteverhältnissen. So, wie die Natur der geschäftlichen Beziehungen nun einmal ist, allzeit war und immer sein wird, ist es leicht erklärlich, daß alle Schweizer, Holländer und Belgier, welche gewohnt waren, mit Frankreich häufige und vortheilhafte Geschäfte zu machen, schon darum höchst erbittert und erbos't gegen die Deutschen waren, weil ihnen diese schlechterdings nicht den Gefallen thun wollten, sich von ihren, der Belgier, Holländer und Schweizer guten Geschäftsfreunden, d. h. von den Franzosen schlagen, besiegen und erobern zu lassen. Wie weit diese Erbitterung und Erbosung sich verirrte, kann uns beispielsweise die sonst „urchig" deutsche Schweizerstadt Basel zeigen, allwo es so heftig franzosete, daß die daselbst ansässigen Deutschen nach Beendigung des Krieges nicht wagen durften, unter sich ein Sieges- und Friedensfest zu begehen, zur gleichen Zeit, wo rings in der Schweiz, besonderes demonstrativ

in Schaffhausen und St. Gallen, öffentliche Festlichkeiten zu Ehren der Franzosen von Bourbaki's Armee veranstaltet wurden.

Nun, Germania wird sich die während des großen Jahres gemachten Erfahrungen wohl hinter's Ohr geschrieben haben; nicht etwa, um kleinlich-rachelustig solcher Nadelstiche sich zu erinnern, sondern nur, um künftig gehörig auf ihrer Hut zu sein. Dagegen wird sich ihr im Verlaufe der Zeit hoffentlich einmal Gelegenheit bieten, die „wohlwollende" Neutralität, welche sie während des deutsch-französischen Krieges von seiten Englands zu befahren hatte, mit Zins und Zinseszinsen heimzubezahlen. Rußland hielt sich, die altmoskowitischen und jungczechischen Bärte mochten sich im „Golos" und anderwärts sträuben, wie sie wollten, ehrlich neutral. Was Oestreich angeht, so schlug der deutsche Siegesschlag von Sedan halbgezogene erzherzogliche und andere von Konkordatsbonzen geweihte Degen heftig in die Scheiden zurück. Italien entging bekanntlich nur mit Noth der traurigen Ehre, für den Verhuelismus seine Söhne auf das Schlachtfeld zu schicken. Wäre es nur auf den

Re Mustacchi, den gehorsamen Knecht Napoleons III., und auf Generale und Admirale von der Sorte Lamarmora's und Persano's, die es juckte, wieder einmal Schlachten so glänzend zu verlieren, wie sie die von Kustozza und Lissa verloren hatten, ja wäre es nur auf solche und nicht auf klügere Leute angekommen, so würde die Weltgeschichte eine riesige Dummheit mehr zählen. „Notre ganache heroïque" freilich ließ es sich nicht nehmen, für die, welche seinem Vaterlande Savoien und Nizza entrissen, sowie Rom vorenthalten, gegen die, welche demselben mittels Sadowa's Venedig und mittels Sedans Rom gegeben hatten, im gewohnten rothhemdigen Seiltänzerstil zu Felde zu ziehen. Aber jeder hat und muß das Recht haben, sich zu blamiren [1]). Das hat der gute Alte von Kaprera mit dem Herz von Gold und mit dem Kopfe von Stroh bei dieser Gelegenheit redlich gethan, so daß man ihn,

---

[1]) Wer so recht erfahren will, wie! und wer eine deutliche Vorstellung von der garibaldinischen Wirthschaft erlangen will, lese das, obzwar von einem entschiedenen Deutschenhasser verfaßte Buch: „Garibaldi et ses opérations à l'armée des Vosges", par R. Middleton. Paris 1872.

falls er Latein verstände, achselzuckend absolviren könnte mit den Worten: Si mansisses domi, mansisses dux!

9.

Am 18. Januar von 1871, in der Mittagsstunde von 12—1 Uhr, hat im Schlosse von Versailles im großen Spiegelsal („galerie des glaces") die feierliche Verkündigung des neuen deutschen Reiches stattgefunden und wurde König Wilhelm von Preußen als deutscher Kaiser ausgerufen.

Als die Kunde davon in das belagerte Paris gelangt war, wurde ein bezügliches Poem im Theater français deklamirt und überschütteten die Zuhörer mit jubelndem Beifall die Verse:

„Des empereurs? Quelle démence!
Allemagne, ton tour commence:
C'est la revanche de Sédan!"

was sehr begreiflich ist, so man bedenkt, in was für einen Sumpf von Blut und Unflat La Belle France von ihrem Empereur Badinguet dem Ersten hineingeführt worden war.

Diesseits des Rheins da summte uns alten Republikanern von 1848, als wir erfuhren, daß eine der schneidendsten Ironieen der Weltgeschichte geschehen sei: die Auferstehung des Reiches deutscher Nation im Palaste Ludwigs des Vierzehnten — ja, da summte uns in den Ohren die alte Weise Heine's:

„Bedenk' ich die Sache ganz genau,
So brauchen wir gar keinen Kaiser.“

Es war eine wehmüthige Erinnerung, wie der Rückblick auf eine Jugendliebe, die keine ihrer Versprechungen gehalten hat. Warum eine Thatsache verheimlichen oder leugnen wollen und wäre sie noch so brutal? Die Nation wollte von unserem Ideal nichts wissen, und wenn wir viel zu alt, viel zu ehrlich, zu ehrenhaft und zu stolz sind, demselben treulos den Rücken zu wenden, so dürften wir ihr den Glauben daran nicht aufzwingen wollen, auch wenn wir es könnten. Der Republikanismus, welcher keine andere Freiheit kennt und anerkennt als die „Freiheit, die er meint“ — ist nur ein rohgeschnitzter und grellbemalter Fetisch in der Pagode „Zur heiligen Bornirtheit“, allwo schlau-

stupide oder stupid-schlaue Fanatiker vor einem denkfaul-andächtigen Publikum ihre Veitstänze aufführen. Der echte Republikaner will nicht nur selber frei sein, sondern auch jeden anderen „nach seiner Façon" frei sein lassen. Nur bildungslose und tyrannische Nivellirungslümmel fordern eine Freiheits- und Gleichheitsschablone und kneten mit ihren plumpen Händen das Ideal zum Idol um, zur dogmatischen Fratze, zum Götzen, vor welchem kein anständiger Mensch stehen, geschweige knieen mag. Um aller Götter willen keine Alleinseligmacherei in der Politik und Sozialwissenschaft! Sie hat fürwahr schon in der Religion Unheil genug angestiftet. Nur keine Freiheitspfaffen! Wir hätten ja wohl schon an den anderen genug, übergenug.

Deutschland wollte einen Kaiser, weil es — ob mit Recht oder mit Unrecht, das ist vorerst ganz einerlei — des Glaubens war, nur unter der Kaiserkrone zur Einheit gelangen zu können. Daß aber die Kaiserkrone an das Haus Hohenzollern kommen mußte, war eine so unbedingt gegebene geschichtliche Nothwendigkeit, daß unter Menschen von fünf gesunden

Sinnen darüber gar keine Meinungsverschiedenheit statthaben kann. Dagegen frondiren? Bah, denkende und wissende Männer gelüstet es nicht nach der lächerlichen Rolle jener deutschen Zeitungsfliegen, welche sich auf die Räderspeichen des deutschen Reichswagens setzen, um denselben aufzuhalten.

Er rollt doch vorwärts, nicht nur den Fliegen, sondern auch seiner allerdings bedenklich schwerfälligen und verwickelten Bauart zum Trotz. Ja, diese Reichsverfassung ist nichts weniger als ein idealer Wurf und künstlerischer Guß, sondern sie ist ein Nothwerk. Aber so, wie sie ist, höchst mangelhaft und schreiend verbesserungsbedürftig, ist sie doch eine gesegnete Frucht des großen Jahres. Sie markirt einen ungeheuren Vorschritt, den, daß wir nicht mehr bloß eine Nation uns träumen, sondern eine sind. Sie ist die staatsrechtliche Formulirung der welthistorischen Thatsache, daß Deutschland endlich wieder auf seine eigenen Füße sich gestellt, seine Geschicke in die eigenen Hände genommen, seinen Haushalt, durchaus unabhängig von der Fremde, nach eigenem Bedürfen und Ermessen geordnet und

nach außen die Großmachtstellung errungen hat, welche ihm um seiner Kulturarbeit willen schon lange von rechtswegen gebührt hätte.

Das ist Solchen zu antworten, welche fragen: Was hat uns das „große Jahr" denn eigentlich eingebracht?

Wenn dagegen auf der andern Seite allzu hochfliegende Hoffnungen auf die Entwickelung des deutschen Reiches laut geworden sind, so ist zu sagen, daß auch der deutsche Reichsbaum nicht in den Himmel wachsen wird. Es ist dies auch gar nicht nöthig. Männer, welche auf den harten Schulbänken der Meisterin Erfahrung Weisheit und Selbstbescheidung gelernt haben, wissen und bekennen, daß wie im Menschendasein so im Völkerleben alle Erfüllungen zu den Erwartungen im glücklichsten Falle sich verhalten, wie der Schatten des Regenbogens zu diesem selbst sich verhält. Unser Volk soll nie ein befriedigtes und durch philisterhaftes Befriedigtsein in Selbstgefälligkeit und Dünkel verfallendes werden, sondern ein ewig strebendes bleiben, eingedenk — bei allem, was gesund, tüchtig, wahr und

groß, denkt man eben immer unwillkürlich des Hoch- und Heermeisters der deutschen Ritterschaft vom Geiste — ja, eingedenk des für Menschen wie für Völker gesprochenen Urworts:

„Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Wer täglich sie erobern muß!"

Für das „Müssen" des deutschen Volkes ist gesorgt. Denn es gilt in der That, die Freiheit und das Leben täglich neu zu erobern, und niemals durfte eine Nation weniger die Hände müssig in den Schoß legen. Die deutsche wird es auch nicht thun: Arbeit ist die Seele des Germanenthums.

Pessimistische Patrioten — und sie sind nicht die schlechtesten — sagen: An eine verständige und anständige Lösung der Freiheitsfrage ist vorläufig gar nicht zu denken. Die gebildeten und besitzenden Klassen fürchten die Freiheit, weil die Massen dieselben nur in Gestalt des „rothen Gespenstes" kennen, welches jetzt kein um Mitternacht spukendes Gespenst mehr ist, sondern leibhaft-scheusälig in die Tageshelle trat. Die Massen sind entweder vom Taumelkelche des kommunistischen Molochkultus trun-

ken oder aber sie sind durch die von seiten der Höfe und Regierungen seit vielen Jahren planmäßig geförderte und geliebkos'te römische und lutherische Jesuiterei so verpfafft, daß es vorderhand ganz nutzlos ist, in diese Doppelnacht das Licht idealer Anschauungen hineinleiten zu wollen. Der praktische Politiker muß aber mit dem ihm jeweilig zu Gebote stehenden Material arbeiten. Er muß im Stande sein, wie die Vorzüge so auch die Gebrechen der Gesellschaft sich zu Nutzen zu machen. Da nun die Phrase von der Völkersolidarität und das Geflunker von der Menschenbruderschaft in unseren Tagen wieder, wie vorher allzeit, in der ganzen Jämmerlichkeit ihrer Phrasenschaft und Flunkerei sich geoffenbart haben, so könnten nur lyrische Träumer, nicht aber können hellsichtige und thatkräftige Politiker anstehen, den Menschen- und Völkeregoismus zu einem tüchtigen Werkzeuge zu machen, um das Werk der deutschen Nationaleinheit zu vollenden. Man muß zu diesem Ende das einmal geweckte Machtgefühl der deutschen Nation, das Groß- und Größtemachtgelüste Germania's fortwährend kitzeln

und dabei der Gekitzelten unablässig in die Ohren raunen: Nur die ganze Einheit bringt dir volle Machtbefriedigung!

Derartige Gedanken sind in allem Ernste gedacht, wenn auch vielleicht nicht ausgesprochen worden, und sie mußten hervorgerufen werden durch die Verbitterung von vielen Deutschen — wieder nicht den schlechtesten — die so heiß kosmopolitisch gefühlt hatten wie irgendjemals jemand, aber beim Anblick der brutalen Thatsache, daß ringsher der wüsteste, undankbarste Haß gegen die deutsche Nation lautwurde, weil sie sich nicht besiegen und erobern lassen und weil sie sich nicht mehr mit der Größe „im Reiche der Träume" zufriedengeben wollte, noch bei Zeiten innegeworden sind, was für Thoren sie gewesen waren.

Es ist aber zu sagen, daß der Pessimismus wohl das Zeug und die Berechtigung hat zum Kritisiren, doch nicht die Kraft zum Schaffen. Mit seiner Umschaffung der Germania zu einer gierigen Chauvinistin wird es also gute, d. h. keine Wege haben.

Die deutsche Politik hat in der nächsten Zeit gar keine Zeit zu Phantastereien; ihr sind zu viele,

zu sicht- und greifbare positive Ziele vorgesteckt, welche zu erreichen sie die Beine tüchtig rühren muß. Sie soll durch die Verpreußung des Reiches hindurch zur Durchdeutschung desselben gelangen. Sie muß ein Ende machen mit dem Pfaffenstaate im, nein, über dem deutschen Staate; sie muß den römischen Wölfen sammt den lutherischen Dachsen ein geistweises „Kesseltreiben von Sedan" bereiten. Sie soll und muß die soziale Frage so anpacken, daß der ernste Wille, die Menschen- und Bürgerrechte der Handarbeiter sicherzustellen und zu schützen, sonnenklar hervortritt, und falls es ihr nicht möglich sein sollte, den Lugpropheten des Gnotenthums in seiner gnotigsten Bedeutung zum Trotz zwischen Arbeit und Kapital eine befriedigende und dauernde Vermittelung zu finden, so soll sie wenigstens zum voraus Sorge zu tragen suchen, daß der dumpf heranbrausende kommunistische Barbareistrom nicht die Wurzeln des nationalen Daseins und der Kultur mit sich fortzureißen vermöge, und sie wird das erreichen, wenn sie, was sie bislang für den wissenschaftlichen Unterricht gethan, verdoppelt und das

bisher für die Volksschule Gethane verdreifacht, dreimal verdreifacht.

Das sind praktische Ziele und große Aufgaben. Eine weitere, nicht minder große wird hinzukommen, ja sie ist schon da: — die Aufgabe und Pflicht, unsern Brüdern in Oestreich bei ihrem angehobenen Kampfe gegen Verslavung, Verjunkerung und Verbonzung eine hilfreiche Hand zu bieten. Neun Millionen Deutsche dürfen nicht verbonzt, verjunkert und verslavt werden und sie können es nicht, so sie nicht wollen. Vor dreißig Jahren hat einer unserer Dichter gerufen: „Der Rhein soll deutsch verbleiben!“ Er ist es nicht nur geblieben, sondern erst recht geworden. Jetzt muß es heißen: Auch die Donau, soweit sie deutsches Land durchströmt, soll deutsch verbleiben! und von den Deutschen, nur von den Deutschen wird es abhängen, ob dereinst von der Tochter des Schwarzwalds gesagt werden könne, was heute von dem Sohne der Alpen mit Wahrheit gesagt und triumphirend gesungen wird.

Briefe vom Zürichberg.

(August und September 1871.)

Wahrheit gegen Freund und Feind!

Schiller, Lied an die Freude.

Schädliche Wahrheit, ich ziehe sie vor
dem nützlichen Irrthum;
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie
vielleicht uns erregt.

Göthe, Vier Jahreszeiten.

1.

2. August 1871.

Lieber Freund! An einem der wenigen schönen Morgen, welcher dieser launische Sommer uns gönnte, waren Sie heraufgekommen, um Abschied zu nehmen, und sahen lange aus meinem Fenster auf die Pracht der Landschaft hinaus. Das Auge umspannt mit einem Blick drunten die Stadt mit ihrem grünen Strom und draußen den blauen See, um ihn her die amphitheatralisch aufsteigenden Voralpen und über diesen die firnschneebekrönten Majestäten selber, vom Glärnisch bis zum Titlis.

„Sie sehen alles das Zeug da von Ihrem Schreibtisch aus; langweilt Sie es nicht?" — Nein. — „Ach ja, Sie sind so ein altmodiger Naturnarr." — Jeder hat so seine Weise — „Ein Narr zu sein?" — Meinetwegen. Aber erzählen Sie mir doch,

bevor Sie gehen, in Ihrer Weise noch Etzliches von den Siegesfesten in Berlin und München, die Sie mitgemacht haben. — „Davon erzählen? Nicht auch vollends!“

Und wieder einmal Jeremia Sauerampfer vom Scheitel bis zur Sohle, fügten Sie hinzu: „Dank allen Göttern der Ober-, Mittel- und Unterwelt, der Siegesfestschwindel ist verrauscht! Wir haben uns dabei wie die artigsten und ordentlichsten Kinder betragen und die anwesend gewesenen Fremden müssen aufs neue zur Erkenntniß gekommen sein, daß doch nur wir diejenigen sind, welche Gemüth besitzen. Kein Mißton, nicht einer! Nirgends hat sich, meines Wissens, einer der Anno 1849 von wegen der deutschen Einheit zu Rastatt, Mannheim und Freiburg standrechtlich Erschossenen als Banquo's Geist bei einem der üppigen Festmahle eingefunden. Das liebe, gute deutsche Volk hat überall bei den pompösen Triumphal-Aktionen der Statistenrolle Ehre gemacht, zu welcher es, seit man es nicht mehr braucht, zu schlachten und sich schlachten zu lassen, zurückgekehrt worden ist. Jetzo ist der Rausch

vorüber und sind auch die mancherlei Katzenjämmer leidlich ausgeschlafen. Die Herren Ober- und Unter-Bürgermeister erholen sich allmälig von den Strapazen des Auswendiglernenmüssens allunterthänigster Begrüßungsreden. Die mehr oder weniger schönen Festjungfrauen kleben den welschen Chignon wiederum an das teutonische Eigenhaar. Die mehr oder weniger schauderhaften Einzugs-Jubellieder und Huldigungsstanzen werden hoffentlich dahin gewandert sein, wohin sie von Haus aus gehörten. Die Herren Generale und Diplomaten haben ihre Hunderttausend- und Millionen-Thaler-Dotationen eingestrichen und den „Kerls“ Reservisten und Landwehrmännern ist huldreichst gestattet, mit den fünf bis zehn Thalern, welche, wenn es gut geht, jedem von ihnen aus der Fünf-Milliarden-Beute zufallen, für sich und ihre Familien „neue Existenzen zu gründen“. Siebenunddreißig verdiente Offiziere sind der gravis macula ihrer bürgerlichen Geburt allergnädigst erledigt und mittels Adelung in die Sphäre erhoben worden, wo die darwin'sche Affheit aufhört und die preußische Menschheit beginnt. Der

Herr Graf von Eulenburg hat neben seinen übrigen Bürden und Würden auch noch die paar tausend lumpigen Thaler brandenburger Domherren-Einkünfte auf sich genommen. Da aber Deutschland an Orden zur Zeit noch erklecklichen Mangel leidet, so ist, glaubwürdigen Nachrichten zufolge, die Stiftung eines neuen Ordens der Pudicitia patricia im Gange, bestimmt für Damen, die nur nichts Nacktes gemalt und nichts nur Gemaltes nackt sehen können, und als Großmeisterin ist eines um die Feigenblätterzucht hochverdienten Ministers höherverdiente Ministerin in bestimmte Aussicht genommen. Kunst und Wissenschaft sind auch nicht leer ausgegangen: der Junkherr Oskar von Redwitz ist zum Reichs-Erzklimperer ernannt worden und hätte wol auch eine Dotation verdient, maßen es doch, beim Zeus, kein Spaß gewesen ist, binnen sechs Monaten an 600 „Lied-vom-neuen-deutschen-Reich-Sonette“ so nett auf einen Haufen zu machen.“

Hier schöpften Sie Athem und ich fragte: Haben Sie ausgebrummt? — „Ich brumme gar nicht, ich konstatire bloß Thatsachen und Stimmungen.

Es ist doch eigen, wie der deutsche Patriotismus neuestens empfindlich geworden. Ganz wie die vielgeschmähte Franzoserei! Wir sind auf dem besten Wege, aus Berlin eine, nein, die „heilige Stadt“ zu machen und den Nabel der Erde „Unter den Linden“ zu suchen und zu finden. Die Lorbeern der Chauvins drüben lassen unseren Nationalliberalen hüben keine Ruhe. Hat überhaupt jemals ein Ding ein kläglicher Ende genommen als der deutsche Liberalismus? Aus dem keifenden Waschweib, als welches er die schwarze Wäsche des Absolutismus schwemmte, ist er die freche Marketenderin des Militarismus geworden.“ — Sie sprechen in zierlichen, wenn auch nicht sehr logischen Bildern. — „Ich spreche nicht in Bildern, ich spreche nur Thatsachen.“ — Ganz wie Dickens' Mr. Gradgrind. — „Warum nicht? Was ich übrigens noch sagen wollte, ist, daß heute die deutschen Liberalen von echter Hülse und Spreu Patrioten zu sein wähnen, wenn sie wie Lumpe fühlen, und staatsmännisch zu handeln glauben, wenn sie wie Lakaien reden.“

Warum ich Ihnen das alles wiederhole und

vorhalte? Darum, weil ich Ihnen ad oculos demonstriren will, wie absonderlich, wie „zeitwidrig", wie tertiärperiodisch Ihre vorsedanische Sauerampferei Schwarz auf Weiß sich ausnimmt.

Sie können mir ja doch nicht Ihre Gedanken verbergen, mögen Sie sich anstellen, wie Sie wollen. Allem Ihrem Gebrumme zum Trotze weiß ich, daß Sie so gut wie ich selber zu der Partei gehören, zu welcher heute alle denkenden, unterrichteten und ehrenhaften Deutschen naturnothwendig gehören müssen, d. h. zu der Partei, welche Deutschland von der Stellung, welche es endlich in der Welt erlangt hat, nicht wieder herabgebracht sehen will.

In diesem Wollen können Republikaner und Monarchisten, Demokraten und Aristokraten, Föderalisten und Unionisten aufrichtig sich zusammenfinden und fest zusammenstehen. Dagegen finden in dieser großen Partei allerdings keinen Platz die Affiliirten der römischen und der lutherischen Jesuiterei, die völkersolidarischen Chimäriker, die unfehl-

baren Päpste des Sozialismus und die noch unfehlbareren Bonzen der Kommunisterei, die kosmopolitischen Vorzimmerlinge römischer Kardinäle oder bonaparte'scher Minister und endlich gelehrte und ungelehrte Größen, welche sich aus der geheimen Kasse Sr. Ex-Majestät Verhuels des Ersten und Letzten für geleistete oder zu leistende Preßknechtsdienste bezahlen ließen — kurz, die ganze Sippschaft, welche während des deutsch-französischen Krieges für die Franzosen Partei genommen hat. Gegen die Intelligenz für die Dummheit, gegen die Wahrheit für die Lüge, gegen das Recht für den Frevel. Am ekelhaftesten war diese Franzoserei, wenn sie ihren übeln Geruch mittels parfum à la liberté, égalité et fraternité maskiren wollte, wie ja auch hier in der Schweiz gar nicht wenige, sondern viele Franzosen-Narren thaten. Was das offene oder versteckte Französeln gewisser Leute in Deutschland angeht, welche einander gegenseitig zu großen Männern und Häuptlingen der Demokratie ernannt hatten, so erklärt sich dasselbe einfach aus verletzter Eitelkeit. Diese jedes Rechtstitels bare

Größmannssucht vermochte es nicht zu ertragen, daß man ihrer gar nicht bedurfte. Was, nicht einmal als Kulissenreißer und Lampenputzer sollten bei Aufführung des neuen in Scene gehenden weltgeschichtlichen Stückes die großen Männer verwendet werden, welche bisher so unzählige schwatzschweifige Resolutionen für die Einheit Deutschlands gefaßt hatten? Unerträglich das! Dürfen wir nicht mitspielen, so taugt das ganze Stück nichts: laßt es uns auspfeifen! So dachten und so thaten die großen Männer von eigenen und Mitmittelmäßigkeitsgnaden. Ausnahmen von dieser Regel sind möglich, aber nicht wahrscheinlich. Es soll ja auch weiße Raben geben, aber wer hat jemals einen gesehen? Man muß es höchlich beklagen, daß der General Vogel v. Falkenstein das ehr= und vaterlandsvergessene Gebaren der Französeler in Deutschland ernsthafter nahm, als es genommen zu werden verdiente; aber, frag' ich, was wäre Franzosen in Frankreich widerfahren, welche während des Krieges mit deutschen Sympathien staatgemacht hätten? Ins Gefängniß wären sie allerdings nicht gekommen, nein;

denn sie wären auf dem Wege dahin von ihren Landsleuten in Stücke gerissen worden....

Ihr derbes Spottwort, lieber Freund, über deutsche „Patrioten" und „Staatsmänner" neuester Sorte, welche wie Lumpe fühlen und wie Lakaien reden, anerkenne ich als leider nicht ganz unberechtigt. Dieser Menschenkehricht sieht den Himmel offen, wenn nur das Wort Königthum genannt wird, und verdreht in frommem Schauder die Augen, sowie ein liberales Orakel von der unbedingten Verwerflichkeit republikanischer Ansichten und Strebungen aus der heiligen Bundeswindlade des Servilismus mit gewohnter Anmaßlichkeit und Alleinrechthaberei hervorpfeift. Gewiß ein widerlicher Gedanke, mit solchen Leuten in Gesellschaft sein zu sollen. Aber wer überhaupt in Gesellschaft sein will, muß sich immer und überall darauf gefaßt machen, in gemischter, ach, in sehr gemischter zu sein. Man muß nur verstehen, unangenehme Nachbarn sich wenigstens bis auf Ellbogenweite vom Leibe zu halten: schwarzweiß angestrichene Professoren, Hof- und Geheimräthe, welche vor jedem

Prinzen X, vor jeder Prinzessin Y und vor jedem Minister Z ventre à terre sind, wie rothgebeizte Buch- und Bürstenbindergesellen, welche jeden Menschen, der einen anständigen Rock trägt, mit Petroleum bestreichen und anzünden möchten.

Wir müssen fest bei der nationalen Fahne stehen, ob uns die Zusammenstellung ihrer drei Farben gefalle oder nicht. Von der Aufrechthaltung dieser Fahne hängt, wie die Sachen nun einmal liegen, Deutschlands Sein oder Nichtsein ab. Ich aber bin zuerst ein Deutscher und dann erst ein Republikaner. Ich muß es als solcher bitter beklagen, daß die ungeheure Mehrzahl der Deutschen monarchisch gesinnt ist; aber ich kann mich nicht der Albernheit schuldig machen, diese Thatsache leugnen zu wollen. Ich muß es schmerzlich bedauern, daß die Initiative zur Wiederherstellung Deutschlands nicht vom deutschen Volke ausgegangen ist; aber kann ich etwas dafür, daß dieses Volk überhaupt keine Initiative besitzt, daß es — wie übrigens alle Völker — kommandirt und geführt sein wollte und will? Nur dumme Jungen, deren etliche freilich sehr alt

sind, können bestreiten, daß ein bismarck'scher Kaiserschnitt nöthig war, um die, ach, schon so lange guter oder auch schlechter Hoffnung gewesene Mutter Germania von dem Schmerzenskinde „Einheit“ endlich zu entbinden.

Wir Beide, lieber Freund, möchten das theure Kind freilich lieber in eine republikanische Schule schicken, statt dasselbe in die monarchische gehen sehen zu müssen; aber wir Beide haben genug von der Welt gesehen, um zu wissen, daß es auch sehr schlechte republikanische Schulen gibt. So z. B. die, welche die Franzosen vom März bis Mai 1871 in Paris aufgethan haben. Ueberhaupt imponirt mir wenigstens das bloße Wort „Republik“ nicht im geringsten. Flachsenfingische Republiken, wo, wie in Zug, die Mathematik „katholisch“ gelehrt werden muß oder wo, wie im Wallis, der Bürger Republikaner um vier Francs gebüßt wird, wenn er Sonntags nicht zur Messe geht, sind mir gerade so viel werth wie krähwinkelige Monarchien, wo, wie in Darmhessen, Serenissimus den angestammten Unterthanen vorschreibt, wie sie ihre Bärte tragen oder

nicht tragen dürfen. (Darmhessisches Bartmandat von 1851.) Die bodenlose Korruption der Beamtenschaft in den Vereinigten Staaten erscheint mir nicht löblicher als die in der Türkei, ob auch jene im Namen der Republik und diese im Namen des Sultans praktizirt wird, und ich gestehe ganz offen, daß ich, wenn mir schlechterdings keine andere Wahl bliebe, lieber unter dem Scepter des russischen Czars leben wollte als in der sogenannten Republik Chile, wo die Bauern viel schlimmer daran sind, als es die ehemaligen russischen Leibeigenen waren, oder in dem schweizerischen Winkelkantönli X., wo das Dorfmagnatenthum den souveränen Knüttel führt.

Ja, wir müssen fest bei der nationalen Fahne stehen und uns dabei, obzwar mit Ach und Krach, die Nachbarschaft widerwärtiger Gesellen gefallen lassen. Beleidigen Aeußerungen royalistischer Affektation unsere Ohren, so wollen wir uns erinnern, daß dieselben schon oft genug auch durch Auslassungen republikanischer Heuchelei beleidigt worden sind. Wir müssen überhaupt duldsam sein, nur

nicht gegen die Lüge und die Gemeinheit. Ist denn die Intoleranz in Sachen der Politik weniger dumm als in Sachen der Religion? Darf ich, der ich fordere, daß monarchisch Gesinnte mein republikanisches Kredo achten, meine Achtung einem ebenfalls auf Ueberzeugungstreue basirten Royalismus versagen? Nein, und ich versage sie auch so wenig, daß mir z. B. die bekannte Erklärung, welche der Enkel Karls des Zehnten unterm 5. Juli d. J. von Chambord ausgehen ließ, höchst ehrenwerth erscheint. Höchst ehrenwerth schon darum, weil der Unterzeichner dieser Proklamation der einzige mir seit dreizehn Monaten vorgekommene Franzose ist, welcher nicht darauf ausging, sich selbst und andere anzulügen. Es ist wahr, der dickbäuchige Bourbon, welcher den Jupon der Jeanne d'Arc anhat und das unbefleckte Lilienbanner des lüderlichen Bearners schwingt, stellt unsere Lachmuskeln auf eine schwere Probe. Aber trotzdem steht dieser Don Quijote von Königsschemen an Ehrenhaftigkeit thurmhoch über dem republikanischen Marktschreier Gambetta, welcher wähnte, Armeen, Feldherren, Siege und eine

französische Republik aus dem Boden lügen zu können. Wie alle seine Landsleute, so hat auch dieser Gallier aus der Geschichte von 1870—71 nichts gelernt, rein nichts. Auch er befolgt noch immer getreulich den § 1 der Grundrechte des Franzosenthums: „Es wird beharrlich fortgelogen und weitergeschwarbelt.“ Ende Juni von 1871 hielt Gambetta in Bordeaux eine Rede, worin er in gewohntem Bombast machte. „Frankreich ist und bleibt die Leuchte der Welt. Wissen Sie, was man während des Krieges im Auslande sagte?“ „„Es gibt keine Bücher mehr.““ Unter Ausland verstand hier der Bombastiker das obskure spanische Nest, von wannen er herkam, und daß es dort keine Bücher gegeben, ist sehr glaublich. Höchst wahrscheinlich hat aber Monsieur Gambetta niemals ein anderes Buch gesehen als ein französisches und jedenfalls kein anderes gelesen und verstanden. Und so ein Ignorant erfrecht sich, über Civilisation und Literatur abzusprechen, und schwarbelt, weil der Unflat des Schmierfinkenthums eines jüngeren Dumas, eines About, Feydeau, Feuillet und anderer Unzüchtlinge

etliche Monate lang aufgehört hatte, von Paris aus sich zu ergießen, ohne weiteres: Europa habe inzwischen keine Bücher mehr gehabt und der französischen „Weltleuchte" entbehrt.

Nachdem es der Citoyen Gambetta während seiner Diktatur glücklich dahin gebracht hatte, den Verhuel und dessen ganze Bande im Lügen weit zu übertreffen, durfte man wol glauben, die Franzosen hätten in der Lügnerei das Menschenmögliche geleistet und eine Steigerung sei platterdings unmöglich. Allein Monseigneur der heilige Bischof Dupanloup von Orleans hat das Unmögliche möglich gemacht. Nun, dafür ist er ja Priester. In der Sitzung der französischen Nationalversammlung vom 22. Juli übertraf der Prälat den Citoyen, indem er die sublime Entdeckung von sich gab: „Der Papst ist der Grundstein der Gewissensfreiheit." Und von den Hunderten der versammelten Franzosen erhob nicht Einer Protest gegen diese in solcher Schamlosigkeit ganz einzig dastehende Lüge, nicht Einer! Soweit ist es in Frankreich mit dem gesunden Menschenverstand, mit Wahrheitssinn und Schamgefühl gekommen!

In derselben Sitzung vom 22. Juli greinte der alte Tribunegaukler Thiers seine alte Lamentation her, daß Deutschland nicht länger habe da stehen bleiben wollen, wohin der hauptsächlich durch französische Tücke zuwegegebrachte westfälische Friedensschluß es gestellt hatte, das heißt im Winkel der Zersplitterung und Ohnmacht. Denn selbstverständlich haben nur die Franzosen das Recht, eine große Nation zu sein. Kein traurigeres Armuthszeugniß hätte sich meines Erachtens Frankreich ausstellen können als dieses, daß es den Menschen, welcher als Haupterfinder der napoleonischen Mythologie und als großer Prophet des Gloireschwindels das Verkommen und das Unglück seines Landes in erster Linie mitverschuldet hat, in seiner Drangsal auf den Schild heben und als seinen Nothhelfer begrüßen mußte. Das Männchen kugelt sich wie ein Kautschukball zwischen der fixen Chauvins-Idee „Revanche" und den diplomatischen Rücksichten hin und her. Allein der kurze Sinn seiner langen Lamentationen ist doch nur „Vengeance". Sie mögen kommen, sich dieselbe zu holen; aber dann

werden ihnen die deutschen Schwertfiedelbogen hoffentlich nicht mehr die gemüthliche Melodie der Großmuth, sondern einen Tanz aufspielen, daß ihnen nicht nur das Sehen und Hören, sondern sogar das Lügen vergeht.

Sie treiben es damit noch jetzt, wie sie es während des ganzen Krieges getrieben. So behaupten sie, nicht die Bomben des Mont-Valerien, sondern die Deutschen hätten St. Cloud eingeäschert. Selbst vor der Lächerlichkeit des Faselns schrecken die französischen Skribenten nicht zurück. Monsieur A. Schneegans, ein gründlich verwelschter Elsässer, hat „La guerre en Alsace" geschrieben und veröffentlicht, in welchem Buche der Biedermann zu Schlußfolgerungen gelangte, die man eben nur der französischen Unwissenheit bieten darf (I, p. 327); „Deutschland hat etwas militärischen Ruhm um den Preis großer Schande errungen." Oh, Schneegänserich! „Deutschland hat das Mittelalter wieder heraufgeführt und Europa in eine neue Aera der Barbarei und Volksbedrückung gestürzt." Oh, Schneegans!

Wir dürfen uns nicht darüber täuschen: das

neuhergestellte deutsche Reich hat Feinde ringsum. Thut nichts, so lange unser Volk gesund bleibt. „Oderint dum metuant.“ Lieber den Haß des Unverstandes, der Unwissenheit und des Neides tragen, als jenes beschämende und beleidigende Mitleid, welches man vordem uns Deutschen in der Fremde bezeigte. Die ungefährlichen Feinde unseres Landes mögen ihren dummen und ohnmächtigen Grimm hinunterwürgen. Die gefährlichen sind die Franzosen, die Ultramontanen und die Kommunisten. Die Franzosen — gleichviel unter was für einem Regimente — als Todfeinde der deutschen Macht, die Ultramontanen als Todfeinde des deutschen Geistes, die Kommunisten als Todfeinde der deutschen Familienhaftigkeit, also des sozialen Lebensnervs unserer Nation. Es ist auch gar nicht undenkbar, daß sich diese unsere drei Erzfeinde unter Umständen mitsammen verbünden könnten — par nobile fratrum.

Davon und über das edle Trifolium überhaupt ein andermal mehr. Für heute nur noch, daß Unsereiner denn doch eines Gefühles von Schaden-

freude nicht ganz sich erwehren kann, wenn er sieht, wie die jesuitische Schlange, welche die deutschen Regierungen, vorab die preußische, so viele Jahre hindurch zärtlich gehegt und gepflegt, gefüttert und gehätschelt haben, sich jetzo giftgeschwollen gegen die Heger und Pfleger, Fütterer und Hätscheler aufbäumt. Wird sich ein Schlangentödter finden in deutschen Landen?

2.

16. August.

Lieber Freund! In Ihrer Antwort auf meinen Brief vom 2. August anerkennen Sie die von mir betonte Pflicht aller verständigen und redlichen Deutschen, ohne Rücksicht auf die verschiedenen Parteilosungen treu zusammenzustehen, um die endlich errungene Einheit der Nation und ihre Machtstellung festzuhalten und gegen äußere und innere Feinde zu schirmen. Der scharfe Windzug der Thatsache, daß unser neu hergestelltes Land, weil es endlich sein gutes Recht erstritt und ersiegte, von bitteren Hassern rings umgeben ist, hat auch für Sie die gleißenden Luftspiegelungen des Kosmopolitismus zerstört. Was mich betrifft, mir hat der erlauchte Meister, dessen Spuren in bescheidener Entfernung nachzugehen ich mein Lebenlang mich bemüht habe, mir hat der Prophet von Marbach den richtigen Weg gezeigt. Als ihm klar geworden, was die

französischen Pseudo-Republikaner unter Kosmopolitismus verstanden: die Ausraubung, Bejochung und Verhöhnung der Nachbarländer, da ist er, angeeifert von seiner Muse, dem Gewissen, nicht angestanden, den großen Irrthum seines früheren Dichtens und Trachtens, d. h. der abstrakten Weltbürgerei, offen einzugestehen. Und er hat denselben gesühnt, so schön und glorreich, wie niemals wieder ein Irrthum gesühnt wurde. Denn diese Sühne war der „Tell", die frohe Botschaft vom Vaterlande, wie kein anderes Volk eine solche besitzt.

Wie ätherhoch hebt sich diese ewige Offenbarung germanischen Geistes, dieses Hohelied deutschen Heimatgefühles über den Sumpf romantischer Dünkelei und Dunkelei empor, in welchem auf der Gränzscheide von zwei Jahrhunderten unsere Nation hineingelockt zu werden Gefahr lief! Den Brodem dieses Sumpfes haucht, beiläufig bemerkt, das neulich von Waitz herausgegebene Buch: „Karoline". Es riecht nach romantischer Impotenz, und wie diese überhaupt und allenthalben gegen Schillers großartig-ethische Anschauung und Wirksamkeit giftelte

und geiferte, so hat sich auch „Karoline“, verschiedener Männer Frau und zwischenhinein auch Maitresse eines Franzosen, nicht enthalten, in den Schmähton romantischer Neidharte einzustimmen. Das Frechste dieser Art findet sich (Bd. I, S. 272) in einem Briefe besagter Karoline vom 21. Oktober 1799 aus Jena, geschrieben nach dem Erscheinen des schiller'schen „Musen-Almanach“. „Ueber ein Gedicht von Schiller: „Das Lied von der Glocke“ sind wir gestern Mittags fast von den Stühlen gefallen vor Lachen; es ist à la Voß, à la Tieck, à la Teufel, wenigstens um des Teufels zu werden.“ Sie sehen, lieber Freund, unseren Heiligen hat es auch nicht an Ungeziefer gefehlt, welches aus dem Dunkel seines anonymen Nichts heraus hie und da einen Biß zu thun versuchte. Wenn aber die großen Menschen das sich gefallen lassen mußten, warum sollten wir kleinen uns über solche Bisse erbosen? Man muß sie hinnehmen. Abwehr verschlimmert bekanntlich das Uebel: —

„Denn der schrecklichste der Schrecken,
Ist der Kampf mit Ungeziefer,
Dem Gestank als Waffe dient,
Kampf mit schwarzen Skarabäen,
Paukerei mit rothen Wanzen.“

So weit ich die Thorheiten meiner lieben Mitmenschen überhaupt noch mich anfechten lasse, hat es mir immer in der Seele wehe gethan, wenn ich ohrenfeuchte Jungen im positiv-realistischen Mißton, d. h. im Tone positiv-realer Gedankenlosigkeit und Unwissenheit über die Schöpfer unserer klassischen Literatur absprechen hören mußte. Solchen dummdreisten Nichtsen, welche nie etwas gelernt und geleistet, ist Lessing nur „ein in der Theologie stecken gebliebener Schwätzer", Göthe „ein höfischer Scharwenzler", Schiller „ein moralisirender Philister". Von dem unberechenbar Großen, was diese Kulturhelden für ihr Volk und für die Menschheit gethan, haben die dummen Teufel von Kehrichtmenschen gar keine Ahnung. Ihre Augen sind so gebaut, daß sie nur die Sonnenflecken, nicht aber die Sonnenstralen zu sehen vermögen. Bei dieser Gelegenheit fällt mir ein, daß der Franzose August Comte in einem Briefe an Stuart Mill unseren Schiller, welchen er eingeständlich nur aus schlechten Uebersetzungen kannte, kurzweg einen „niais" nannte. Es kennzeichnet das konfuse Hin- und Hertasten

unserer Zeit, daß dieser Erzkonfusionarius und Erzfalstaff Comte, zugleich unbedingt der langweiligste Skribent, welchen Frankreich hervorgebracht hat, für ein tiefsinniges Genie, ja geradezu für den Propheten einer neuen Weltordnung sich ausgeben konnte und natürlich Narren fand, die ihm glaubten. Mit einer wirklich französischen Unverschämtheit hat dieser Verfasser einer sogenannten „Philosophie positive" das Buch der Geschichte gefälscht und dann mittels dieser Fälschungen seine schwulstigen Orakeleien „positiv" gemacht.

Jetzt zum Text zurück, nämlich zu Ihrer achselzuckenden Kritik meiner Bemerkung, daß Gefahr vorhanden sei, die drei in meinem vorigen Briefe signalisirten Todfeinde Deutschlands könnten sich gelegentlich mitsammen gegen dasselbe verbünden. Ich bleibe dabei und kann mich durch Ihre Einwürfe nicht für eines Irrthumes überführt halten.

„Die Franzosen" — sagen Sie — „sind viel zu leichtsinnig und flüchtig, um über dem gegen uns gerichteten Rachegedanken lange brüten zu

können. Ein anderer Schwindel wird bald ihre Neugierde reizen und ihre rasch wechselnden Leidenschaften aufregen. Sehen Sie sich nur diese Gallier an, wie sie schon wieder lustig kalambourisiren und kankaniren, als wäre nichts geschehen. Während noch die Ruinen der pariser Paläste schwarz gen Himmel starren, während in Versailles die Kriegsgerichte amten, während Städte und Dörfer halb oder ganz in Trümmern liegen, während die Kriegskosten-Entschädigungs-Milliarden noch unbezahlt und ganze Provinzen noch vom Feinde besetzt sind, gefallen sich die Franzosen darin, lärmende Feste zu feiern, wie das Schützenfest zu Macon, wozu sie ja auch die Schweizer eingeladen haben, welche wirklich hingegangen sind, zu Hunderten oder gar zu Tausenden."

Warum sollten sie nicht hingegangen sein? Sie gingen ja vordem auch nach Frankfurt, Bremen und Wien, ohne daß sie darum sich einfallen ließen, Anno 1870 an der Seite ihrer damals von ihnen so warmbrüderlich und völkersolidarisch angeredneten deutschen „Schützenbrüder" zu fechten. Vom

Schießplatz in Macon bis zu einer französisch-schweizerischen Allianz ist noch weithin.

„Wohl, aber sicherlich lange nicht so weit, wie von der Tonhalle in Zürich bis zu einer deutsch-schweizerischen. Im Uebrigen haben die Festgäste vermuthlich den Auftrag mit nach Macon genommen, Frankreich Dank zu sagen für die nicht eben spärlichen Racenkreuzungs-Zuchtwahlbeförderungs-Setzlinge, welche die internirten Bourbakiker in der Schweiz zurückgelassen haben."

Keine sarkastischen Seitensprünge, wenn ich bitten darf. Worauf beruht Ihre Ueberzeugung, daß die Absicht der Franzosen, an den Deutschen baldige Rache zu nehmen, nur ein Fiebertraum sei?

„Auf ihrem Nichtkönnen. Es wird allgemein zugestanden, daß eine Nation, welche so zum Vorschein gekommen, wie die französische in ihrem neuerlichen Zusammenstoße mit der deutschen zum Vorschein kam, nicht dazu angethan ist, andere Staaten zu verlocken, gemeinsame Sache mit ihr zu machen. Frankreich wird daher wohl für lange ohne Alliirte bleiben. Allein aber ist es Deutsch-

land nicht gewachsen. Um so weniger, als es der furchtbaren Lehre zum Trotz, welche ihm gegeben worden, bekanntlich gar keinen ernstlichen Anlauf nimmt, in sich zu gehen, den Grande-Nation-Narretheien zu entsagen, eine moralische Kaltwasserkur durchzumachen, einmal von unten herauf und von innen heraus eine wirkliche, nicht bloß eingebildete Civilisation anzustreben, und statt ewig mit dem Goldschaum der Phrase sich herauszuputzen, das gediegene Metall einer aufhellenden und humanisirenden Volksbildung aus den tiefgründenden Schachten redlicher und ausdauernder Kulturarbeit heraufzufördern. Jedem Wissenden muß der lehrreiche Gegensatz in die Augen springen, welcher zwischen dem gegenwärtigen Frankreich und dem Deutschland von 1807—1813 existirt. Mit dem grausamen Friedensschluß von Tilsit, keinen Tag später, begann jene geduldige und rastlose patriotische Arbeit, an welcher 63 Jahre lang alle guten Deutschen auf allen Gebieten des materiellen und intellektuellen, des sittlichen und sozialen Lebens oft unter den drückendsten, hemmendsten und trostlosesten Umständen

so oder so sich betheiligt haben. Ohne diese Arbeit wären die beispiellosen Triumphe von 1870—1871 ganz undenkbar gewesen. Wo sehen Sie jetzt drüben in Frankreich etwas Aehnliches? Oder auch nur den Versuch, ja nur den Willen zu etwas Aehnlichem? Nach wie vor orgelt der französische Leierkasten die alte Phrasen-Arie weiter. Wo finden Sie eine Spur von Männern wie unsere Fichte, Stein, Humboldt, Scharnhorst, Gneisenau und Blücher waren? Deutschland hatte in den Tagen seines Elends einen Tröster und Mahner wie Heinrich von Kleist: Frankreich hat nur den bombastisirenden Narrenhäusler Viktor Hugo. Wo ist in der französischen Jugend von heute der Stoff zu einem Theodor Körner? Kann es etwas Kläglicheres geben, als die zu Versailles intrikirende National-Versammlung? Obgleich im Besitze souveräner Vollgewalt, hat dieses Parlament bis heute noch nichts, rein nichts zu Tage gefördert als den widerwärtigsten Parteistank. Nicht *ein* großer Gedanke, nicht *eine* befruchtende Idee, ja nicht einmal ein zündendes Wort ist in dieser Versammlung laut

geworden. Und solche Leute sollen Frankreich in den Stand setzen, es noch einmal und zwar bald mit Deutschland aufzunehmen?"

Was Sie sagen, ist alles wahr; aber Sie übersehen, daß, gerade weil es wahr, die Franzosen nur um so heftiger darauf ausgehen werden, ihren zur fixen Idee gewordenen Rachewunsch in Erfüllung zu bringen. Dieser Rachewunsch ist ja geradezu noch ihr einziger moralischer Halt, das einzige Bindemittel, welches die gegen einander zeternden Parteien zusammenhält. Sodann dürfen wir nicht vergessen, daß schon vor ihrer ungeheuren Niederlage die gesammten Franzosen, alle, alle, im Begehren nach den deutschen Rheinprovinzen Ein Dünkelfusel und Ein Gloire-Dusel waren. Umsomehr werden sie es jetzt sein, Bourbonisten wie Orleanisten, Republikaner wie Bonapartisten, Jesuitisten wie Petrolisten, alle, alle, alle, da ja der gallische Größenwahn in jedem einzelnen Gallier so bitter sich gekränkt fühlen muß. Endlich ist Frankreich zweifelsohne ein von Hilfsquellen strotzendes Land, welches sich materiell verhältnißmäßig rasch erholen und

bald wieder reich genug sein wird, seine Eitelkeit bezahlen, das heißt die Kosten einer Rachekriegsrüstung aufbringen zu können.

Die Windbeutelei vom „marcher à la tête de la civilisation" könnten die Franzosen jetzt zu einer Wahrheit machen, wofür ihnen die Dankbarkeit der ganzen civilisirten Welt sicher wäre. Denn Frankreich könnte ja die Menschheit vom Fluche des Systems der stehenden Heere befreien; es brauchte nur zu wollen. Niemand dächte daran, das entwaffnete Frankreich anzugreifen, aber jedermann muß vor dem bewaffneten Frankreich, dessen Politik seit Jahrhunderten unausgesetzt eine agressive gewesen ist, nur allzu gegründete Besorgnisse hegen. Schaffte Frankreich sein stehendes Heer ab, so müßten die sämmtlichen europäischen Staaten binnen kurzem diesem Beispiele folgen. Der Traum vom ewigem Frieden würde zwar auch dann noch ein bloßer Traum bleiben, wie alle die übrigen Träume von der Engelhaftigkeit der Menschen, allein immerhin würden sich die Kriege nicht mehr so leicht machen lassen wie bislang, immerhin wäre dem

Uebermuth und Muthwillen ein starker Riegel vorgeschoben.

Leider ist, wie die Sachen liegen, gar nicht daran zu denken, daß Frankreich seine Politik jemals ändern werde, bevor ihm dieselbe das Schicksal Spaniens bereitet haben wird. Der alte Fanfaron Thiers hat es ja neulich unter dem rauschenden Beifall seiner Landsleute ausgesprochen, daß an dem Kriegsbudget nicht ein Sou abgebrochen werden dürfe. Das ist deutlich und dieser Deutlichkeit gegenüber kann es doch wohl nur Narren oder Gaunern einfallen, Deutschland zur Entwaffnung aufzufordern. Michel Teut hat es endlich satt bekommen, die undankbare Rolle eines kosmopolitischen Prügelknaben für Europa zu spielen, und hoffentlich wird er sich durch das Geschrei und Gewinsel von Schwachköpfen und Verräthern nie wieder davon abbringen lassen, nur auf seine Kraft zu vertrauen. Er mußte ja seit vier Jahrhunderten bitterlich genug erfahren, was Recht ohne Macht zu bedeuten hat in dieser unserer Welt,

„Wo herrscht der Streit und nur die Stärke siegt!“

Es ist eine traurige Gewißheit, daß die Geschicke Europa's auf lange hinaus von dem Vermögen oder Nichtvermögen der Franzosen, Deutschland abermals anzufallen, abhängig sein werden; aber es ist eine Gewißheit. Träumer allerdings mögen wähnen, die Republick werde in Frankreich Bestand haben und werde ihren Citoyens die Gloiresucht abgewöhnen und dieselben vom Größenwahn und Präponderanz-Schwindel kuriren. Kenner der Geschichte und der Völkercharaktere jedoch rechnen nicht mit solchen Phantasmen, sondern mit Wirklichkeiten, und das Facit dieser Rechnung ist, daß die Franzosen all ihr Denken und Thun darauf koncentriren werden, möglichst bald wieder Krieg mit Deutschland anzufangen. Selbst das Unwahrscheinliche, das Unmögliche vorausgesetzt, daß Frankreich eine Republik bliebe. Denn bekanntlich haben die Franzosen von Republikanismus, Demokratie und Freiheit ganz eigene, d. h. echt-französische Begriffe. Demokratie ist ihnen die gewaltthätige Willkürherrschaft der Menge, Republik die erobernde Expansivkraft ihrer Nationalität, mittels welcher sie andere Völker

„civilisiren“, d. h. ausbeuten und unter die französische Schablone bringen möchten. Niemals werden die Franzosen die große Wahrheit verstehen und sich aneignen, welche einer unserer edelsten Zeitgenossen, ein fester und bester Deutscher, Anastasius Grün, am 4. Juli d. J. im österreichischen Reichsrathe ausgesprochen hat: „Freiheit ist nicht Genuß, sondern Arbeit, unausgesetzte Arbeit an den großen Kultur-Aufgaben des modernen Staates.“

Nein, die Franzosen werden nicht zur Erkenntniß kommen, sondern die altgewohnten Wege weiterwandeln, sobald sie wieder halbwegs fest auf den Beinen sind. Und sie werden ihren Gang auch nicht ohne Bundesgenossen antreten, verlassen Sie sich darauf, lieber Freund! Es brauchen ja nicht gerade Staaten ihre Alliirten zu sein. Parteien und Banden thun es auch. Alle Zeichen deuten darauf hin, daß Frankreich in seinem gegen Deutschland beabsichtigten Rachekrieg die schwarze und die rothe Bande zu Mitstreitern haben werde. Schöne und häßliche Seelen finden sich, Gleich und Gleich gesellt sich gerne. Franzosen, Jesuiten und Kom-

munisten werden sich zusammenfinden in dem ihnen allen gleich heiligen Zeichen der Schablone. Alle drei gehen ja aus auf die Schablonisirung der Gesellschaft, auf die Vernichtung des germanischen Individualismus, auf die Zerstörung der Entwicklung und Berechtigung freier Persönlichkeit. Hierin liegt eine ungeheure Gefahr für die Menschheit.

Wir wollen, wenn es Ihnen recht ist, dieser Gefahr mitsammen etwas nähertreten, indem wir die zwei genannten Banden, von welchen die eine die deutsche Kultur wegsyllabuseln, die andere uns Nichtkommunisten sammt und sonders wegpetrolisiren möchte, Musterung passiren lassen. Aber nicht heute. Sie lieben, wie ich weiß, allzu lange Episteln keineswegs, und zudem ist es dermalen so dummbleiern schwül, als hinge ein neuestes Dogma aus der vatikanischen Fabrik oder aber der berliner Oberkirchenrath in corpore in der Luft. Da fällt Einem die Feder aus der Hand und man geht, statt weiterzuplaudern, lieber baden.

3.

18. August.

Heute jährt es sich, daß auf dem gehügelten Boden von Gravelotte Tausende von braven deutschen Männern und Jünglingen für unser Land gestorben sind. Dort liegen sie nun, hart neben die Gegner gebettet, denen sie Todeswunden gaben und von welchen sie solche empfingen. Ueber ihnen waltet der Friede des Todes, der einzige wirkliche Friede, den es jemals auf Erden gab und jemals auf Erden geben wird. Tausenden und aber Tausenden von deutschen und französischen Müttern wird bis an ihr Lebensende der Name Gravelotte ein furchtbares Gedenkzeichen bleiben, ein Klang voll Schmerz und Trauer, und dieser Name allein schon richtet eine Mauer zwischen den beiden Nationen auf.

Lassen Sie uns hoffen, lieber Freund, daß trotz alledem ein Tag kommen werde, wo über

diese Mauer hinweg Deutsche und Franzosen nachbarlich sich die Hände reichen. Wir wollen diesen Tag zum voraus segnen, denn wann er anbricht, ruhen wir Beide schon lange „im Bann des ewigen Schweigens". Ach, schnell wie die zerstörende Lawine wächst der Haß, aber langsam wie der nährende Fruchtbaum das Verständniß.

Männern indessen, welche nicht nur bei Zweckessen und auf Festplätzen, sondern immer und überall für die Menschheit gefühlt, gedacht und, soweit sie es vermochten, gearbeitet haben, muß jedes Symptom, auch das leiseste willkommen sein, welches irgendeine Hoffnung gibt, daß es dereinst zwischen den Völkern, obzwar nicht zur „Bruderschaft" — denn diese ist nur Wahn und Wind — aber doch zu gegenseitigem Verstehen und zur aufrichtigen Achtung ihrer gegenseitigen Rechte kommen werde. Wie wohlthuend ist es daher für mich gewesen, als ich gestern in der „Allgemeinen Zeitung" den Reisebericht einer deutschen Frau las, welche, um das Grab ihres bei Artenay gefallenen Gatten aufzusuchen, aus ihrer schlesischen Heimat in die

Gegend von Orleans gereist war und zu ihrer Ueberraschung dort wahrnahm, daß die Zulukafferei des blinden Deutschenhasses, wie die pariser Journale sie predigen, wenigstens unter der ländlichen Bevölkerung keineswegs grassirte. Ehre dem Pfarrer von Loigny, dessen Namen die Reisende anzugeben leider vergessen hat, von dem sie aber meldet, daß er sich keine Mühe und Ausgabe reuen ließ, um die Gräber der auf dem Kirchhofe seines in Ruinen liegenden Dorfes bestatteten deutschen Krieger pietätvoll zu schmücken und zu schirmen. Laute Anerkennung verdient auch, daß endlich neben dem Baron Stoffel noch ein zweiter Franzose aufgestanden ist, Mr. Jules Richard, welcher den Muth und die Selbstüberwindung besaß, hinsichtlich des Krieges seinen noch immer im Lügendunst der Gloirephrase herumtaumelnden Landsleuten die volle Wahrheit zu sagen, die volle und herbe Wahrheit: „Wir sind geschlagen und besiegt worden und wir sind geschlagen und besiegt worden ruhmlos, schmachvoll."

Möglich, daß es in Frankreich etwa noch ein Dutzend Leute gibt, welche wie Jules Richard

denken; aber gewiß ist, daß die Meinung solcher Gesundmenschenverständigen gar nicht in Betracht kommt. Das offizielle Frankreich vollends schwärmt unbelehrt und unbelehrbar für die „Promenade militaire à Berlin“, welche Anno 1870 bekanntlich nur durch eine Reihenfolge dummer Zufälle mißlungen ist und unter der Leitung des Verfassers einer napoleonischen Mythologie in zwanzig Bänden mit bester Aussicht auf Erfolg abermals unternommen werden mag und muß. Wie malerisch wird es anzusehen sein, wenn Connetable Thiers zu Felde reitet, zu seiner Rechten den violetten Bischof Dupanloup, zu seiner Linken irgend einen zu diesem Zwecke verschonten rothen Petroliker. Der Violette soll den Deutschen begreiflich machen, daß der neue Feldzug nur gegen das deutsche Vaterland und keineswegs gegen die wahre Heimat aller Gläubigen, so da ist die heilige alleinseligmachende Kirche, gerichtet sei; der Rothe, daß der Krieg nur den „Bourgeois“ gelte, nicht aber dem „Volke“, und daß die Franzosen diesmal auf den Spitzen ihrer Bajonette nicht allein, wie vormals von 1793 bis

1813, „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ bringen werden, sondern alle Fülle und Hülle und Ueberschwänglichkeit des proletarischen Millenniums, allwo, wie ein sozialistischer Orakler im Jahre 1869 irgendwo in der Schweiz prophezeite, „der Arbeiter täglich acht Stunden zum arbeiten, acht Stunden zur geistigen Ausbildung, acht Stunden zum Vergnügen und acht Stunden zum schlafen haben wird“.

Ich will darauf schwören, daß dieser Prophet, welcher kraft souveräner Phantastik den Tag zu einem Streckverse machte, es durchaus ehrlich meinte. Er gehört zu jener Kategorie von Sozialisten, die nichts dafür können, daß sie an die weite Welt den Maßstab des eigenen engen Verstandes legen, weil sie eben keinen anderen Maßstab besitzen. Sie sind gutmüthige Schwärmer, welche ihre grasgrünen Jugendgefühle auch im reiferen Alter bewahrt haben. Darin liegt etwas Rührendes, so daß wir ihnen nicht gram sein können. Sie duseln in Utopia herum, möchten allen Armen und Bedrückten von Herzen gerne helfen und glauben aufrichtig, es sei

eine Kleinigkeit, das Naturgesetz der Ungleichheit unter den Menschen aufzuheben. Vorzuwerfen ist ihnen, daß sie sich nicht die Mühe geben wollen, mittels ernster Studien, insbesondere historischer, einen Einblick in die eiserne Unerbittlichkeit zu gewinnen, mit welcher sich der weltgeschichtliche Prozeß vollzieht. Aber schädlich wirken sie nur dadurch, daß sie mittels auswendig gelernter kurzdärmiger Phraseologie ihre Bornirtheit und Unwissenheit der Menge einimpfen, oder aber dadurch, daß sie, an den Lenkdrähten der mehr oder weniger „geheimen Oberen“ tanzende Marionetten, ihre ephemere Popularität in die Dienste einer Agitation geben, vor deren Zielen und Zwecken, falls sie dieselben ahnten, ihre gemüthliche Schwärmerei entsetzt zurückbeben würde.

Freilich ist nicht zu verkennen, daß die intellektuelle Schwäche solcher Utopisten leicht mißbraucht werden kann, sobald ein stärkerer Wille sie an ihrer Eitelkeit zu fassen versteht. Die Geschichte der pariser Kommune beweist dies einleuchtend; denn zweifelsohne bestand die Mehrzahl der Mitglieder nicht aus Ver-

führenden, sondern aus Verführten. Die letzteren hatten, gerade wie ihre Gesinnungsgenossen in Deutschland und anderwärts, gar keine Vorstellung davon, in welchen Abgrund von Infamie und Elend eine Revolution wie die vom 18. März 1871 mit logischer Nothwendigkeit führen müßte. Sie wußten nicht, daß sie für die Barbarei arbeiteten, indem sie für die Humanität thätig zu sein wähnten; sie gaben sich zu gedankenlosen Werkzeugen einer Rotte von Fanatikern her, welche mit vollem Bewußtsein danach trachtet, die menschliche Gesellschaft zu jenem Zustande thierischer Strebungslosigkeit herabzudrücken, welchen die Jesuiten vordem in ihrem Affenmenschenstaat Paraguay glücklich zuwegegebracht hatten. Der Kommunismus ist ja überhaupt in seinen Prinzipien und Absichten, wie in seiner Organisation nur ein Jesuitismus ohne Kutte, Schaufelhut und Weihwasser.

Wenn die beklagenswerthen Gläubigen der kommunistischen Kirche Augen besäßen, mit denen man Menschen und Dinge sieht, wie sie wirklich sind, wenn sie etwas anderes läsen als die gift- und

schmutztriefenden winkelblättlichen Breviere dieser Kirche, so könnten sie aus den kriegsgerichtlichen Verhandlungen zu Versailles ersehen, was für eine Sorte von „Volkshelden“ an der Spitze der pariser Kommune gestanden hat. Soweit die Prozedur bis heute reicht, hat sie an diesen Missethätern nicht Einen edlen Zug aufgezeigt, nicht die leiseste Spur intellektueller Größe oder moralischer Kraft. Keiner dieser Menschen besitzt den Muth, seinen Verbrechen ins Angesicht zu sehen, wie vor Zeiten ein Danton es gethan hat. Die meisten dieser „glorreichen Vorkämpfer und Märtyrer der Menschenrechte“ hatten vor ihrem Verschwinden von der Bühne nicht vergessen, ihre Hände bis zu den Ellbogen in die zusammengeraubten Gelder zu stecken und ihre Kleider mit Banknoten auszupolstern, indem sie aus dem proudhon'schen „Eigenthum ist Diebstahl“ zur Abwechselung „Diebstahl ist Eigenthum“ machten. Und jetzt, vor Gericht, erscheinen die gewesenen Komödianten des Schreckes in der ganzen Gemeinheit ihrer eigentlichen Natur. Sie verlegen sich auf Bemäntelungen und Ableugnungen, sie schieben

einander die Beschuldigungen zu; sie haben Paris nicht angezündet, bewahre, sie haben vielmehr die Brände zu löschen versucht — kurz, eigentlich ist Keiner von ihnen mitdabeigewesen.

Dieses Gebaren kann jedoch nur Solche überraschen oder befremden, welche nicht wissen, aus was für Gesellen die höheren Grade der kommunistischen Jesuiterei sich zu rekrutiren pflegen. Der Werbeplatz ist die Region der Halbbildung oder die einer verlotterten Jugend. Aus diesen Gegenden kommen die Apostel des kommunistischen Heils. Mitunter findet sich unter denselben ein Mann von bedeutendem Talent, von reichem Wissen und von jener Energie des Willens, die, von einem krankhaften Ehrgeiz befeuert, auf die Umgebung ihrer Träger einen dämonischen Einfluß übt. Ebenso glänzen in dieser Apostelschaft mehr oder weniger „vornehme" Dirnen, welche täglich ihr Dutzend Cigarren rauchen und vor deren Kosmopolitismus kein Kellner und kein Hausknecht sicher ist. Was die apostoli minoris stirpis angeht, so sind sie, wie ich jüngst anderweitig nachgewiesen, in der Regel

an-, ver-, ab- und durchgebrannte Existenzen, welche man keineswegs den bekannten evangelischen „Lilien auf dem Felde“ vergleichen kann. Denn obzwar sie nicht säen, so ernten sie doch, nämlich die Früchte vom Baume der Köhlergläubigkeit ihrer Anhänger. Sie machen mit ihrer rothen Beize Parade; aber diese Beize geht unschwer ab, so man mit Gold oder Silber sanft darüber streicht: auch Papier thut den Dienst, falls es als Banknote bedruckt ist. Von der Raschheit und Leichtigkeit, womit diese Sippschaft ihre Verwandelungen bewerkstelligt, hatte der gute alte Ovidius keine Vorstellung. Heute schwindeln sie sich einem hochkonservativen Blatte als Korrespondenten auf, morgen leisten sie in irgend einer kommunistischen Sudelküche literarische Handlangerdienste, übermorgen machen sie in Frömmigkeit, wieder einen Tag später vagiren sie als Reiseprediger des Atheismus. In dieser Woche rumoren sie als anarchische Hetzer in der Schweiz, in der nächsten schleichen sie als Polizeispione in Berlin oder Wien umher. Der extreme Farbenwechsel dieser Gesellen, deren Frechheit durch die

Feigheit des Bürgerthums so recht großgezogen wurde, läßt alle Künste des Kamäleons weit hinter sich. Erinnern Sie sich, lieber Freund, vielleicht noch an jenen jungen Menschen, welcher im Jahre 1848 in der Hauptstadt unseres Heimatlandes in der „Rotte Dallinger“ als „Ober-Dallinger“ grassirte? Kein Roth war ihm roth genug und wir Beide galten ihm für ausgemachte „Reaks“, weil wir, wahrlich keine Geldbrozen, über die Kommunisterei und die Kommunisten schon damals gerade so dachten wie heute, das heißt jene für das gegefährlichste Hinderniß einer gesunden demokratischen Entwickelung, diese für Betrüger oder Betrogene ansahen. Und was ist denn aus dem röthesten aller „Dallinger“ geworden? Gehen Sie nach Stuttgart und man wird ihnen sagen: „Ein Scheikh der wimmernden Derwische, sonst auch Mucker genannt.“

Der arme Vergniaud, neben Frau Roland wohl die selbstloseste Seele und der hochherzigste Charakter der französischen Revolution, hat in trauervollem Hinblicke auf den mörderischen Gang derselben eines

Tages ausgerufen: „Freiheit und Gleichheit sollten nicht zwei Tigerinnen sein, die sich zerreißen, sondern vielmehr zwei Schwestern, die sich umarmen.“ Könnte man nicht ähnlich vom Kapital und von der Arbeit sagen, sie sollten nicht wie Tyrannin und Sklavin einander gegenüber, sondern wie hilfreiche Freundinnen zusammenstehen? Das ist freilich nur eine sehr triviale Idee; aber es gibt eine Menge trivialer Ideen, die nichtsdestoweniger segensreich wirken würden, so sie Wirklichkeiten wären. Alle fühlenden und denkenden Menschen sind einverstanden, daß ein billiger Ausgleich zwischen dem Rechte des Besitzes und dem Rechte der Arbeit gefunden werden muß, wenn die Gesellschaft nicht den furchtbarsten Erschütterungen entgegengehen soll, Erschütterungen, die wiederum ein Zeitalter der Barbarei herbeiführen müßten, Zustände, wie sie beim Uebergange der antiken Welt in die mittelalterliche eintraten. Die Geschichte lehrt leider, daß die Menschen nicht dazu angethan sind, die Bahn „ruhiger Bildung“ zu wandeln, sondern daß sie vielmehr lieber durch die unwegsamsten Klippen blu-

tiger Krisen und schrecklicher Katastrophen sich hindurchwinden, und ich für meine Person bin lange nicht leichtherzig genug, diese Lehre der Geschichte zu mißachten und mich der Hoffnung hinzugeben, schon das Interesse im gemeinsten Sinne des Wortes müßte die Menschen dazu bringen, mittelst gegenseitiger Zugeständnisse eine relative Lösung der „sozialen Frage" — denn eine absolute Lösung gibt es ja nicht — verständig, aufrichtig und friedlich anzustreben.

Wenn aber die Hoffnung einer solchen Verständigung selbst optimistisch gestimmten Gemüthern mehr und mehr entschwindet, so verschulden das die als „Sozialisten" maskirten Verkünder der kommunistischen Lügenbotschaft. Es ist von untergeordneter Bedeutung, wenn diese Salpeterbande den gesunden Sinn des Volkes dadurch zu trüben und zu verwirren sucht, daß sie alle, welche ihrem unsinnigen Gefasel und ruchlosen Treiben entgegenzutreten den Muth haben, verketzert und verlästert. Männer, die im Dienste der Sache der Freiheit und des Volkes — die aber nicht die Sache der Bummler,

der Taugenichtse, der Schmarotzer, der unwissenden Schwätzer und brutalen Schreier ist — ergraut sind und Verlockungen der stärksten Art, von ihrer Ueberzeugung und Pflicht abzuweichen, zurückgewiesen haben, ohne auch nur einen Augenblick zu zaudern und ohne es auch nur der Mühe werth zu halten, davon zu reden — solche Männer lassen sich durch das Gegeifer und Gezeter, wie es in Winkelkneipen und in Winkelblättern umgeht, ebensowenig beeinflussen und einschüchtern, als sie sich durch die von seiten der Hofschranzen, des Junker- und Pfaffenthums, sowie der Leviten des Goldenen-Kalb-Kultus über sie ergangenen Verleumdungen und Verfolgungen beeinflussen und einschüchtern ließen. Dagegen muß als sehr bedeutungs- und verhängnißvoll signalisirt und beklagt werden, daß die Kommunisten durch ihr Vorgehen, durch ihr thörichtes Getobe gegen das Kapital als solches, durch ihre systematische Verketzerung des Bürgerthums an und für sich und durch ihre auf die gemeinsten Triebe und Leidenschaften spekulirende Glorifikation des Proletariates mehr und mehr die Masse der Ge-

bildeten in das Lager einer Reaktion hinüberdrängen, welche, wenn der entscheidende Kampf losgebrochen, ebenso blindwüthend gegen die wahre Demokratie aus- und dreinfahren wird, als jetzt die Pseudo-Demokratie, die Halunkokratie ihrerseits gegen Bildung und Besitz eifert und wüthet. Wer schließlich in einem solchen Kampfe auf Tod und Leben den traurigen Sieg gewinnen wird? Schlagen Sie das Buch der Geschichte auf, und die Kapitel von den Sklavenkriegen des Alterthums, den Jacqueries des Mittelalters und den Bauernkriegen der Reformationszeit geben eine Antwort, welche an Bestimmtheit nichts zu wünschen übrig läßt.

Doch genug für heute. Ich sollte Ihnen, lieber Freund, freilich auch noch von den Römlingen sprechen, aber das hieße dem Knoblauch noch die Zwiebel beifügen, und ich weiß, Sie hassen jenen und verabscheuen diese. Ich will also Ihren Geruchs- und Geschmacksnerven nicht zu viel auf einmal zumuthen und verspare die Zwiebelschälung auf ein andermal.

4.

27. August.

Lieber Freund! Daß die Welt mit wenig Weisheit regiert wird, hat man schon lange vor dem alten Oxenstjerna gewußt; mit w i e wenig sie regiert wird, das hat selbst die hochentwickelte Chemie unserer Tage noch nicht festzustellen vermocht. Wenn man sich die Schlagwörter ansieht, von welchen sich nicht allein die Massen, sondern auch die gebildeten Leute imponiren lassen, so erkennt man, wie spottwohlfeil es im Grunde ist, ein „menschengeschickbestimmendes" auszugeben. Ein Mann von Geist wirft einen bestechenden Gedanken in die Luft, Plattköpfe fangen denselben auf, prägen ihn in der Münzstätte „Oeffentliche Meinung" zur gemeinplätzigen Scheidemünze aus und d i e geht nun als „Werthzeichen" von Hand zu Hand, ohne daß es jemand einfiele, ihren Gehalt zu prüfen.

Solche gangbare und beliebte Scheidemünzen

sind dermalen die Sätze: „Trennung der Kirche vom Staate“! und „Freie Kirche im freien Staate“! Zeitgeistschwätzer thun so, als wäre mittels dieses Geldes alles Glück der Völker und alle Herrlichkeit der Erde zu kaufen. In Wahrheit und Wirklichkeit aber ist besagtes Geld weder Gold noch Silber, sondern Blech, ganz ordinäres Blech, das aber, am gehörigen Orte mit der erforderlichen Lungenkraft und der richtigen Mimik aufgeblecht, einer beträchtlichen Wirkung sicher ist.

„Trennung der Kirche vom Staate?“ Ei, ja wohl, wenn die Kirche nur ein Wolkenkukuksheim wäre, mit dem Tau des Glaubens an den Luftballon des Jenseits befestigt. Also könnte man sie von der Wirklichkeit, vom Staate, loslösen und zwischen der Erde und den Sternen ruhig schweben lassen. Aber sie ist eben kein Wolkenkukuksheim, sondern ein sehr reales Gebiet, eine wohlorganisirte Gewalt, welche täglich, stündlich sich fühl- und greifbar macht und durch tausend Fühl- und Saugfäden mit der gesammten Muskulatur, mit dem gesammten Nervensystem der Gesellschaft aufs engste verbunden

ist. Das Volk, und zwar allerorten in seiner ungeheuren Mehrheit, empfindet und denkt unendlich viel mehr kirchlich als politisch. Das Kirchliche, sei es noch so sehr zum Fetischismus entartet, ist ihm das Ideale, während es im Staate zumeist nur eine widerwillig ertragene Steuern-Abzapfungsmaschine erblickt. Das ist eine beklagenswerthe Anschauung; aber man darf dieselbe nicht mit schönen Redensarten überstreichen, wenn man zu einer klaren Erkenntniß der Sachlage kommen will. Ehrenbürger von Nichtswisserlingen freilich, welche selbst die schwierigsten Probleme nur so nebenbei, etwa zwischen dem dritten und dem vierten Schoppen oder Seidel zu lösen verstehen, werden auch mit dieser Frage schnell im Reinen sein. Sie sagen: Man mache es wie in den Vereinigten Staaten, wo die Trennung der Kirche vom Staate durchgeführt ist und der letztere sich dabei wohlbefindet.

Gut, wir wollen keinen Einwand dagegen erheben, daß man mit der Geschichte eines Landes exemplire, welche, von der Proklamirung der Republik an gerechnet, noch kein Jahrhundert alt ist.

Aber wie verhält es sich in Wahrheit und Wirklichkeit mit dem „Wohlbefinden“? Es kann darunter im gegebenen Falle doch wohl nichts Anderes verstanden werden, als daß das kirchliche Leben dem staatlichen keinen Abbruch thue, daß dieses von jenem nicht beeinflußt, beziehungsweise nicht vergewaltigt werde. Die Frage so gestellt — und sie muß ja so gestellt werden — wird die Antwort, fürchte ich, nicht ganz im Sinne der dampfsägegeschwinden Problemespalter und Knotenzerschneider ausfallen. Die Kirche, in ihrer katholischen, in ihrer anglikanisch-orthodoxen und in ihrer sektirerisch-protestantischen Form, ist thatsächlich in dem unermeßlichen Landgebiete des guten Uncle Sam außerordentlich mächtig und beeinflußt nicht nur, sondern bestimmt auch sehr häufig die Politik der einzelnen Staaten und folglich der ganzen Union. Haben wir nicht mit angesehen, daß die Ansichten und Voten des biblisch-orthodox-anglikanischen Baalpfaffenthums ein wesentliches Motiv der Rebellion der südstaatlichen Sklavenbarone gewesen sind? Wem, außer unseren Winkelkneipen-Politikern, ist es unbekannt, daß in den

Vereinigten Staaten das „Stimmvieh", wie die Yankees ihre irischen Mitbürger nicht gerade schmeichelhaft nennen, unter der unbedingten Leitung seitens einer ebenso zahlreichen als reichdotirten und hochverehrten römisch-katholischen Hierarchie steht? Nur Leute, welche das Naturgesetz von Ursache und Wirkung leugnen, können bestreiten, daß es von den bedeutendsten politischen Folgen sein muß, wenn, wie geschieht, Jesuiten-Kollegien, Mönche- und Nonnenklöster in der Union wie Pilze aufschießen. Ist es etwa keine Beherrschung des Staates durch die Kirche, wenn in den Neu-England-Staaten die puritanische Muckerei jene tyrannischen, heuchlerischen, dem Europäer unerträglichen Sabbath- und Temperanz-Gesetze durchgesetzt hat und aufrechthält? Kein Wissender wird bestreiten, daß es in den Vereinigten Staaten aller verfassungsmäßigen Gewissens-, Glaubens-, Denk- und Redefreiheit zum Trotz große Lebenskreise, ja ganze Gegenden gibt, wo es für einen als „infidel" bekannten Menschen eine bare Unmöglichkeit ist, zu existiren.

Von alledem brauchen natürlich unsere schnell-

fertigen Weltverbesserer neuesten Stils nichts zu wissen oder wenigstens nichts zu beachten. Sie verkünden ohneweiters ganz im unfehlbaren Orakelton des Vatikans: „Die Kirche muß vom Staate getrennt werden, um das Pfaffenthum unschädlich zu machen oder gar zu tödten." Das neue Dogma ist fertig, und wer an dessen alleinseligmachende Kraft nicht glauben will, „der sei verflucht!" Es ist auch keineswegs die Schuld dieser Dogmatiker, wenn der Verfluchung die Verbrennung nicht auf dem Fuße folgt. Laßt sie nur zur Macht gelangen und ihr werdet schaudernd erleben, daß in jedem dieser „Pfaffen des Unglaubens" ein Torquemada steckt.

Die Seichtheit der Vorstellungen, welche selbst sogenannte gebildete Leute von dem Gange der weltgeschichtlichen Prozedur haben, geht häufig ins Absurde. Sie wähnen, die Entwickelungs-Epochen der Menschheit ließen sich willkürlich von einander abtrennen, wie man ein Stück Holz entzweisägt, und so meinen sie denn auch, die Entkirchlichung der Gesellschaft könnte rund und nett und rasch mittels einer Reihe von anti-kirchlichen Dekreten bewerk-

stelligt werden. Unter diesen Dekreten müßten nun mit in erster Linie stehen die allgemeine und die obligatorische Ein- und Durchführung der Civil-Ehe. Ganz recht; aber eine Wunderwirkung davon zu erwarten ist lächerlich. Noch eine Spanne Zeit und es wird ein Jahrhundert her sein, seit in Frankreich die Ehe gesetzlich ganz und gar nur „ein bürgerlicher Akt“ ist. Haben die französischen Frauen darum aufgehört, für eine wahre und wirkliche Ehe nur die kirchlich eingesegnete zu halten, und macht dieses Dafürhalten nicht tagtäglich seine weitgreifenden Wirkungen geltend? Als die jüdisch-christliche Anschauung aufkam, welche das, was wir die „Welt“ zu nennen pflegen, seit 1800 Jahren beherrscht, war sie auch nur eine Umfärbung der Weltanschauung, an deren Stelle sie trat. Das Christenthum nahm ja, sobald es kirchlich sich organisirte, die ganze Natursymbolik und Mythologie des Heidenthums in sich auf und gab alledem nur andere Farben und Namen. Es mußte so thun, wenn es zu einer Macht werden wollte; denn die Vorstellungen der jeweilig lebenden Generation sind unabtrennbar an die der vorher-

gegangenen festgeknüpft und können ihrem Wesen nach nicht vernichtet, sondern nur formal umgebildet werden. Wer demnach in der Gegenwart eine dauernde Gewalt begründen will, muß schlechterdings mit der Vergangenheit rechnen.

Das ist freilich nicht nach dem Geschmacke Solcher, welche behaupten, es sei für die jüdisch-christliche Weltanschauung ein vollgiltiger Ersatz gefunden in der wissenschaftlich-materialistischen unserer Tage, und man müsse daher mit Einem Ruck und Druck mit jener brechen. Aber das ist nur eine Behauptung, welcher die ganze Erfahrungssumme der Weltgeschichte widerspricht. Wir können ohneweiters zugeben — denn es ist unsere eigene Ueberzeugung — daß der wissenschaftlich entwickelte Materialismus das Juden-Christenthum ersetzen kann; aber nur geistig und sittlich Hoch- und Höchststehenden, Menschen von weitem Blicke, gründlicher und vielseitiger Bildung, deren Wissen, deren warmes Gefühl und feiner Geschmack ausreichen, die gemeinen Triebe und wilden Instinkte der Menschennatur in ihnen niederzuhalten und zu beherrschen. Demnach —

Sie werden, lieber Freund, über dieses Paradoxon lachen; aber es ist trotzdem kein solches, sondern eine Wahrheit — demnach sind nur tüchtige Idealisten fähig, richtige Materialisten zu sein. Nun stellen Sie sich die Wirkungen vor, welche die materialistische Lehre auf die arme, unwissende, urtheilslose, mit dem harten Ringen um das tägliche Brot vollauf beschäftigte Menge naturnothwendig haben müßte. Es wäre gar nicht anders möglich, als daß unter ihr der Materialismus entsetzliches Unheil anrichtete und geradezu unbändige Bestien der Selbstsucht erzöge. Den Einwurf, daß ja eine Zeit denkbar wäre, wo die Mehrzahl der Menschen oder gar die Gesammtheit auf hoher, auf höchster Bildungsstufe stehen würde, brauche ich von Ihnen nicht zu erwarten. Sie waren schon damals kein Phantast mehr, als ich meinerseits noch jung und thöricht genug gewesen, den Traum von der Möglichkeit der Aufhebung grausamer Naturgesetze mitzuträumen. Wachend zu träumen, ist leicht und süß; aber selbstloser Muth gehört dazu, der Wahrheit in ihr „hochuranisch Angesicht" zu sehen. Ihre Augen blicken

streng und auf ihren herbjungfräulichen Lippen lacht nicht das schmeichelnde Lächeln der Illusion. Auf diesen Lippen habe ich das eiserne Wort gelesen: Eine Möglichkeit ist es, ein Recht, eine Pflicht der Gesellschaft, den Fluch der Ungleichheit unter den Menschen zu mildern. Namentlich dadurch, daß jeder wirklichen Kraft Raum und Luft zum Aufstreben, jedem Talent offene Bahn, auch den Kindern der Armen und Aermsten die Bildungsmittel, jeder Leistung eine annähernd entsprechende Würdigung geschaffen und gesichert werden. Aber den Fluch der Ungleichheit aufheben wollen, heißt verlangen, daß die Menschheit sich selber aufhebe. Die Menschen werden nur dann aufhören, einander ungleich zu sein, wann der vorletzte Mensch gestorben sein wird. Es gibt nur Eine absolute Gleichheit, wie es nur Einen wirklichen Frieden gibt, den Tod. Das Menschendasein aber ist ein Kampf, und wo ist jemals ein Kampf gekämpft worden, in welchem Kräfte und Waffen völlig gleich gewesen wären?

Den Leuten, welche wie die Jugend, „schnell fertig sind mit dem Wort“, wäre, so sie irgend

einem guten Rathe zugänglich, dringend zu rathen, die Macht der Vergangenheit nicht zu unterschätzen. Insbesondere nicht hinsichtlich des Problems der Trennung der Kirche vom Staate. Einer der trefflichsten Eidgenossen unserer Zeit, Augustin Keller in Aarau, hat in diesen Tagen in seiner schwerwiegenden Denkschrift: „Die kirchlich-politischen Fragen bei der eidgenössischen Bundesrevision von 1871", in eindringlich warnender, vom innigsten Patriotismus beseelter Sprache zunächst seine Landsleute auf die verschiedenen Seiten der Frage und die ganze Tragweite derselben aufmerksam gemacht. Aus diesem Buche könnten die gedankenlosen Nachschwätzer von Tagesstichwörtern lernen, was es heißen will, die letzten Dämme staatlicher Obergewalt niederzureißen, welche dem überschwellenden Machtgelüste der Hierarchie noch entgegenstehen.

Viel und schwer ist in dieser Beziehung in den letzten zwanzig Jahren überall gesündigt worden. Auch in Deutschland. Man hat das Pfaffenthum, das katholische wie das protestantische, nicht allein gewähren lassen, man hat es in jeder Weise be-

günstigt und gefördert. Wenn die Gefahr für Deutschland von seiten der lutherischen Orthodoxie und Muckerei eine geringere ist, so sind die Herren Orthodoxen und die Brüder Mucker wahrlich nicht schuld daran. Ihr böser Wille ist stark genug, aber ihr Thatfleisch ist schlaff. Was immer sie schaden können, zum Beispiel durch orthodoxes Gegrölze im Elsaß, das werden sie freilich schaden. Ganz anders aber steht es mit den Ultramontanen, vollends, wenn man berücksichtigt, daß sie ihr Absehen offenbar auf eine Allianz mit dem kommunistisch durchgifteten Proletariat gestellt haben. Das deutsche Volk wird die Sturmernte kennen lernen, welche die Windsaat der deutschen Regierungen heranreifen ließ. Diese haben der römischen Hierarchie eine Stellung im oder vielmehr über dem Staate eingeräumt, wie sie mit dem Bestande des letzteren rein unverträglich ist. Kein Wunder daher, wenn die Bischöfe, wie sie kürzlich in Baiern und anderwärts gethan, der Staatsverfassung spotten und den Gesetzen trotzen. Ganz beduselt von dem Opiat: „Die Throne fallen um, so sie nicht durch die

Altäre gestützt werden" — haben die Höfe wohlgefällig zugesehen, wenn seit langer Zeit in Deutschland die katholische studirende Jugend mit Aufbietung aller Jesuitenkünste systematisch entdeutscht und zum Romanismus dressirt wurde, so dressirt, daß den armen beklagenswerthen Jünglingen als Sünde und Schande erschien und erscheint, was ihres Vaterlandes höchste Ehre und höchster Stolz ist: die deutsche Wissenschaft, Literatur und Kunst. In unbegreiflicher Verblendung haben die Regierungen nicht allein geduldet, sondern selbst eifrig dazu mitgeholfen, daß der nationale und patriotische Katholizismus, wie Wessenberg ihn verstanden, gewollt und gelehrt hatte, vollständig von den Römlingen vernichtet und demzufolge die katholische Kirche in Deutschland der souveränen Gewalt des in allen seinen Adern deutsch-feindlichen Loyolaismus unterworfen werden konnte. Zeugniß hiefür, so noch eines nöthig wäre, das schandbare und schmachvolle Verhalten der deutschen Bischöfe zum Infallibilitäts-Dogma, welches sie erst als einen Unsinn und eine Ruchlosigkeit verwarfen, um es dann, gehorsam den

aus dem „Al Gesù" an sie ergangenen Befehlen, ihren Schafen als eine unfehlbare Eingebung des heiligen Geistes aufzuhalsen und anzubefehlen."

Ei, trennt nur die Kirche vom Staate, enthebt die Priester jeder Kontrole, laßt sie ungestört und unbehelligt machenschaften unter und mit den unwissenden Massen und ihr werdet wieder einmal so recht erfahren, was es mit dem Gefasel von der Volksmündigkeit auf sich hat. Ihr werdet auch erfahren, zu eurem Entsetzen erfahren, was das Phantasma „Freie Kirche im freien Staate" zu bedeuten habe, aus dem Illusionärischen ins Wirkliche übersetzt.

Wenn ich die Begriffe „Freiheit" und „Kirche" zusammenbringen höre, wird mir immer ganz encyklikasterlich, ganz syllabusirisch zu Muthe. Wie Menschen mit fünf gesunden Sinnen so eine Schandlüge, so eine contradictio in adjecto hinunterschlucken können, ohne sich erbrechen zu müssen, ist mir unbegreiflich. Irgend einem beliebigen willenlosen italischen Priester stülpt man eines Tages die Tiara auf den Kopf und der Herr urbis et orbis, der

Inbegriff aller Vollkommenheit, der Unfehlbare, der Gott ist fertig. Er sagt nicht nur wie jener von allen siebenundsiebzig Hochmuthsteufeln besessene Bourbon: „Der Staat bin ich!“, nicht nur wie jener dem Bourbon plagiarisch nachrasende wirtemberg'sche Herzog: „Das Vaterland bin ich!“ nein, er sagt geradezu: „Die Menschheit bin ich, ich, der unfehlbare Repräsentant Gottes, ich kraft meiner Unfehlbarkeit Selbst-Gott. Nur was ich fühle und denke, darf gefühlt und gedacht werden. Nur mir steht die Entscheidung zu, was Recht und was Unrecht, was Tugend und was Laster sei. Alles, was Menschen bindet, erquickt und adelt, Begeisterung und Erbarmen, Wahrheitseifer und Vaterlandsliebe, Familienbande und Bürgerpflichtbewußtsein, Kunst und Wissenschaft — alles ist nur Staub unter meinen Füßen, der Willkür meines Segnens oder Verdammens zum Spiele hingegeben.“

Und so eine Tyrannei, die ungeheuerlichste, welche jemals ausgesonnen worden, bedroht uns, bedroht uns allen Ernstes. Mit einer geradezu beispiellosen Frechheit geht der Jesuitismus vor, um

den Staat zu zerstören oder denselben wenigstens nur noch zu dulden, falls er sich herbeiläßt, eine Rolle zu spielen, wie Spanien im 17. Jahrhundert sie gespielt hat, d. h. den diensteifrigen und erbarmungslosen Familiar der „freien Kirche“ zu machen.

Gibt es Mittel, dieser „Freiheit“ der Kirche Widerstand zu leisten, sie niederzukämpfen und ihr die Fesseln der Vernunft anzulegen? Allerdings. Gibt es Menschen, Staatsmänner, Parteien, Regierungen, Völker, Fürsten, welche die Einsicht, den Willen und die Thatkraft besitzen, von diesen Mitteln Gebrauch zu machen? Das ist die Frage, und zwar, scheint mir eine höchst fragwürdige Frage. Leider auch eine Hamlet-Zweifelfrage!

5.

11. September.

Ihr „altmodiger Naturnarr“, lieber Freund, hat sich seit Absendung seines letzten Briefes einen Brustkasten voll Alpenluft geholt. Nicht in der Ferne diesmal; denn, ach, die guten und die schlechten Zeiten, wo wir mitsammen Bergfahrten machten, sind lange vorüber. Mein letztes Unternehmen, das einer Hochalpen-Wanderung gleichsah, obzwar es neben den heroischen Kletterthaten und Rutschleiden unserer Alpenklubbisten sehr philisterlich-bescheiden sich ausnahm, war auf oder, wenn Sie wollen, gegen den prächtigen alten Kerl, den Tödi, gerichtet, hatte aber einen Ausgang, von welchem die Geschichte lieber schweigt. Der Wille ist noch immer stark, aber das Fleisch, namentlich das Lungenfleisch, ist schwach, und so hab' ich mich allmälig daran gewöhnen müssen, den Bergmajestäten nicht mehr auf annähernd gleichem Fuße, sondern nur noch sehr

von unten herauf meine Hochachtung zu bezeigen. Sie sind, abgesehen von etwa einem Dutzend von Kaisern und Königen im Reiche des Geistes, die einzigen Majestäten, welche mir einen ganz ungetrübten und zweifellosen Respekt eingeflößt haben.

Die geduldige Schulmeisterin Zeit bringt Einem jene Selbstbeschränkung bei, welche wir gar gerne Weisheit nennen, während wohl Ermüdung ihr eigentlicher Name ist. Noch ist mir zwar, Dank den Göttern, die Stimmung nicht fremde geworden, für welche Longfellow in seinem schönsten Gedichte so beredsamen Ausdruck gefunden hat: „Excelsior!" — aber das widerwärtige Quinkeliren der Hühneraugen, welche sich, fürchte ich, allmälig auf die Tonart der Gicht stimmen, bringt arge Dissonanzen hinein. „O, wonnigliche Reiselust" — ja freilich! Aber dieses infernalische Gedränge, Geschiebe und Getobe auf den Bahnhöfen, das Wüthen mit Kisten und Koffern in den Gepäcke-Bureaux, das gräuliche Bild, welches die in den Restaurationen der Haltstationen gierig wie Menagerie-Thiere schlingenden und kauenden Herren und Damen darbieten, der

massenhafte Reisepöbel auf allen Wegen und Stegen — puh! Dieser Reisepöbel hat Einem ja auch glücklich den Rigi verleidet, allwo er diesen Sommer im Kaltbade Maskenbälle abhielt. Fehlen jetzo daselbst nur noch zwei Dinge: eine Roulette und ein u. s. w., um den Komfort und die Fashion vollständig zu machen. Da wird man doch wieder einmal recht lebhaft an Rousseau's Worte erinnert: „Alles ist gut, wenn es aus den Händen des Schöpfers der Welt hervorgeht; alles verdirbt unter den Händen des Menschen."

Wir waren froh, uns nicht mit einem der tosenden Karawanenzüge fortwirbeln lassen zu müssen, sondern binnen wenigen Stunden einen verhältnißmäßig noch recht stillen Zufluchtsort erreichen zu können: Schönfels ob Zug. Die Reize der Oreaden des zuger Berges sind glücklicherweise noch nicht profanirt. Noch hat kein Tschudi, kein Bädeker, kein Berlepsch dieselben an die große Glocke der Reisemode gehängt. Noch besser ist, daß auch der schreckliche Murray nichts davon weiß. Demzufolge grassirte während unseres Aufenthalts auf Schön-

fels die englische Krankheit dort nur ganz sporadisch und zwar in sehr altjungferlicher Form. Eines Tages langte freilich eine zahlreiche englische Knopfmacher-Familie an mit einer ganzen Pyramide von Koffern, auf deren Spitze die obligate Badwanne glänzte, und verlangte mit dem vollen Knopfmacher-Bewußtsein von Birmingham oder Sheffield, daß die luftkurgäftlichen Insassen des ersten Stockwerkes des Hauses ohneweiters ausgetrieben werden sollten, damit Se. Gnaden der Knopflord nebst drei Centner schwerem Woman und Kind und Kegel und Badwanne daselbst sich niederlassen könnten. Nachdem jedoch der „Herr Hauptmann", welcher die Wirthschaft auf Schönfels kommandirt, seine Verblüffung über diese Offenbarung echtenglischer Flegelhaftigkeit verwunden hatte, hieß er die Sippschaft weitergehen. Der Auftritt war recht ergötzlich, so daß ich dem Knöpfeschöpfer und seiner Dreicentnerigen eigentlich zu Dank verpflichtet bin; allein ich konnte doch nicht umhin, auch aus dieser Scene wieder wie aus mancher schon anderweitig mit angesehenen ähnlichen die Moral zu ziehen, daß es mit einem

halben oder ganzen Wunder zugegangen sein müsse, wenn sich ein Shakspeare und Milton, ein Byron und Shelley, ein Dickens und Thackeray in diese Nation verirren konnten, welche häufig nur aus Rüpeln und Heuchlern zusammengesetzt zu sein scheint. Es müßte ein großer Festtag für die Menschheit sein, wenn der britische Hochmuth einmal so tief gedemüthigt würde, wie der gallische jüngst gedemüthigt worden. Nur nicht wähnen, daß der Dummheit, Gemeinheit und Selbstsucht gegenüber Großmuth etwas vermöge! Was hat es den deutschen Siegern genützt, daß sie in Versailles und Paris eine beispiellose Schonung übten? Kein nichts. Während die Franzosen zu Anfang des Jahrhunderts alle deutschen Städte ausplünderten — von ihren in früheren Zeiten verübten Raubthaten gar nicht zu sprechen — während ihre Marschälle und Generale überall stahlen wie die Raben — der Marschall Soult z. B. hat in Spanien allein eine. Gemäldegalerie von Millionen im Werthe zusammengegloireisirt — während sie auf unserem Boden kein Denkmal geachtet, keine natio-

nale Reliquie, selbst den Degen Friedrichs des Großen nicht, unverschändet gelassen hatten, ließen die siegreichen Deutschen in Frankreich sogar solche Denkmäler, Bauten, Gemälde, Statuen unberührt, welche der französische Uebermuth eigens zu unserer Demüthigung und Verhöhnung hergestellt und aufgerichtet hat. Trotzdem müssen wir uns von jedem gallischen Lump, wie neulich von Theophile Gautier wieder, „Barbaren" schimpfen lassen, von einem Lump wie dieser Gautier, welcher Eugenie's Lulu bei dessen Geburt als „das blonde Jesuskind" angebyzantinert hat. Freilich können wir uns damit trösten, daß die tigeräffische Natur des Franzosenthums gerade zur Zeit dieses Geschimpfes unter dem pariser Lack petrolisch-scheusälig hervorgeborsten ist. „Hm, davon haben Sie, glaube ich, schon einmal gesprochen," höre ich Sie brummen, lieber Freund. Allerdings, allein angesichts der schamlos fortgesetzten Bemühungen des europäischen Lumpenthums, die pariser März-, April- und Maitage von 1871 schönzufärben, dürfte es Pflicht sein, bei jeder Gelegenheit wieder warnend auf diese geborstene Pest-

beule des Franzosenthums hinzuweisen. — „Wohl, wohl; aber was mich angeht, ich möchte, statt den Mißduft besagter Beule noch einmal riechen zu müssen, doch lieber von ihrem Schönfels auf dem Zugerberge hören, an welchem ich zu verschiedenen malen achtlos vorübergegangen bin.“

Bedaure, denn es ist fürwahr schön dort oben und erquicklich. Freilich nur für Menschen, welche Ruhe und Stille lieben und es auch nicht gar zu hoch aufnehmen, wenn auf dem übrigens sehr sauber und bequem gehaltenen, mit herrlichem Quellwasser versehenen Schönfels bei Tische der Herr von Hammel und die Frau von Kalb in allzu häufig wiederkehrender Eintracht die Herrschaft führen. Die nächste Umgebung des Hauses bietet Tannenschatten und über die Wipfel hinweg blickst du in das Tiefblau des Zugersees nieder, der mich allzeit anmuthet wie ein idyllischer Prolog zu jener Reihenfolge großer Alpenscenen, die sich drüben längs dem Vierwaldstättersee hin, das Reußthal aufwärts bis zum Gotthards-Hospiz und bis zur Furka und Grimsel entrollen.

Aus dem breiten Rücken des Zugerberges, welcher südostwärts an die steilen Gehänge des Roßberges sich lehnt, springen verschiedene Hügel auf, welche anmuthig wechselnde Ausblicke und Rundsichten gewähren. So der Stephansfels, der Hüngistock und die Hochwacht. Im Osten unter dieser thut sich in Rahmen seiner Bergmatten der Aegerisee auf wie ein sanftes, gutes, liebes Frauenauge, ruhig die Himmelsbläue spiegelnd. Drüber hinaus ragen die Felszacken, welche aus dem Wäggithal aufstarren, und weiterhin die glarner Hochgebirge, der massige Glärnisch mit seinen schöngeformten Firnkuppen und dort rechts, über den Waldscheitel des Kaiserstockes schwarzfelswandig hereindüsternd, der mächtige Tödi, welcher so auffallend einem Riesensarge gleicht mit dem darüber gebreiteten Bahrtuche von schwarzem Basalt, durchzogen von silbern schimmernden Gletscherstreifen. Von der Höhe des Hüngistocks fliegt der Blick östlich über den Roßbergkamm zur rothschimmernden glockenförmigen Kuppe des großen Mythen hinüber, gen Westen über den wie ein gesegneter Garten sich

weithin dehnenden Aargau, aus welchem da und dort der Stromspiegel der Reuß aufblitzt. Gegen Norden verbaut der Wall des Uto und des Albis den Anblick von Zürich; aber über diesen Wall herüber dämmert duftverloren der Schwarzwald und mehr von Osten her grüßt traulich das Waldgebirge, welches vom Toggenburg zu den „Traubengestaden“ des Zürichsee's heruntersteigt. Klopstock hat bekanntlich diesen wunderlieblichen Gestaden nur ihr Recht wiederfahren lassen, als er sie in einer seiner schönsten Oden feierte. Was ihre Traubenausbeute betrifft, so ist dieselbe quantitativ sehr beträchtlich, die Qualität dagegen steht in etwas säuerlichem Geruche und böse Zungen behaupten sogar, das „bendliconense“ in dem alten Knüttelvers: „Vinum bendliconense acrius est ense“ sei eine falsche Lesart für „turicense“. Die Welt liebt eben bekanntlich, das Stralende zu schwärzen und das schon von Natur hinlänglich Saure noch saurer zu machen. Die Hauptsache ist, daß den Zürichseebewohnern das Erzeugniß ihrer „Traubengestade“ gut schmeckt und sie sich dabei wohlbefinden.

Doch lassen Sie uns noch die Pracht- und Glanzstelle des Zugerberges aufsuchen, den eigentlichen und wirklichen „Schönfels", zu welchem vom gleichnamigen Kurhaus ein halbstündiger Gang den Berggrat entlang hinführt. Ein gewaltiger Nagelflueblock bezeichnet den Ort. Hinan den Felsen und schäme dich nicht, droben den Hut zu ziehen und dir die Brust zu lüften mit dem Freudenschrei: „Wahrlich, es gibt doch nur Eine Schweiz!" Denn sonder Zweifel stehst du an einer jener Stellen, wo der ganze Schönheitszauber dieses Landes auf dich hereinbricht und wie mit tausend Jubelstimmen zu dir spricht: „Sieh' mich an und frohlocke über mich!"

Tief unter dir funkelt die Sapphirschale des Zugersee's. Gerade gegenüber liegt Immensee, wohlig in das Grün seiner Obstbaumwaldbucht gebettet. Zur Linken, wo der Roßberg seewärts abfällt, glänzen die Häuser von Arth herauf. Von dort steigt dein Auge die prachtvoll aufgebaute Pyramide des Rigi hinan, gleitet vom Kulm seitwärts zur Scheideck und über diese hinweg zu den blendend

weißen Firnen des Urirothstocks und des Blackenstocks hinüber. Rückkehrend fixirt sich dein Blick auf eine Scene von seltenster Großartigkeit. Wie eine kolossale Bühne stellt sie sich dar. Links der Rigi mit seiner imponirenden Masse, rechts der Pilatus mit seiner bizarren Schroffheit, seinen Zerklüftungen und seinen grotesken Zacken; sie sind die Proscenium-Kulissen dieser Bühne. Weiter nach hinten geschobene bilden links der Bürgistock und das Stanzerhorn, rechts die unterwaldner Alpen bis zum Brünig hinauf. Im Vordergrunde glänzt mattsmaragdgrün die küßnachter Bucht des Vierwaldstättersee's, im Hintergrund leuchtet der See von Alpnacht wie flüssiges Gold im Abendsonnenfeuer. Und das Personal der Bühne? Dort kommt es, dort ragt es auf gigantisch und hehr wie die Gestalten der Nibelungen-Tragödie: die Jungfrau mit ihren Riesengesellen Eiger und Mönch. Die Wetterhörner zur Linken, Blümlisalp und Doldenhorn zur Rechten vervollständigen die erhabene Gruppe.

Stundenlang kann man in diese Ruhe, in diesen Frieden, in diese Größe hineinblicken, ohne

zu ermüden, ohne sich zu ersättigen, wie mit allen Poren Schönheit und Beschwichtigung in sich aufnehmend. Von unbeschreiblicher Magie ist an dieser Stelle der Moment, wann der Abend seine kühlen Fittige über all die Pracht hinzubreiten beginnt, ein leises Wehen die Wipfel der Bergwälder rührt, das erblassende Blau des Himmels mit dem dunkelnden Violettduft der Fels- und Schneekolosse zusammenfließt, die untergehende Sonne, noch einmal aufglühend wie sterbende Liebe, den weißen Firnen ihren hochrothen Scheidegruß zuwirft, die Bergschatten langsam über die Seespiegel hinwallen und aus dem Thale der sanfte Klang der Abendglocke heraufkommt,

„Che paja 'l giorno pianger, che si muore."
(„Die zu beklagen scheint den Tag, der hinstirbt.")

Selbst auf die Gefahr hin, daß Sie meiner Naturschwelgerei spotten, lieber Freund, muß ich Ihnen noch sagen, daß ich auf dem Zugerberge auch ganz prachtvolle Gewitter erlebte, denen Abendbeleuchtungen von einem Farbenspiel und einer Glut folgten, wie ich sie diesseits der Alpen noch nie ge-

nossen hatte. Der See zu unseren Füßen war mitunter Ein wallender Purpur, geisterhaft leuchtende Lichter sprangen über die Kuppen des Hochgebirges hin und Flammenkatarakte rollten über die Felswände herab. Endlich die sternhellen Nächte mit ihrer balsamischen Kühle, „schweigend wie ein Nachtgebet!“ Wie oft bin ich noch spät auf den Balkon meines Zimmers hinausgetreten, um die heilige Stille einzuathmen und hinabzulauschen,

„Wo süß das Mondlicht auf dem Wasser schlief.“

Verzeihung, lieber Alter, daß ich diesen Brief schließe, ohne Ihnen von „ernsteren“ Dingen gesprochen zu haben. Meine „Naturnarrheit“ wollte ihr Recht und die Erinnerung an das eben gelebte Berg-Idyll ist noch zu lebendig in mir, als daß ich mich heute schon wieder mit dem Kram und Quark unserer politischen und sozialen Sorgen placken möchte.

6.

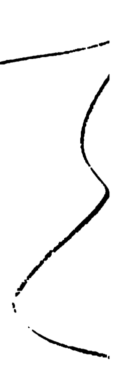
26. September.

Lieber Alter! Sie haben ganz recht, wenn Sie meinen, Lessing würde heutzutage sein bekanntes Wort, Patriotismus sei nur eine heroische Schwachheit, nicht wieder vorbringen. Schon aus Ekel vor dem wüsten Gethue und Getobe der Sorte von Leuten nicht, in deren unsauberen Händen das edle Banner der Weltbürgerlichkeit nur entweiht werden kann. Es ist auch eine rechte Freude, zu sehen, daß Vaterlandsgefühl und Nationalsinn alle Schichten unseres Volkes mehr und mehr zu durchdringen und zu bestimmen angefangen haben, und gewiß ist Ihnen nicht weniger als mir der eigenartige Beweis willkommen gewesen, welchen neulich hiefür die deutschen Arbeiter in den Eisenwerken von Newkastle gegeben haben — gegeben haben durch ihr mannhaftes Auftreten gegenüber den Spekulanten, durch deren lügenhafte Versprechungen sie nach

England gelockt worden waren, sowie durch ihr würdiges Gebaren dem Pöbel von Newkastle und ihren englischen Kameraden gegenüber. Sie haben — die englischen Zeitungen bezeugen es — den Engländern gehörig imponirt. So ist's recht! Möchte doch jeder Deutsche in der Fremde überall und in jeder Stellung niemals vergessen, was er seinem Lande und sich selbst schuldig ist. Nicht geckenhaft eitel wie ein renommirender Franzose, nicht flegelhaft-hochmüthig wie ein gefrorener Brite repräsentire er seine Nationalität, sondern vielmehr mit der ruhigen Selbstständigkeit eines gebildeten Menschen, der ebenso furchtlos sein Recht wahrt, als er die Rechte anderer gewissenhaft achtet. Der Ruf eines Volkes hängt ja in hohem Grade von dem Benehmen seiner Söhne in der Fremde ab.

Unsere Arbeiter haben in Newkastle ihrem Vaterlande jedenfalls einen Dienst erwiesen und Ehre gemacht. Sie haben gezeigt, daß auch sie sich vollbewußt sind, was ihre Nation ist und bedeutet, was sie gelten will und ansprechen muß. Das freut mich, offen gestanden, weit mehr, als mich

der neuerlich mehrfach zur Sprache gebrachte und beklagte Umstand betrübt, daß die großen Ereignisse von 1870—1871 aus der gehobenen Stimmung unseres Volkes noch keine entsprechende literarische oder künstlerische Schöpfung, noch kein Kunstwerk hervorgetrieben haben, dessen Idee und Stil mit den vor unseren staunenden Augen geschehenen Thaten auf gleicher Höhe ständen. Es ist so; aber entstand denn die Ilias in demselben Jahre, wo „das heilige Ilion hinsank“, und hat Shakspeare unmittelbar nach der Zerstörung der großen Armada seine Meisterdramen geschaffen? Nergelnde Kleinmeisterei hat ja auch nachträglich herausgefunden, daß die „Wacht am Rhein“ den Namen eines Gedichtes nicht verdiene und daß die Melodie derselben eigentlich gar keine sei. Wohl; aber dieses Lied ist auf den glorreichen Walstätten von Wörth, Gravelotte, Sedan, Orleans, St. Quentin, Le Mans und Mömpelgard erklungen, als der Siegesgruß, den unsere Krieger heimwärts sendeten. Sie haben es in den Straßen von Versailles erschallen lassen, während drinnen im Prunksale Ludwigs des Vierzehnten die Kaiserkrone der



Hohenstaufen auf das Haupt des Hohenzollers sich senkte; sie haben am 1. März 1871 auf dem Concordeplatze den Widerhall der Tuilerien damit geweckt — wohlan, es braucht kein Gedicht, kein Lied zu sein, denn es ist unendlich Größeres: ein weltgeschichtliches Symbolum, ein nationaler Triumphschrei, welcher dauern wird, so lange ein deutsches Herz schlägt.

Es ist überhaupt eine eigene Sache mit den Wort- und Klangblitzen, welche zündend in die Massen schlagen. Selten oder nie stammen sie aus der Esse des Genius, häufig dagegen vom Herde gemeiner Garküchen. Ein dummerer Singsang als das „Lillibullero", womit Jakob der Zweite aus seinen drei Königreichen „hinausgesungen" wurde, und ein abgeschmackterer Gassenhauer als der „Yankee-Doodle" ist nicht denkbar. Die spanische Riego-Hymne wetteifert an Nullität glücklich mit der italischen Garibaldi-Hymne und meines Wissens gibt es unter den sämmtlichen sogenannten „Nationalliedern" nur fünf, welche Anspruch auf ästhetischen Werth haben: Thomsons „Rule Britannia",

Ewalds „Kong Christiern", Delisle's „Marseillaise", das „Auf, ihr Söhne der Hellenen!" des Rhigas und Vörösmarty's „Szózat".

Wenn wir ehrlich sein wollen, dürfen wir kaum bestreiten, daß die Blumen der Liederkränze, welche die deutsche Muse in die brausende Thatenflut von 1870—1871 geworfen hat, nicht so fast, zopfig zu sprechen, in dem Garten der Poësie, als vielmehr in dem der Rhetorik gepflückt worden sind. Der Farbenschmelz vieler dieser mit vor Begeisterung bebenden Händen gewundenen Kränze war zweifelsohne prächtig, aber man vermißte jenen echten Rosen-, Veilchen- und Resedenduft, wie er aus den Liedern Göthe's, Uhlands, Eichendorffs, Lenau's und häufig auch aus den Liedern Heine's quillt. Leider ist nicht allein auf diesen Mangel hinzuweisen, sondern auch auf die erklecklich vielen Stinkblumen des Servilismus, welche in die Kränze dieser Kriegs- und Siegesdichterei sich hineinzuschmuggeln wußten. Hört man das Gedudel und Gewimsel der „unterthänigst ersterbenden" Lumpenpoeten, so sollte man meinen, unsere Sol-

daten hätten Frankreich niedergeworfen bloß und eigens zu dem Zwecke, ihnen, den Poetenlumpen, eine günstige Gelegenheit zu geben, allerhöchste Protektionen und Pensionen zu erkriechen und zu erfrömmeln.

Soweit bislang Humor, Witz und Satire mit den Ereignissen von 1870—1871 sich zu thun machten, hat sonder Zweifel der „Kladderadatsch" weitaus das Beste geleistet. Die Leitgedichte desselben, ebenso gedankenscharf als formfein, stellen sich überhaupt zu dem Gelungensten, was seit Jahren in Europa in Versen geschrieben wurde. Möchte es doch den guten Kladderadätschern gefallen, diese Gedichte gesammelt herauszugeben. Das Buch würde wie ein erquicklicher Springquell in der Wüste unserer Goldschnittslyrik und Marokkinnovellistik aufsprudeln. Was die Pfleger dieser Literatursorten angeht, so ist ihnen dringend zu rathen, um der Götter und um der Menschen willen nicht an den deutsch-französischen Krieg zu rühren. Hände weg! Kein Stoff das zu Niedlichkeiten, bestimmt und allfällig gut genug, beim Theeschwatz mit

gerösteten Butterschnitten und eingemachtem Stadt-klatsch herumgereicht zu werden. Von jenem echten Pathos patriotischer Sorge und patriotischen Zornes, welches in den Liedern Arndts und Körners lebte, glüht ein heller und kräftiger Funke in den Gedichten, mit denen Freiligrath den Gang des Krieges begleitete. So in dem Vorwortliede, mit dem er die willkommene Gesammtausgabe seiner Dichtungen eröffnet hat, so in der schönen Romanze: „Die Trompete von Gravelotte“, so in der feuersprühenden, nach der Schlacht von Wörth gedichteten Weissagung: „So wird es gescheh'n!“ Schade nur, daß dieses Gedicht in seiner ganzen Stimmung, in den Eingangsworten, im Strophenbau und in der Reimweise so deutlich, allzudeutlich an „The destruction of Sennacherib“ in Byrons hebräischen Melodien erinnert.

Die leidige Kritik! Eine unausstehliche, naseweise alte Jungfer mit der mikroskopischen Brille auf der spitzen Schnüffelnase und mit dem skeptischen Lächeln auf den säuerlich gekniffenen schmalen blassen Lippen. Und diese knöchernen, verteufelt neugieri-

gen Finger, allzeit mit dem Probirstein, mit der Scheidewasserphiole und mit dem Skalpell handirend, unschön anzusehen, sehr unschön, verhaßt dem großen Haufen, in Simpelfingen, Impotenzikon und Krähwinkel ihres Lebens nicht sicher. Bei alledem aber doch die gebenedeiteste Tochter ihres glorreichen Vorschrittsvaters Zweifel, diese unschöne, zudringliche, ihre Nase und ihre Hände in alles Heilige und Profane steckende Jungfer Kritik. Stürbe sie heute, würde morgen schon die Verfaulung der Menschheit beginnen. Sie ist das Salz der Erde. So lange es nicht „dumm“ wird, wird es baierischen Bonzen wie berliner Ober-Kirchenräthen, böhmischen Junkern wie hinterpommer'schen Herrenhäuslern, Loyolaiten wie Petrolikern alle ihre Pläne versalzen. Im Nothfalle wird Jungfer Kritik zur Heldin, zur berserkerischen Kriemhild, die sich nichts daraus macht, eine angefaulte Welt, welche sie nicht mehr mit Entwickelungs-Sauerteig zu durchdringen vermag, über den Haufen zu werfen, um für eine neue Raum zu schaffen, und Protokollführerin Klio überschreibt dann in ihren Akten solche Kata-

strophen mit „Völkerwanderung", „Reformation", „Revolution von 1789" u. s. w. Ich fürchte sehr, sie wird binnen nicht allzu langer Zeit ihrem Fascikel wiederum ein Aktenstück dieser Art einzuverleiben haben.

Bei Menschen, Parteien und Völkern ist es ein untrügliches Merkmal des Verfalls, wenn sie die Kritik nicht mehr vertragen können, in eitler Selbstüberhebung sich spreizend und nur noch in ihren Schmeichlern ihre Freunde erkennend. Solche Dünkelheimischkeit ist dann das rechte Ackerfeld für den Cäsarismus, den Jesuitismus und den Kommunismus, welche darum alle drei, innigst wahlverwandt, jeder in seiner Weise die Volksschmeichelei systematisch organisirt hat und methodisch betreibt. Am verderblichsten wirkt dieses Gift, wann und wo es amtlich in alle Poren des Volkskörpers hineingepumpt wird. Die Franzosen haben das furchtbar erfahren. Hätten sie beizeiten sich warnen lassen, hätten sie, statt Gloire-Absynth hinabzuschlingen, das bittere Kraut der Wahrheit, welches ihnen Alexis de Tocqueville in seinem Meisterbuche:

„L'ancien régime et la révolution“ (chap. 8, am Schlusse), der tüchtigsten staatswissenschaftlichen Hervorbringung der französischen Literatur im neunzehnten Jahrhundert, dargeboten hatte, hinabgewürgt und verdaut, fürwahr, sie hätten sich nicht zwanzig Jahre lang von dem Dezember-Manne nasführen und tyrannisiren und schließlich von einem spanischen Weibe von sehr eindeutiger Vergangenheit und von der verhuel'schen Schwefelbande in einen unheilvollen Krieg hetzen lassen. Umgekehrt sind die Deutschen die Kerle, als welche sie sich in dem großen Jahre erwiesen haben, ganz wesentlich mit dadurch geworden, daß sie sich die schonungs- und rastlose Kritik, welche seit Lessing und Herder, seit Moser, Möser und Schlözer und, mit spezifisch freiheitlicher Tendenz, seit Börne eine Reihe unerschrockener und unbeirrbarer Wahrheitsager an ihnen geübt hat, nicht allein gefallen ließen, sondern auch zu Herzen nahmen. Den Franzosen sagten ihre glatten Schmeichler: „Ihr seid schon alles!“ den Deutschen ihre rauhen Kritiker: „Ihr müßt alles erst werden!“ Beide Völker — das ist der unge-

heure Unterschied zwischen ihnen — glaubten, was man ihnen sagte, und thaten danach. Hierin liegt das ganze Geheimniß der deutschen Triumphe und der französischen Niederlagen.

Ein anderes untrügliches Symptom des Verfalls von Individuen, Parteien und Nationen ist, wenn sie, in ganz und gar selbstverschuldetes Unglück gerathen, die Ursachen desselben überall suchen, nur nicht da, wo dieselben zu finden sind: in ihnen selbst, und wenn sie die Stimme ihres Gewissens zu überlärmen suchen mittels eines gassenbübischen und waschweibischen Geschimpfes über ihre siegreichen Gegner. So zu thun fahren bekanntlich die Franzosen fort, wenige ehrenwerthe Ausnahmen abgerechnet. Sie haben ja eigens eine Journal-Kloake angelegt, genannt „L'Anti-Prussien", um daraus Schimpfjauche in die Welt zu spritzen. Was in dieser Kloake herumplatscht, ist nicht mehr der ohnmächtige Grimm und die gewohnte französische Ignoranz, sondern nur noch die faselnde Gehirnerweichung, der lallende Blödsinn. Der Beifall, welchen die Ausleerungen dieses Jauchebehälters bei

einer geistig und sittlich verkommenen Menge fanden, hat auch die siamesischen Zwillinge der französischen Dorfnovellistik, die Messieurs Erckmann-Chatrian, angeeifert, ebenfalls in dem beliebten Artikel zu machen. Die Französeler draußen in Deutschland aber konnten es sich natürlich nicht entgehen lassen, einen neuen Beweis ihrer Vaterlands-Verleugnung zu geben, indem sie sich beeilten, die neueste Erckmann-Chatrian'sche Lästerjauche in einem deutschen Feuilletonfaß zu importiren.

Sprechen wir, schließlich noch einmal zu unserem Thema zurückkehrend, von Anständigerem. Hier in der Schweiz schickt man sich nämlich soeben an, einen großen Akt praktisch-politischer Kritik zu vollziehen: die Revision der Bundesverfassung von 1848. Wie segensreich diese seither gewirkt hat, weiß jeder, welcher die Schweiz kennt. Aber im Verlaufe der Jahre, die seit Einführung der neuen Bundes-Charte verflossen sind, haben sich auch die Mängel derselben, wie sie eben jedem Menschenwerk anhaften, mehr und mehr fühlbar gemacht. Wer sich die Umstände zurückruft, unter

welchen nach beendigtem Sonderbundskrieg der neue Bund geschaffen wurde, wird den Schöpfern desselben alle Gerechtigkeit und Anerkennung widerfahren lassen. Wenn sie dabei zu abstrakt-politisch verfuhren, wenn sie die Sozial-Gesetzgebung zu wenig berücksichtigten, wenn sie mit dem Kantönlizopf zu schonend umgingen, so hatten sie sonder Zweifel für ihr Vorgehen und Nichtvorgehen gewichtige Gründe. Nun aber macht sich das Bedürfniß eines weiteren Ausbaues des eidgenössischen Grundgesetzes immer gebieterischer geltend und wird nur von Stillstands-Fanatikern geleugnet.

In den von diesen balsamirten Kantönli-Souveränetätszopf sind z. B. unter manchen anderen absonderlichen Raritäten die dreißig oder mehr Ehegesetze eingeflochten, welche in dem verhältnißmäßig so kleinen Gebietsumfange der Schweiz noch heute zu Recht bestehen. Auch der Wirrwarr der Niederlassungs-Ordnungen und der so zu sagen von Meile zu Meile wechselnden Schuldbetreibungs-Satzungen ist eine arge Plackerei, zumal bei der außerordentlich großen Verkehrsbewegung im Lande. Es kom-

men in diesen Beziehungen Dinge vor, die geradezu unglaublich klingen. Die ganze Rechtspflege kann in ihrem jetzigen Zustande der Zersplitterung unmöglich länger verharren. Daß die Schaffung eines eidgenössischen Forstgesetzes, welchem die Ohnmacht der Regierungen gewisser Kantone gegenüber dem souveränen Unverstand des Souveräns längst gerufen hat, eine unabweisliche Dringlichkeit sei, hat man neuestens, wo die in Folge sträflicher Wälderverheerung immer häufiger gewordenen Wassernöthen zu deutlich sprechen, selbst in den Urkantonen einzusehen angefangen. Das Volksschulwesen bedarf im Hinblick auf manche darin wie in anderem noch ganz arg zurückstehenden Gegenden einer durchgreifenden eidgenössischen Regelung. Sodann werden sich wohl auch Mittel und Wege finden lassen, in die umzugestaltende Bundesakte Bestimmungen einzufügen, welche es besagtem Kantönli-Souveränetätszopf unmöglich machen, fernerweit solche skandalöse Finanz-Cancans aufzuführen, wie unlängst im Wallis einer getanzt worden ist. Weiterhin dürften die Erfahrungen der letzten Jahre

den von Wissenden schon längst erfaßten Gedanken, die kantonalen Milizen wirklich und wahrhaft zu einer schweizerischen Armee zu centralisiren, zur That machen, und endlich erfordern die Beziehungen zwischen Staat und Kirche eine neue Klar- und Feststellung.

Wird die Bundesrevision, zu deren Berathung die eidgenössischen Räthe im bevorstehenden November zusammentreten werden, gelingen? Das ist eine große Frage, von welcher höchlich zu wünschen, daß sie bejahend gelöst werden möge. Nicht etwa nur im schweizerischen Interesse, sondern auch und ebensosehr im europäischen, im menschheitlichen. Denn hört man scharf hin, so meint man zu vernehmen, daß diese schweizerische Revisionsfrage zur Weltfrage: Sein oder Nichtsein der Republik? sich erweitern könnte, insofern das republikanisch-demokratische Prinzip und System einer bedeutungsvollen Probe unterzogen werden, einer Probe, welche dem neugierig-ungläubig zuschauenden monarchischen Europa gegenüber die Lebens- und Entwickelungsfähigkeit dieses Prinzips und Systems

aufs neue unwiderlegbar darthun soll. Wie würde das monarchische Scharlachfieber, welches dermalen ringsher grassirt und nicht selten in so ekelhaft knechtschaffene Phantasieen ausbricht, sich steigern, wenn die Probe mißlänge und der Beweis nicht erbracht würde! Wie würden die Dunkler psalliren, die Munkler hallelujahen, die Junker wiehern, die Höflinge grinsen und die Kutten stinken! Mögen sich die schweizerischen Parteien vorsehen und sich diesen Jubel der Feinde ihres Landes, der Feinde aller Vernunft, Freiheit und Entwickelung zum voraus nachdrucksam vergegenwärtigen. Halten alle verständigen Patrioten fest zusammen, so wird, glaube ich, die Bundesrevision im schweizerischen Parlamente zu machen und auch durch die gefährlichen Klippen und Strudel der Volksabstimmung zu bringen sein. Die Propheten des Dogma's der Volksmündigkeit können sich bei dieser Gelegenheit ein besonderes Verdienst erwerben. Leider ruft das Wort Volksmündigkeit mir ins Gedächtniß, daß ich diesen Sommer über von meiner Stube aus Tausende und wieder Tausende und abermals Tausende

Volksmündigkeitsantheilhabern aus dem hie-
. Bahnhofe kommen sah, welche lieben „mün-
i“ Mitmenschen heerdenweise von ihren from-
Hirten gen Einsiedeln zur schwarzen Göttin
eben wurden. Wie glücklich sind doch die In-
a von Rubikukulien, welche sich um Thatsachen
zu kümmern brauchen, sondern mit ihren fixen
n auskommen. Auf Illusionen ruht es sich
: und linde, aber die Wahrheit ist ein hartes
n.

7.

4. Oktober.

... Ja, lieber Freund, Sie haben schon recht: aus der Vogelperspektive Ihrer Philosophie angesehen, ist der „Kampf ums Dasein“ in allen seinen Erscheinungsformen, in allen seinen Haupt- und Staatsaktionen wie in allen seinen Nebenscenen und Privat-Episoden nur eine tragikomische Batrachomyomachie. Ob die Frösche oder die Mäuse triumphiren oder unterliegen, ist ganz gleichgiltig, da ja schließlich das ganze Spektakel doch spurlos im großen Ur- und End-Nichts verschwinden wird, wie der Prophet vom Avon aus der olympischen Ruhe seiner erhabenen Gleichgiltigkeit heraus geweissagt hat („Tempest“, IV., 1). Darum auch gemahnen selbst die am meisten heroischen Figuren der froschmäusekriegerischen Tragicomoedia humana — sonst auch Weltgeschichte genannt — an eine andere Offenbarung des shakspeare'schen Genius,

an den „Sommernachtstraum", worin die Squenz, Zettel, Schnock und Schnauz ihre lächerlichen Rollen mit der Gravität von Pfaffen und mit der Grandezza von Diplomaten spielen.

Aber Sie wissen so gut wie ich, daß etwas in uns lebt, was uns verwehrt, in der Montgolfiere der Nichts-Philosophie müßig uns zu wiegen und mit vornehm-souveräner Verachtung auf die besagte Batrachomyomachie hinabzuschauen. Dieses etwas ist das Gefühl der Pflicht, welches jeden anständigen Menschen zwingt, nach Maßgabe seiner Kräfte in den großen Kampf einzugreifen, darin seinen Mann zu stellen und trotz Ekel und Ueberdruß auszuharren auf seinem Posten.

Mitunter freilich wird die Versuchung sehr stark, die Flinte ins Korn zu werfen, die Arme zu kreuzen und mit dem Koheleth bitter zu lachen: „Alles ist eitel!" Das Wort hat sich sicherlich manchem auf die Lippen gedrängt, als er in diesen Tagen mit ansehen mußte, wie wieder einmal in dem weltgeschichtlichen Froschmäusekrieg ein großer Anlauf lächerlich klein halbwegs stecken geblieben ist.

Genauer sollte man zwar von der „altkatholischen“ Bewegung nicht als von einem großen, sondern nur als von einem für groß ausgegebenen Anlaufe reden. Aber das Ding war geschickt ausstaffirt und in Scene gesetzt, so daß es in optimistischen Augen ein vielversprechendes Ansehen gewinnen konnte. Unsereiner hat freilich unschwer voraussehen und voraussagen können, die Geschichte werde ausgehen wie das berühmte Schießen von Hornberg, und jetzt hinterher dürften selbst die Herren Optimisten zu einem achselzuckenden: „Quel bruit pour une omelette!“ sich herbeilassen. Falls der sentenzenreiche Sancho Pansa dem Kongresse der „Altkatholiken“ in München angewohnt hätte, so würde er das Resultat dieser mit so viel Geschrei angekündigten und an Wolle so unergiebigen Versammlung vermuthlich in sein heimatliches Sprichwort zusammenfassen: „De tales polvos tales bodos!“

Die alte Schnurre von dem Pelz, den man waschen möchte, ohne ihn naß zu machen, ist da wieder einmal neu geworden. Allerdings ist frag-

lich, ob der Pelz überhaupt waschbar, und ich meinestheils glaube an die Waschbarkeit desselben gerade so fest, wie ich an unbefleckte Empfängnisse glaube. Aber wenn man nun doch einen Waschversuch machen wollte, so mußte man den Pelz schlechterdings nässen, einweichen in Lauge, in Schwefelsäure, in Scheidewasser. Statt dessen stellte man sich an, als glaubte man an die Lächerlichkeit, man könnte den weichselzopfig verfilzten ultramontanen Pelz säubern und das darin nistende gräuliche Ungeziefer vertilgen, so man mit sanfter Phrasenbürste darüber hinführe.

Die „Altkatholiken" stehen — so haben sie feierlich und „einmüthig" erklärt — auf dem Boden des „tridentinischen Kanon" und „bekennen sich zu dem Primat des römischen Bischofs". Das ist Kern und Wesen ihres Programms. Und damit und dafür soll eine neue Reformation zuwegegebracht werden? Das wäre auch der Mühe werth, ja wohl! Also mittels des Symbolum von Trient sollen die Deutschen vom Ultramontanismus erlöst werden? Das heißt so gewiß, als zweimal zwei

vier ist, den Teufel durch Beelzebub austreiben wollen. Soviel kommt dabei heraus, wenn man den neuen Wein deutschen Wissens und Gewissens in die alten römischen Traditionsschläuche füllt. Gewiß kann die persönliche Ehrenhaftigkeit und das redliche Wollen der Männer, welche die Leitung und Führung der „altkatholischen" Bewegung übernommen haben, nicht der leisesten Anzweifelung unterstellt werden. Aber dessenungeachtet bleibt diese „Bewegung" doch eine Armsäligkeit, welche den zerstörenden Wurm der Halbheit in sich trägt und in den Augen unbefangener Urtheiler die fatalste Aehnlichkeit mit einem bloßen Tagesschwindel hat.

Auf den Kanon von Trient als auf eine Reformbasis sich stellen? Das würde zum lachen sein, wenn es nicht zum weinen wäre. Das Tridentinum wird weder sinniger noch unsinniger dadurch, daß es seinen übrigen Dogmen auch noch das vom 18. Juli 1870 beigesellt. Mit Waffen, wie das tridentiner Koncil sie geschmiedet hat, schlägt man heutzutage keine Geisterschlachten mehr, und was die Massen betrifft, so müßten dieselben noch beträcht-

lich dummer sein, als sie zweifelsohne wirklich sind, wenn sie sich darüber, ob der Papst römischer Bischof oder aber Papst heißen soll, ob er „persönlich“ oder aber „lehramtlich“ unfehlbar sei, und über dergleichen scholastische Haarspaltereien und exegetische Spiegelfechtereien mehr irgendwie erhitzen wollten. Mit solchem faulen Holz zündet man kein Reformfeuer an; das gibt nur ein bißchen Rauch, welchen der Wind der nächsten Tagesmode verweht, von einem allfälligen Sturme großer Gedanken oder Ereignisse gar nicht zu reden. Sicherlich hat der „altkatholische“ Kongreß in München viel guten Willen, viel Gelehrsamkeit, viel Geschicklichkeit, Takt und Redegewandtheit aufgewiesen; allein sein Gesammtergebniß war doch nur theologisch lackirter Staub, über welchen die Zeit achtlos, um nicht zu sagen verachtungsvoll hinwegschreiten wird.

Recht schön ist übrigens, daß in dem münchener Programm so viel und nachdrücklich von Kultur und Wissenschaft geredet und im Namen derselben den Jesuiten der Krieg erklärt wurde. Schade nur,

daß auch die Logik eine Wissenschaft ist und ihr Recht will. Freilich sind die Herren Theologen, wie jedermann weiß, mit der Logik vom Beginne der Zeiten an auf sehr schlechtem Fuße gestanden und in dieser Disciplin über das bekannte Hexen-Einmaleins im „Faust“ auch heute noch nicht hinausgekommen. Aber wenn in München die „altkatholischen“ Herren Programmatiker nun doch einmal so emphatisch, wie sie thaten, von der Wissenschaft, von der deutschen Wissenschaft sprechen wollten, so hätten sie in Rücksicht auf Nichttheologen für die Logik wenigstens so viel Achtung haben sollen, nicht in Einem Athem von dem tridentiner Symbolum als ihrem Kredo und von der Anbahnung einer Versöhnung und Vereinigung mit den protestantischen Kirchen zu reden. Besagte Herren Programmatiker thaten ganz so, als ob ihr Publikum nicht wüßte, daß der tridentiner Kanon eine unübersteigliche und unverrückbare Scheidewand zwischen Katholizismus und Protestantismus aufgerichtet hat, daß die Beschlüsse von Trient unter dem beherrschenden Einflusse des mit der ganzen

Energie seines jugendfrischen Fanatismus aufstrebenden Jesuitismus gefaßt sind und daß demzufolge auch die tridentiner Versammlung folgerichtig am 4. Dezember von 1563 mit einer förmlichen und feierlichen Verdammung und Verfluchung der „Ketzer“ beschlossen wurde. Mit dem Symbolum von Trient in der Hand den Jesuiten den Krieg erklären und die Protestanten zur Versöhnung herbeiwinken, das ist denn doch, bei Licht betrachtet und bei Namen genannt, weiter nichts als eine theologische Schnurrpfeiferei, ein widerspruchsvolles, in sich unwahres Ding, ein hölzernes Eisen, ein lichtenberg'sches Messer, ein klägliches „Non pussumus“.

Genug davon, und lassen Sie uns eine andere Seite der unendlichen froschmäusekriegerischen Epopöe aufschlagen. Da wird von einem Buche gehandelt, welches den Titel führt: „Papiers et Correspondance de la famille impériale; édit. collat. sur le texte de l'imprimerie nationale. Tom. 1—2. Paris 1871.“ Hier hat man, was früher aus den nach dem 4. September 1870 in den Tuilerien, in den Ministerien und in der Polizeipräfektur

gefundenen Papieren veröffentlicht wurde, zu bequemer Uebersicht beisammen. Kommen Sie, wir wollen einen Gang durch diese Schwindelbude und Gaunerherberge machen. Es wird belehrend und ergötzlich sein, da wir Beide ja in Betreff der menschlichen Niedertracht längst zum horazischen „Nil admirari!“ uns bekennen und folglich uns über die mannigfaltigen Offenbarungen derselben nicht mehr ärgern.

Gleich beim Eingange begegnet uns ein alter Bekannter, der Monsieur Jecker mexikanischen Andenkens, über welchen Biedermann Sie in meinem Buche: „Das Trauerspiel in Mexiko“ (S. 73 ff.) Näheres finden können. Als ich das fragliche Kapitel: „Jecker und Kompagnie“ veröffentlichte, sind österreichische Hofräthe, bonaparte'sche Schreibsklaven und schweizerische Republikaner gleich wüthend über mich hergefallen: letztere aus landsmännischer Sympathie mit dem Kompagnon des Mr. de Morny, welchen die Königin Hortense vielgeliebten Andenkens im Jahre 1810 geboren hatte; sie wußte nicht recht, wem. Ich wies nach, daß und wie das schändliche

Betrugs- und Raubgeschäft, welches die noble Firma Jecker und Morny in mexikanischen Bons gemacht, die Hauptursache der infamen Expedition nach Mexiko gewesen, und dieser Nachweis war manchen Leuten, auch hierzulande, unbequem. Der Bonapartismus war ja damals noch ein Idol, vor welchem die Erbärmlichkeit der Menschen andächtig räucherte. Der selige Jecker thut mir nun den Gefallen, mittels seines vom 8. Dezember 1869 datirten und an den Mr. Conti, Kabinettschef Napoleons III., gerichteten höchst vertraulichen Briefes nachträglich zu bezeugen, wie richtig ich den frevelhaften mexikanischen Schwindel gesehen und geschildert (l. c. I, 1 ff.). Da gerade von einem schmutzigen Geldgeschäfte die Rede, so will ich noch anfügen, daß die vorliegenden beiden Bände von solchem Schmutze starren und strotzen. Die Familie Bonaparte stellt sich dar als das Personal von Gay's „Bettler-Oper", als eine Sippschaft von schamlosen und unersättlichen Steifbettlern. Besonders erwecklich sind die Bettelbriefe, welche der Prinz „Mordpeter" an seinen kaiserlichen Vetter

gerichtet hat (I, 228 ff.). Die polypische Auf- und Aussaugung des kaiserlichen Schatzes durch die liebe Familie ging ins Kolossale, und bis zum Bersten ließen sich namentlich der alte Jérôme und sein heldenmüthiger Sohn Plon-Plon mit Geld vollstopfen. Die Familie Jérôme hat während der Dauer des zweiten Empire nicht weniger als 37,078,364 Francs bezogen (II, 45). Die Verschwendung des kaiserlichen Hofes war, auch abgesehen von den Millionen, welche in die Jupontaschen der Miß Howard, der Marguerite Bellanger und anderer Zeitvertreiberinnen flossen, eine elagabalische. Lulu's Taufe allein hat 898,000 Francs gekostet. Wer sich im Einzelnen unterrichten will, an was für Leute — um nicht zu sagen, an was für Pack — wann, wie und warum aus der Kasse Napoleon's III., d. h. aus den Säckeln des französischen Volkes, Unsummen weggeworfen wurden, mag das alphabetisch geordnete Verzeichniß dieser Almosengenössigen durchsehen, welches 101 enggedruckte Oktavseiten füllt (II, 103 ff.).

Bekanntlich hatte die Regierung vom angeb-

lichen Neffen des vorgeschützten Onkels die Existenz eines „Schwarzen Kabinettes" stets wegzulügen versucht. Jetzt liegen Dokumente vor, welche die Existenz desselben unwidersprechlich darthun (I, 8, 90 ff.) und zugleich zeigen, daß die Mitglieder der Spitzbubenbande vom 2. Dezember sich liebten wie Hunde und Katzen. Zur Aufhellung der Genesis des Krieges von 1870—1871 tragen bei die Briefe, welche der General Ducrot von Straßburg aus im Dezember 1866 an den General Trochu, im Oktober 1868 und im Januar 1869 an den General Frossard geschrieben hat. Man ersieht daraus wiederum des bestimmtesten, daß schon 1866 in den Kreisen der eingeweihten Bonapartisten der Angriff auf Deutschland nur noch eine Frage der Zeit gewesen ist (I, 6, 208, 212). Ducrot übrigens nahm die Sache nicht leicht. Im ersten seiner drei Briefe findet sich die besorgnißvolle Aeußerung: „Avec notre stupide vanité, notre folle présomption nous pouvons croire qu'il nous sera permis de choisir notre jour et notre heure pour l'achèvement de notre organisation et

de notre armement. En vérité, je commence à croire que notre gouvernement est frappé de démence.“ Der zweite Brief des Generals enthält merkwürdige Mittheilungen über seine, des Briefschreibers, Unterredungen mit dem Herrn v. D., dessen vollständigen Namen an den schönen Ufern der Darm jedermann kennt, und mit der Frau eines preußischen Würdenträgers, Madame de Pourtalès — Unterredungen, welche ebenfalls die Kriegsfrage beschlugen. Sowol Herr v. D. als Madame de Pourtalès bemühten sich aus Leibeskräften, Frankreich zu warnen, daß es sich ja nicht von Preußen überraschen ließe. Hierher gehört auch ein Brief der Königin von Holland, einer wirtembergischen Prinzessin, datirt vom 18. Juli 1866, gerichtet an Mr. d'André und kopirt von Napoleon III. Die Schreiberin sucht aufs eindringlichste „le funeste danger“ klarzumachen, welche für die Dynastie Bonaparte entstehen müßte „d'une puissante Allemagne“ (I, 12). Das bedarf ja wohl keines Kommentars. Wichtig für denselben Gegenstand sind noch die Briefe Rouhers vom August 1866 (II, 224 ff.).

„Wo ein Aas liegt, da sammeln sich die Geier,“ und niemals hat es einem glücklichen Verbrecher an Bewunderern, niemals einem Despoten an Schmeichlern gefehlt. Nur mit verhaltener Nase kann man in die Kloake byzantinischer Speichelleckerei hineinblicken, welche die Briefe der Comtesse de ***, des Kardinals Donnet und ähnliche an den Kaiser (II, 30, 84) aufthun. Nachdem ich dicke Handschuhe angezogen, fische ich aus dieser Kloake ein kulturgeschichtliches Aktenstück heraus, welches der französischen Civilisation in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sehr zur Zierde gereicht. Es ist der allerunterthänigste Brief des Maire Louvet von Saumur vom 17. November 1855 (II, 183), worin dieser erleuchtete Magistrat Napoleon III. eine wunderthätige Reliquie empfiehlt. Nämlich den in der Kirche Puy-Notre-Dame bei Saumur aufbewahrten „Gürtel der heiligen Jungfrau“, welchen diese selbst gewoben hat („tissée par Marie elle-même“). Anne d'Autriche habe den Gürtel 1628 angehabt, während sie damit beschäftigt war, Ludwig XIV. zu gebären. Ihre

Majestät die Kaiserin Eugenie würde demnach gut-thun, den Wundergurt ebenfalls anzulegen „pendant le grand événement qui va couronner votre bonheur domestique et consolider le repos de France“. Einer jener Skribenten, welche die „boue de Paris“ aufschürfen, um daraus Romane zu kneten, Mr. Oktave Feuillet, schrieb (II, 83) am 29. Juli 1870 an die Kaiserin: „Sie, Madame, sind zur Stunde das lebende Bild des Vaterlandes. Auf ihrer edlen Stirne kann man alle die Gefühle lesen, von welchen es beseelt ist, alles was es leidet und hofft, seine Kümmernisse, seinen Stolz, seine Begeisterung, seinen Glauben: die Seele Frankreichs ist in Ihnen!“ Also zur „âme de la France“ kreirt, fühlte die Mutter Lulu's sich berufen, wie eine Erz- und Oberdruidin zu orakeln und zu prophezeien, bestieg ihren Dreifuß und gab in Form einer vom 7. August 1870 datirten Depesche an ihren zu Grunde geliebten Gemahl das berühmte Orakel von sich: „Courage! je réponds de Paris, et je suis persuadée que nous mènerons les Prussiens l'épée dans les reins jusqu'à la fron-

tière.“ Dieser Orakelschuß ging, populär zu reden, hinten hinaus. Offenbar hatte die „Seele Frankreichs“, als sie den Schuß that, vergessen, den von der allerheiligsten Jungfrau eigenhändig gewobenen Wundergürtel von Saumur anzulegen.

Die historische Gerechtigkeit verlangt leider, daß ich auch noch der beträchtlichen Zuflüsse gedenke, welche die mehrerwähnte Kloake von Deutschland her erhalten hat. Besonders zur Zeit, als Napoleon III. geruhte, seiner Herrschergloire die Autorgloire zu gesellen. Unter den vielen Franzosen, welche vor den Thron des Kaisers hinknieten, um diesen von wegen der „Vie de César“ in allen Tonarten der Skala von Byzanz zu beglückwünschen, figurirten auch deutsche Prinzen und Professoren (II, 189 ff.) Genauer gesprochen, zwei deutsche Prinzen und vier preußische Professoren, welche nicht errötheten, vor dem Todfeinde ihres Vaterlandes zu schweifwedeln, und wie! Einem der vier gelehrten Herren gebührt in der Kunst der Schweifwedelung vor seinen Kollegen der Preis. Er nennt in seinem Briefe an

Napoleon III. (datirt vom 14. April 1865) diesen einen „aussi grand penseur que grand écrivain“ und erklärt, das „Leben Cäsars“ sei bestimmt, „à exercer necessairement son influence sur l'éducation historique et politique de plusieurs lustres“. Aber damit noch nicht genug. Der gute Professor muß seiner enthusiastischen Bewunderung noch anderweitig Luft machen. Er bezeichnet (II, 198) die „Vie de César“ als „die Arbeit eines Mannes, der, während er die Geschicke der Welt regiert, den zugleich großartigsten und unparteiischesten Standpunkt einnimmt für die Würdigung eines antiken Staatswesens. Man wird künftig nicht mehr Niebuhrs oder Mommsens, sondern Napoleons römische Geschichte citiren.“ Auch dieser Text braucht, denke ich, keinen Kommentar. Nur anmerkungsweise die Erinnerung, daß der Gelehrtendünkel, wie er in Deutschland nicht selten sich bläht, noch viel ekelhafter ist als der Bonzendünkel; von Bonzen erwartet und fordert ja kein verständiger Mensch, daß sie bescheiden und schicklich sich betragen. Wann aber der gelehrt-dumme Hochmuth sich etwa

wieder einmal gar zu feucht machen wollte, dann dürfte es passend sein, ihm zur Abtrocknung zuzurufen: „Man wird künftig als abschreckende Exempel von Speichelleckern nicht mehr die byzantinischen, sondern die deutschen Hofprofessoren citiren.“

Sie werden des Froschmäusekriegsgeschichtlichen für heute wohl satt sein, lieber Freund. Daher schließlich nur noch die kurze Bemerkung, daß Sie in dem an- und ausgezogenen Buche (I, 276 ff.) die bestimmte und vollständige Bestätigung eines der schandbarsten Vorkommnisse in der Geschichte Napoleons I. finden. Sie erinnern sich, daß Napoleon „le Grand“ der Falschmünzerei größten Stils beschuldigt wurde. Jetzt wissen wir, daß der große Frevler in der That ein gemeiner Verbrecher war, welcher von 1810 bis 1812 falsche englische, preußische und russische Banknoten fabriziren ließ. Am angegebenen Orte sind die beweisenden Aktenstücke, die man bislang noch nicht kannte, zusammengestellt. Das Hauptwerkzeug dieser Falschmünzerei war der Graveur Lale, von welchem eine höchst interessante „Relation“ vorliegt (I, 281

bis 308), worin die schmähliche Prozedur in allen ihren Einzelnheiten zu Tage tritt. Das wird ein „gefundenes Essen“ für Ihre Philosophie der Geschichte sein, welche darauf hinausläuft, hinter jedem Helden berge sich der Humbuger und hinter jedem Heiligen gucke der Halunke hervor. Guten Appetit!

Ein Unfehlbarer.

O horror! horror! horror! Tongue nor heart
Cannot conceive nor name thee!

Macbeth, II, 3.

1.

Gleichzeitig hat die deutsche Historik zwei Werke geliefert, die sich mit der Geschichte der Stadt Rom befassen: — „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ von Ferdinand Gregorovius und „Geschichte der Stadt Rom“ von Alfred von Reumont. Beide Bücher, obzwar unter sich sehr verschieden und ungleich an Werth, sind ihrem Gegenstand in einer Weise gerecht worden, welche der deutschen Geschichtewissenschaft zur Ehre gereicht. Weder die italische noch sonst eine der europäischen Literaturen hat eine Leistung aufzuweisen, welche dasselbe Thema mit auch nur annähernd gleicher Gediegenheit behandelte. Gibbons großes Werk, wie selbstverständlich die Arbeiten von Niebuhr, Mommsen, Schwegler und Merivale gehören einer andern Sphäre der Geschichtschreibung an und das Buch

Ampère's („Histoire romaine à Rome"), welches mit den genannten deutschen etwa in Parallele zu stellen wäre, ist Fragment geblieben.

Gregorovius und Reumont zählen ohne Frage zu den besten Kennern Italiens. Beide haben die Arbeit vieler Jahre, die ganze Summe ihrer Forschung und die volle Kraft ihres Talents aufgewandt, um Land und Leute jenseits der Alpen, italische Nationalart, die Denkmäler und historischen Erinnerungen italischer Vergangenheit kennen zu lernen, zu studiren und vielseitig darzustellen. Beide hat zur gleichen Zeit die alte Siebenhügelstadt angeeifert, ihre Geschichte zu erzählen, und in dieser Leistung gipfelten die Begabung und Bemühung der beiden Schriftsteller. Damit aber ist das ihnen Gemeinsame zu Ende. Herr von Reumont war bekanntlich ein Günstling Friedrich Wilhelms des Vierten von Preußen. Er gehörte zu jenem für Deutschland so unheilvollen Kreise, dessen Mitglieder um den genannten König her tiftelten und gaukelten und die Impotenz zu einem Ideal, die Dünkelei zu einem Kulturmoment und den romantischen

Dilettantismus zu einem politischen Motiv zu machen versuchten. Herr von Reumont ist gläubiger Legitimist und andächtiger Papist oder gibt sich wenigstens so entschieden als diesen und jenen, daß sein Buch bei allen unbestreitbaren Verdiensten doch nur bestimmten Klassen von Lesern zusagen kann. Es haucht einen widerwärtigen Parfum, aus Vorzimmerluft und Sakristeigeruch gemischt. Das Buch von Gregorovius dagegen athmet die frische nervenstärkende Bergluft einer unbefangenen Kritik aus. Reumont ist ein rückwärtsgewandter Apologet, Gregorovius ein vorwärtsgekehrter Prophet. Jener steht in der bekannten „mondbeglänzten Zaubernacht" romantischer Anempfindung, dieser in der vollen Tageshelle moderner Bildung. Reumont ist kirchlich-gefangen und politisch-befangen, Gregorovius ist menschlich-frei. Der Eine beugt sich den Dogmen des religiösen und staatlichen Köhlerglaubens, der Andere anerkennt nur e i n Gesetz, das der historischen Wahrheit. Reumont schielt stets nach dem Vatikan, ob er es dem dort residirenden Aftergott auch rechtmache; Gregorovius blickt nur auf seine deutschgründ-

lich durchforschten Akten und Urkunden. Jener fragt das berliner Oberhofmarschallamt, dieser nur sein Gewissen. Daß Reumont, welcher früher das reizende Buch „Die Gräfin Albany“ geschrieben hat, ein Darstellungskünstler, untersteht keinem Zweifel und wird durch manche Partie seines Werkes bestätigt, namentlich im 1. Bande, wo konfessionelle und legationsräthliche Rücksichten seinen Blick weniger einengten und seinen Stil weniger parfumirten. Gregorovius aber ist, als Darsteller genommen, ein Meister der historischen Kunst. Ihm kam zu gute, daß er eine nicht verächtliche Ader vom Poeten in sich trägt. Die hat ihn befähigt, Gestalten und Ereignisse der Vergangenheit mit dem Auge des Geistes leiblich vor sich zu sehen, und weil er Geschautes schildert, darum schildert er so anschaulich, darum lebt in seinem Buche die Geschichte der mittelalterlichen Roma. Sintemalen aber dieser Blick, diese Kraft des Schauens so vielen, sogar berühmten Historikern gänzlich abgeht, alldieweilen sind sie so steifleinen und staubtrocken, so langweilig und wirkungslos, alles Einflusses auf die nicht

gelehrten, wohl aber gebildeten Kreise, insbesondere auf die fraulichen, bar und ledig. Wer heutzutage gehört sein will, soll reden können, statt zu stammeln und zu stottern, und wer gelesen sein will, muß zu schreiben verstehen. Wer das Geheimniß der Form nicht kennt und besitzt, dem ist entschieden zu rathen, was jene gescheide Frau ihrem redelustigen Manne rieth, daß er, so er schlechterdings etwas halten wollte, das Maul halten sollte.

Der Stoff brachte es mit sich, daß die Geschichte Roms im Mittelalter, wie Gregorovius sie faßte und von wesentlich kultur-historischen Gesichtspunkten aus durchführte, zugleich eine Geschichte des Papstthums sein mußte. Eine bessere als diese gibt es kaum. Natürlich hat der Verfasser die weltgeschichtliche Erscheinung des Papalismus nicht durch die Konfessionalbrille angesehen, weder durch die römische noch durch die lutherische, sondern mit den bloßen hellen scharfen Augen eines Mannes von Geist und Wissen. So zeigte ihm denn das ungeheure Phantom sein wahres Wesen, sein Werden,

Wachsen und Schwinden, das aber noch lange kein Verschwinden ist.

Im Gegentheil, in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, wo die europäische Gesellschaft nach stupider Straußenart den Kopf in den Wusthaufen kirchlicher Dogmen steckt, um die herantobende wilde Jagd des Kommunismus nicht zu sehen, — in dieser 2. Hälfte unseres Jahrhunderts ist trotz Naturwissenschafterei, Eisenbahnen, Telegraphen und Börsenschwindel das Papstthum noch immer eine Weltmacht, ja vielleicht mehr als je eine Weltmacht. Die Ursache liegt nahe: — im genauen Verhältniß zum Anwachsen der Bevölkerungen hat auch der wahre und wirkliche „Fels Petri", d. h. die Dummheit der Menschen und Völker, an Massenhaftigkeit zugenommen. Man könnte sogar meinen, auch an Intensivität, an Verdichtung, wie denn schon zu seiner Zeit Franz Baader nicht unrecht hatte, zum Lenau zu sagen: „Die Gescheiden werden immer gescheider und die Dummen immer dummer." Die Dummen aber machen die ungeheure Mehrheit aus. Dummheit ist also Macht.

Hier liegt die Gefahr. Allerdings war die Gemeinde der Vernunft von allen Gemeinden allenthalben und allzeit die kleinste, wie sie es heute noch ist; aber mit dem Anwachsen der Zahl der Massen ist auch ihre Macht und sind ihre Ansprüche entsprechend gewachsen. Sie glauben sich nur zu zählen zu brauchen, um nicht nur etwas, sondern alles zu sein, und sie haben alles Ernstes angefangen, sich zu zählen. Die „rudis indigestaque moles“ will nicht länger die Basis der sozialen Pyramide sein, sondern die Spitze.

So darf sich denn das Papstthum — diese Fangzange, womit der Jesuitismus nach der Weltherrschaft langt — mit allen seinen märchenhaften Ansprüchen und Forderungen getrost auf den genannten Fels Petri stützen. Die „Pforten der Hölle“ werden denselben nicht überwältigen, d. h. die Wissenschaft wird nicht im Stande sein, durch diese Dummheitsdicke einen Tunnel zu bohren, welcher dem Lokomotiv des gesunden Menschenverstandes freie Bahn schaffte. Verzichten wir also auf eitle Bohrversuche und beschränken wir uns

darauf, zur Erbauung der freilich nur kleinen, aber desto anständigeren Gemeinde der Vernunft dann und wann etwas beizutragen.

Diesmal stellen wir unseren Gemeindegenossen zum angegebenen Zwecke das Prachtexemplar eines Unfehlbaren aus dem Ende des 9. Jahrhunderts vor.

2.

Der heilige Geist, unter dessen direkter Einwirkung bekanntlich die Päpstewahlen vor sich gingen und vor sich gehen, wirkte auf dieselben nicht selten so ein, daß es profanen Augen höchst sonderbar vorkommen mußte. Natürlich war daran nur der fehlerhafte Bau besagter Augen schuld. Mit so gebauten darf man sakrosankte Dinge nicht ansehen, deren wahres Wesen ja auch „kein Verstand der Verständigen sieht". Wer den rechten Glauben hat, erblickt z. B. in der Orgie, womit die Borgias zu Ausgang des 15. Jahrhunderts den Vatikan erfüllten, nicht etwa Unzucht, Raub, Mord und Ruchlosigkeit aller Art, sondern nur die tiefsinnig-

allegorische Veranschaulichung der päpstlichen Unfehlbarkeit, — gerade so, wie der korrekt fromme Christ in den wollüstigen Schildereien des Hohenliedes nur eine Allegorie erkennt, welche eigentlich die Hochzeit des Heilands mit seiner Braut, der Kirche, bedeutet. Es kommt eben nur auf den Gesichtspunkt an und den Heiligen ist alles heilig.

Sogar jenes Kapitel aus der Geschichte der päpstlichen Unfehlbarkeit, welches Gelehrten unter der Ueberschrift „Pornokratie" bekannt ist und das der alte Langobarde Liutprand, Bischof von Kremona, im 10. Jahrhundert in seinem Buch von der Wiedervergeltung („Liber antapodoseos") heftigklatschmäulig, sowie lange hernach der ältliche Löscher im Jahre 1707 in seinem massiven Quartband „Historie des römischen Hurenregiments" ehrlichgelehrt dargestellt hat. Das Kapitel spielte zu Anfang des 10. Jahrhunderts bis ziemlich weit in dieses hinein und die Heldinnen der Historie waren, wie jedermann weiß oder wissen könnte, die beiden Päpstemacherinnen Theodora und ihre Tochter Marozia oder Mariuccia, zwei Weiber vom Schlage

der Agrippinen, Messalinen und Katharinen, dämonisch schön und wild, in Wollust und Grausamkeit schwelgend, von großartiger Verworfenheit. Ob, wie sie es mit der „Statthalterschaft Christi“ getrieben, auch schon seine allegorische Deutung erfahren habe, ist uns unbekannt. Dagegen untersteht es keinem Zweifel, daß Rechtgläubige verpflichtet sind, in den von Theodora und Marozia fabrizirten Päpsten (Sergius III., Johann X. und Johann XI.) wahre, wirkliche und leibhafte „Statthalter Christi“ auf Erden, Vicegötter und Unfehlbare aus dem ff zu verehren. Es darf aus der heiligen Kette der Tradition beileibe kein Ring herausgebrochen werden.

Unmittelbar der „Pornokratie“ war jene in der Geschichte der christlichen Welt ganz einzig dastehende Episode vorangegangen, welche von alten Kirchenhistorikern die Gräuelsynode („synodus horrenda“) benannt worden ist. Auch ein recht erbauliches und beschauliches Stück „Unfehlbarkeit“, wahrhaftig!

Es ging im Februar oder März des Jahres 897 in Scene, zu einer Zeit also, wo nach

dem Erlöschen der karlingischen Dynastie in der Person Karls des Dickbauchs die Statthalterschaft Christi als ein mit Blut und Schmutz aller Art besudelter Fetzen zwischen den Parteien des deutschen Königs Arnulf und der Herzoge Guido von Spoleto und Berengar von Friaul hin- und hergezerrt wurde. Im September von 891 war ein Anhänger des deutschen Königthums, Formosus, Kardinalbischof von Portus, vielleicht ein Korse, wahrscheinlich jedoch ein Römer von Geburt, in den Besitz des Stuhles Petri gelangt. Ein bedeutender Mann und auch ein guter Christ, soweit das zu sein in damaliger Zeit einem Menschen seine Mittel erlaubten. Wie er vor seiner Erhebung auf den besagten Stuhl heftig im Leben herumgerüttelt worden war, so konnte Formosus auch jetzt seinen Sitz keineswegs einen behaglichen nennen. Die spoletinische Faktion polsterte ihm denselben mit Dornen und that dem armen Haupte der Christenheit alles mögliche Herzeleid an. Nachdem der Afterkaiser Guido von Spoleto im Jahre 894 dahin gefahren, von wannen keine Wiederkehr,

wollte sein Sohn Lambert das Imperium an sich nehmen. Allein der Papst lud, getreu seinen Parteigrundsätzen, den deutschen König ein, zur Kaiserkrönung und Besitzergreifung von Italien nach Rom zu kommen. Arnulf kam, in kriegerischem Zuge die Alpen überkletternd, einer Seifenblase, der römischen Kaiserkrone, nachjagend und so die Reihe jener welthistorischen Narrenstreiche anhebend, welche man „Römerzüge" zu nennen pflegt. Wären diese Züge der deutschen Könige nach Italien von Anfang an etwas Gescheides gewesen, so würden sie sicherlich nicht so viele Jahrhunderte fortgedauert haben; ihre absolute Dummheit — verderblich für Italien, verderblicher noch für Deutschland — verbürgte ihre Dauer. Am Unsinn hängen bekanntlich Menschen und Völker mit zärtlicher Treue: das konnten alle Seher und Propheten — wir meinen die echten, nicht die Humbugauguren und Schwindelharuspices — in Kerkern, auf den „harten Treppen" des Exils, auf Folterbänken, an Kreuzen und auf Scheiterhaufen sattsam erfahren und erproben.

Falls es damals eine italische Nationalpartei



gegeben hätte, so konnte die spoletinische eine solche vorstellen und in diesem Falle wäre sie dem Papste gegenüber im Rechte gewesen. Während des Heerzugs der Deutschen gingen die Lambertiner gegen Formosus gewaltsam vor, nahmen ihn gefangen und thürmten ihn auf der Engelsburg ein. Allein der inzwischen gen Rom herangekommene deutsche König nahm im April 896 die Stadt mit Sturm, welcher wenig Blut kostete, wurde dann bei seinem Einzuge vom römischen Klerus, Adel und Volk an der milvischen Brücke feierlich empfangen, in Prozession zum Sankt Peter geleitet und durch den inzwischen von den Deutschen ausgekerkerten Statthalter Christi in der Basilika zum römischen Kaiser gekrönt. Eine dumme Posse; denn Arnulfs Imperium war nur Aprilsonnenschein und währte gerade so lange wie seine Anwesenheit in Rom, d. h. 15 Tage. Wie so viele nachmalige „Römerzüge", hatte schon dieser erste einen ganz jammerseligen Ausgang. Der Schattenkaiser eilte, unterwegs schwer erkrankend, nicht wie ein Sieger, sondern wie ein Flüchtling über die Alpen heimwärts und

ließ den armen Formosus in schweren Nöthen und Aengsten zurück, maßen alsbald nach dem Abmarsch der Deutschen Lambert von Spoleto, durch einen Freundschaftsvertrag mit Berengar von Friaul gekräftigt, wieder zu einer Macht gelangte, gegen welche mit geistlichen Waffen nicht aufzukommen war. Der Papst that in dieser Bedrängniß das Klügste, was er thun konnte: er starb, und zwar spornstreichs, schon im Mai 896. Ob freiwillig oder gezwungen, ob am Fieber oder am Alter, ob durch Dolch oder Gift, man weiß es nicht. Im Vatikan zu Rom ging es zu damaliger Zeit gar häufig her wie nachmals im Serail zu Konstantinopel. Wie das Leben der Sultane hing auch das der Päpste oft nur an einem dünnen Faden und die Handhaber und Handhaberinnen von Dolchen und Giftphiolen wußten recht gut, daß die päpstliche Unfehlbarkeit unter Umständen nur eine Unverfehlbarkeit sei.

3.

Nach dem Hingange des Formosus ist der heilige Geist in seiner Eigenschaft als Einwirker auf die Päpstewahlen mehrmals schnell hinter einander bemüht worden. Denn es ging in Rom wieder einmal echtrömisch her und Statthalter Christi wurden wohlfeil wie Brombeeren. Zunächst hat man ein ganz obskures Subjekt unter dem Namen Bonifacius VI. auf den Stuhl Petri hinaufgestoßen, recht eigentlich hinaufgestoßen. Nach zwei Wochen fiel er herab, vom Podagra weggerafft („podagrico morbo correptus"), wie es hieß. Darauf machten die römischen Barone von der spoletinischen Partei einen Sohn des Römers Johannes, also zweifelsohne den Sohn eines Mitbarons, zum Statthalter Christi, als welcher er den Namen Stephanus VI. annahm.

Dieser Papst — der fuldenser Annalist nennt ihn nicht sehr höflich einen Schandkerl („vir fama infamandus") — war es, welcher die „Gräuelsynode" berief.

Sie tagte im Koncziliensale beim Sankt Peter im Februar oder März von 897, als Tribunal konstituirt, das einen Todten richten sollte.

Seine Heiligkeit der Pontifex maximus der „Religion der Liebe“, Papst Stephan der Sechste, war ein fanatischer Parteigänger und als solcher, als Lambertiner, von wildestem Hasse gegen seinen Vorpapst Formosus erfüllt gewesen. Jetzt sah er sich im Stande, seine ganze Wuth auszulassen, wenn nicht an dem lebenden, so doch an dem todten Gegner, und diese Auslassung erfolgte in der Form eines Todtengerichts, welches vielleicht den alten Aegyptern abgesehen, jedenfalls aber eines der brutalsten Skandale war, womit jemals die Menschheit ihren Namen geschändet hat. Zugleich ist dieses Todtengericht eine Vorwegnahme jener inquisitorischen Bethätigungen der „Religion der Liebe“ gewesen, kraft welcher das „heilige Offiz“ auch noch am Frieden der Gräber seinen brennenden Liebeseifer ausließ, die Todten daraus hervorzerrend, um „ketzerische“ Leichname zum Scheiterhaufen zu verdammen.

Folgsam dem Rufe des „heiligen Vaters“, versammelten sich zur gemeldeten Zeit und am erwähnten Orte Kardinäle, Bischöfe und Aebte zu unerhörtem Beginnen, nachdem an der Gruft des Formosus im Sankt Peter eine feierliche Ladung an den Todten ergangen war, aufzustehen aus seinem Sarge, um vor seinen Richtern zu erscheinen.

Die Kirche hat, nachdem sie erst aus ihrer urchristlich-heftigen Opposition gegen alles Theaterwesen herausgetreten war, bekanntlich mehr und mehr ein höchst bedeutendes und vielseitiges Talent für alles Schauspielhafte entwickelt. Sie gestaltete ja den ganzen Kultus künstlerisch und machte aus dem Mittelpunkte desselben, der Messe, ein liturgisches Drama. Dasselbe gliedert sich ganz regelrecht dem dramaturgischen Gesetze gemäß: die „Präfation“ ist die Exposition, die „Konsekration“ die Peripetie, die „Kommunion“ die Katastrophe. Die Handlung des Stückes besteht bekanntlich darin, daß der Priester den Gott erst schafft und denselben dann ißt und trinkt — zweifelsohne eins der tiefsinnigsten Mysterien, womit die mysterien-

süchtige Welt jemals mystifizirt worden ist, oder wohl gar das allertiefsinnigste. In der Blüthezeit ihrer mittelalterlichen Macht und Pracht erbaute die Kirche dann auch die weitschichtige Mysterienbühne. Zu Ausgang des 9. Jahrhunderts haftete an ihren Kunstleistungen freilich noch die ganze Barbarei einer Zeit, welche das antike Schönheitsideal vergessen und das romantische noch nicht gefunden hatte; aber trotzdem steht mit Grund zu vermuthen, daß die „Gräuelsynode" mit jenem düsteren Pomp inscenirt gewesen sei, welchen die liebevolle Mutter Kirche allezeit aufzuwenden hatte, wann sie einen ihrer großen Fluch- und Verdammungsakte beging. Die alten Quellenschriften malen uns die schreckliche Scene ziemlich anschaulich.

Da saßen die Richter und Schöffen des Todtengerichts, die Prälaten in ihren Prunkgewändern vom gleichen Schnitt und der gleichen Farbenzusammenstellung, wie sie vormals von den Priestern des Ra im Sonnentempel zu On und von den Priestern Jahve's im Tempel zu Jerusalem getragen worden. Sie saßen, mit der ganzen Rohheit einer

rohwilden Zeit sich panzernd, und starrten und stierten auf einen Gräuel, welcher vor dem Halbkreis ihrer Sitze nachtete, alle Schrecken des Todes über die grausenerfüllte Versammlung („illa horrenda congregatio“) hinhauchend.

Denn dort, auf dem Thronstuhl, auf welchem die Statthalter Christi den Koncilien vorzusitzen pflegten, saß heute auch ein Papst, aber ein todter: der nach acht- oder neunmonatlicher Verwesung aus seinem Grabe gerissene Leichnam des Formosus, zu grimmigem Hohn und Spott mit den papalischen Prachtkleidern angethan, ein leibhaftes Gespenst, von Modergeruch und Grauen umgeben, seinen Richtern den stummen und doch zermalmenden Vorwurf der Grabschändung entgegenstinkend.

Keine Formalität der grausigen Gerichtsposse wird übergangen. Der zum Ankläger des todten Papstes bestellte Advokat tritt vor, entwickelt die Anklagepunkte und zuletzt wirft die Summe derselben der lebende Papst, welcher schamlos genug ist, dem Tribunal persönlich vorzusitzen, dem Leichnam ins Gesicht in Form des Wuthschrei's: „Warum,

Usurpator, hast du aus Ehrsucht des apostolischen Stuhls von Rom dich angemaßt?" Der zum Anwalt des Todten gepreßte Diakon versucht, mit seinem Schauder ringend, etliche Vertheidigungsworte zu stammeln. Dann Umfrage unter den Richtern, Urtheilsschöpfung und Kundgebung: Der Papst oder eigentlich Nichtpapst Formosus ist der ihm schuldgegebenen Verbrechen überwiesen und wird demzufolge für abgesetzt erklärt und feierlich verdammt.

Also der Spruch, und nachdem er verkündet ist, werfen sich die herbeigewinkten Sbirren und Büttel auf den Verurtheilten und Verdammten, stoßen den Leichnam vom Throne, schneiden ihm die drei „Segensfinger" der rechten Hand weg, reißen ihm die päpstlichen Gewänder ab, schleppen ihn an den Füßen aus dem Sal, welcher von wüstem Beifallsgeschrei widerhallt, schleifen ihn durch die Straßen und werfen ihn schließlich unter dem kanibalischen Zujauchzen des Populus romanus als ein Aas („uti quoddam mephiticum") in den Tiberfluß.

Das war die „Gräuelsynode“ vom Jahre 897.

Man kann sich doch noch jetzt nach nahezu tausend Jahren eines tiefen Gefühls von Befriedigung nicht entschlagen, wenn man erfährt, daß diesmal Rächerin Nemesis, sonst so saumsälig und fußnachschleppend, ihren Gang beschleunigte. Noch im Herbste desselben Jahres ereilte sie den unfehlbaren Frevler Stephan. Das Todtengericht über Formosus kam doch sogar den Römern von damals als zu scheußlich vor. Eine allgemeine Regung von Entrüstung verschaffte der deutschen Partei in Rom wieder Oberwasser. Derselbe süße Populus romanus, der im Frühling dem Frevelspruch über Formosus zugejubelt hatte, erhob sich jetzt im Waffentumult gegen den Spruchfäller. Der Papst wurde ergriffen, eingethürmt und im Kerker mittels einer Sehne erdrosselt („strangulatus nervo“), welche Sehne — wollen wir in Liebe hoffen — zuvor in Weihwasser getaucht war.

So schloß ein Drama ab, zu welchem in der Geschichte irgendeiner anderen Religion ein Seitenstück von gleicher Abscheulichkeit aufzufinden doch

schwer sein dürfte. Gelingen jedoch die Entwürfe, womit die päpstliche Kurie in unseren Tagen offen hervorgetreten ist, so werden unsere Nachfahren zweifelsohne ähnliche Dinge erleben. Ein Narrenkoncil haben ja noch wir gesehen. Warum sollten die, welche nach uns kommen werden, nicht auch wieder eine Gräuelsynode schauen? Alles wiederholt sich im Leben, das Dummste und Schändlichste aber am häufigsten und liebsten.

Ein Mucker des Mittelalters.

Or di' a Frà Dolcin dunque che s'armi.
Dante. Inf. 28, 55.

1.

Nahe der Stadt, welche die Schweizer scherzweise Böllopolis zu nennen pflegen, liegt das Landgut Erbsenthal. Hier nahm im Jahre 1868 die Polizei ein Tabernakel aus, dessen Insassen also von Andachtsglut brannten, daß sie ihre profanen Kleider abgeworfen und ihren Kult in paradiesischer Tracht verrichtet hatten.

Das Abenteuer machte viel Lärm, entzog sich aber mittels Vertuschung von seiten einer wohlweisen Obrigkeit der Skandalfreude. Es gibt Umstände, welche es räthlich machen, daß wie monarchische so auch republikanische Behörden nicht nur e i n Auge, sondern alle beiden zudrücken. Dame Justitia ist bekanntlich ohnehin blind, d. h. sie trägt eine Binde vor den Augen, von welcher böse Zungen allerhand Schlimmes zu sagen wissen.

Unter anderem, daß besagte Binde namentlich dann undurchdringlich dicht und fest anliege, wann es gelte, auf Söhne und Töchter von Millionären zu vigiliren. Uebrigens ist in der Schweiz die religiöse Freiheit verfassungsmäßig verbürgt und besteht, wenigstens in mehreren Kantonen, nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch zu Recht. Natürlich „innerhalb der Schranken der Sittlichkeit". Aber was ist Sittlichkeit? Ein strittiges Ding, das in den Augen von zum „Durchbruch" Gelangten ganz anders erscheint als in den Augen der Heiden und Publikanen. Diese mögen sich an die Gebote einer hausbackenen Moral und an die Vorschriften der Wohlanständigkeit halten; wen aber der „Geist" treibt, ja, der weiß, daß „man Gott mehr gehorchen muß als den Menschen".

Man darf sicher sein, daß diese Losung immer laut wurde und laut wird, wo es galt oder gilt, „von Glaubenswegen" einen Blödsinn oder eine Abscheulichkeit oder einen Kanibalismus zu begehen. „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen", sagten die Pfaffen der Aschera-Astarte

im alten Syrien, wenn sie Mädchen und Frauen anwiesen, der Göttin mit Unzucht zu dienen. Dasselbe sagten die Pfaffen des Moloch, wenn sie die verzweifelnden Mütter zwangen, in Karthago und im Thale Ben-Hinnom bei Jerusalem ihre Kinder auf die glühenden Erzarme der Stiergottstatue zu legen. Dasselbe im Mittelalter die Kreuzzügler, die Albigenser- und Judenschlächter, die Inquisitoren, die Hexenverbrenner. Dieselbe Litanei stimmen in unseren Tagen die deutschen Bischöfe an, wenn sie dem von den Jesuiten gekneteten Aftergott im Vatikan ihre vaterlandverleugnenden Kniebeugungen und Räucherungen darbringen.

Die erbsenthaler Geschichte von 1868 hat die Erinnerung an das „Geschrei des Aergernisses" wieder aufgeweckt, welches zu Anfang der 30er Jahre über das Muckerthum und dessen „Seraphinenhain-Mysterien" von Königsberg ausgegangen war. Eine leidenschaftslose Prüfung jener königsberger Vorfälle hat inzwischen dargethan, daß die ungeheuerlichen Verhältnisse, wie dieselben in dem Hohlspiegel der öffentlichen Meinung angenommen hatten, auf ein

weit bescheideneres Maß zurückgeführt werden müßten. Immerhin ließ auch die unbefangene Untersuchung des Bedenklichen noch genug übrig, des Bedenklichen nämlich für noch nicht „Durchgebrochene“.

Die ganze königsberger Muckerei [1]) ist bekanntlich zunächst auf die theosophischen Schwarbeleien des Johann Heinrich Schönherr zurückzuführen, welcher im Oktober von 1826 zu Juditten bei Königsberg starb. Der ganze Lebens- und Gedankengang des Mannes zeigt das Unglück der Halbwisserei auf. Wäre er in den kosmogonischen Lehren des Alterthums, besonders des ägyptischen, indischen und persischen, mehr bewandert gewesen,

[1]) Man nimmt das Wort gewöhnlich in der naturgeschichtlich-kynischen Bedeutung, welche es in der Jägersprache hat, wahrscheinlich aber mit Unrecht. Wenn man sich erinnert, daß man in Süd- und Norddeutschland von einem Menschen, welcher etwas Verschlossenes, Heimliches, Verstecktes an sich hat, zu sagen pflegt: „Er hat Mucken“ oder „er ist muckisch“ oder auch bloß „er muckt“ — so dürfte die Annahme statthaft sein, daß „Mucker“ ursprünglich nur Leute hießen, welche sich absonderten, etwas Apartes haben wollten; demnach Separatisten, Konventikelleute, dann Extra-Fromme überhaupt.

als er war, so hätte er sich nicht einbilden können, mittels der Wiederaufwärmung manichäischen Kohls ein Prophet, ja geradezu eine Art Heiland werden zu können. Seine Fabelei von den zwei Urwesen — dem Licht-Eloah und dem Finsterniß-Lucifer — welche, zuerst in Kugelgestalt existirend, zufällig an einander prallten, dadurch des Ewig-Männlichen und des Ewig-Weiblichen ihrer Naturen bewußt wurden und nun mittels einer Reihenfolge von absichtlichen Aneinanderprallungen die Welt und schließlich auch die Menschen schufen, hatte nicht einmal das Verdienst phantastischer Neuheit. Schönherrs Schüler Johann Wilhelm Ebel bildete dann seines Meisters auf das Dogma von den beiden Urkugeln basirtes theosophisches System im Einzelnen weiter aus und fügte dazu seelsorgerliche Praktiken, welche schließlich zu dem skandalvollen großen „Muckerprozeß“ führten, der in den Jahren 1835—42 in Königsberg gespielt hat.

Kenner der Kirchen- und Ketzerhistorie wissen, daß die Geschichte der religiösen Verirrungen auch die der geschlechtlichen ist. Sublimste Schwärmerei

geräth auf ihrem Wege häufig in den trübsten Sumpf der Sinnlichkeit und bleibt darin stecken. Es ist, als wollte sich die Natur schadenfroh an allen rächen, welche wähnen, über sie hinaus und hinauf zu können. Ein sehr triviales, aber auch sehr wahres Bild veranschaulicht das: wer nach den Sternen guckt, statt auf seinen Weg zu achten, stolpert leicht und fällt auf die Nase.

Selbst abgesagte Feinde aller Sektirerei können zugeben, daß es in der Sekte, welche Pastor Ebel um sich versammelt hatte — mit Vorliebe „vornehme" Damen zu seinen Schäflein wählend — mit der Hinaufläuterungsprozedur zur vollkommenen Heiligkeit anfänglich sehr ernst und streng gemeint gewesen sei. Aber freilich, das Verfahren hierbei war das verfänglichste von der Welt. Denn die oberste Stufe zur Heiligkeit bildete die „geschlechtliche Reinheit" und diese sollte gewonnen werden mittels eines zugleich raffinirt schamlosen und naturwidrigen Thuns, welches am Ende aller Enden doch nur die frechste Herausforderung des Dämons der Unzucht war. Die Muckerlegende hat sicherlich

manche Einzelnheit der Prozedur ins Grelle gefärbt; aber im Ganzen muß die Darlegung, welche die „Zeitschrift für die historische Theologie" (1838) von der ebel'schen Theorie und Praxis gegeben hat, als historisch-treu festgehalten werden[1]).

Die muckerische Tradition ist auch nicht unterbrochen worden. Im Erbsenthal bei Böllopolis wurde ganz der ebel'schen Heiligungslehre gemäß gemuckert und in wie vielen „Tabernakeln", in

[1]) Die bezügliche Abhandlung ist wieder aufgefrischt worden mittels Separatdrucks 1872 unter dem Titel „Die Vorboten unseres heutigen Muckerthums". Vgl. über das im Text von mir Gesagte bes. S. 158 ff. Ein weiland Mitglied der ebel'schen Sekte, Graf Ernst von Kanitz, hat sich als streitbarer Vertheidiger derselben aufgethan mittels seiner Schriften: „Aufklärung nach Aktenquellen über den 1835 bis 1842 zu Königsberg geführten Religionsprozeß", 1862 — „Historischer Auszug" (aus der genannten Schrift), 1864 — „Ein Mahnwort zu Gunsten der Nachwelt", 1868. Zweifelsohne hat dieser Apologet manches Begründete zur Milderung des Urtheils über die königsberger Muckerei beigebracht; aber umgestoßen hat er das Urtheil nicht. Ich habe mich schon anderweitig über die Sache ausgesprochen, in meiner „Geschichte der deutschen Frauenwelt", 2. Aufl. Bd. II., S. 229 ff.

welche kein profanes Polizeilicht hineinzuscheinen vermag, mögen ähnliche Prozeduren vor sich gehen! Ganz in der Ordnung also, daß der weiland Erzdiakon an der altstädtischen Kirche in Königsberg in den Augen von vielen „Erweckten" mit dem Nimbus eines Heiligen und Propheten noch heute umkleidet ist. Bedauerlicher Weise verpflichtet uns das historische Gewissen, diesen Nimbus zu zerstören oder wenigstens einigermaßen verblassen zu machen, insofern wir uns getrauen, den Nachweis zu liefern, daß Ehren Ebels Theorie, „dem Licht-Eloah den Sieg über den Finsterniß-Lucifer zu verschaffen", und die zu diesem Ende von dem heiligen Mann empfohlene Verheiligungspraxis nur ein Plagiat gewesen ist, begangen an einem Mucker des Mittelalters.

2.

Als der letzte Akt der Hohenstaufen-Tragödie in Scene ging, stand der mittelalterliche Papstwahnwitz auf dem Gipfel seiner Macht. Ein dritter

Innocenz durfte sich für den Herrn der Welt ausgeben und halten. Eine Universalspinne, schien die Kirche Völker und Fürsten, Staat und Gesellschaft, alles und jedes in ihren Riesenbauch einsaugen zu wollen, zu können. Die Erde sollte ein Kloster werden und dessen allmächtiger Abt der Papst-Gott.

Aber wann immer der menschliche Hoch- und Uebermuth den Babelbau seines Wahnsinns in die Wolken aufgethürmt hat, dann erscheint allzeit der große Pessimist, der ruhelose Freund und Befreier der Menschen, der „treffliche Minirer" Zweifel, um die Fundamente des besagten Thurms zu untergraben und die Faulheit des ganzen Schwindels allen aufzuzeigen, welche überhaupt zu sehen vermögen und sehen wollen.

Kaum hatte Innocenz der Dritte dem Papstwahnsinn zum höchsten Triumphe verholfen, als schon jene große geistige Regung und Bewegung sich zu rühren begann, welche, modern zu sprechen, dem 13. Jahrhundert einen gradezu revolutionären Charakter verlieh. Zwei rebellische Strömungen gingen neben einander her: eine politisch-soziale

und eine kirchlich-soziale. Jene zielte auf die Emanzipation des Bürgerthums von der Feudalität ab, diese auf die Zurückwendung des Christenthums zu seinen idealisch vorgestellten Urzuständen. Die weltliche Bewegung erreichte, weil klar in ihren Anschauungen und praktisch in ihrem Thun, wenigstens annähernd ihr Ziel; die geistliche, weil unklar, phantastisch und von unmöglichen Voraussetzungen ausgehend, wurde unterwegs durch den römischen Hierarchen mit der Keule Inquisition zu Boden geschlagen und vermochte vor ihrem Sterben nur noch ihre Gedanken, Wünsche und Hoffnungen der Nachwelt zu vermachen: —„Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!“ Der Rächer, die Rächer, sie standen später wirklich auf; aber weitaus die meisten haben es nicht weiter gebracht, als schließlich auch ihrerseits das „Exoriare“ anzustimmen. Wer auf die Dummheit und Gemeinheit der Menschen spekulirt, kann der armen „Ideologen“ lachen, welche an die Erleuchtung und den Seelenadel ihrer lieben Mitmenschen appelliren. Abgesehen von allem anderen, vereitelt in der Regel

schon die bekannte „invidia mediocritatis" derartige Appellationen.

Es ist ein Meisterzug der päpstlichen Politik gewesen, daß sie verstand, die Opposition, welche im Namen des Prinzips der „evangelischen Armuth" gegen sie anging, in ihren Dienst zu ziehen und die Soldaten des religiös-sittlichen Ideals, von welchem und für welches Franz von Assisi glühte, die Bettelmönche, zu Prätorianern des scharlachenen Weibes, das auf den sieben Hügeln thronte, zu organisiren. So geht es jedoch immer: die über alle Bedingungen des Wirklichen und Möglichen hinausrasende Spitze einer an sich noch so berechtigten Opposition läßt sich durch die Schlauheit des Gegners unschwer zurückbiegen und dazu benützen, das eigene Prinzip zu Tode zu stechen. Die Söhne des „Pater seraphikus", ursprünglich die Todfeinde der Verweltlichung der Kirche, des päpstlichen Sultanismus, des Reichthums und der Macht, die Bettelheiligen, die Kommunisten des Mittelalters, sie wurden die streitbarste Miliz des Papst-Gottes und blieben es, bis an die Stelle der Er-

schlafften und Verbrauchten der jugendlich-feurige Jesuitenorden trat, welcher sich zur Bettelmöncherei gerade so verhielt, wie der düstere Fanatiker von Loyola in Guipuzkoa zum liebseligen Schwärmer von Assisi, der, ins 19. Jahrhundert versetzt, ein begeisterter Pantheist geworden wäre und ein Humanitätsbrevier in der Weise von Leopold Schefer gedichtet haben würde.

Das Evangelium von der christlichen Armuth in den zahllosen Klöstern der Franciskaner und ihrer verschiedenen Schößlinge und Setzlinge zu vergraben, gelang jedoch der römischen Politik nicht. Es erhielt sich außerhalb der Bettelorden als ein Samen der Ketzerei, welcher nicht auszureuten, nicht auszutreten war. Insbesondere ging er kräftig auf in der lombardischen Ebene und in den Thälern von Piemont, Gegenden, welche von altersher für die Rebellion gegen römische Orthodoxie und Despotie ein fruchtbarer Boden gewesen waren. Von der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts an sind Ketzer in jenen Landschaften aufgestanden; bald einzeln, bald scharenweise; bald als stille Dulder und Mär-

tyrer, bald als lärmende Angreifer und unerbittliche Rachebringer. Im 1. Jahrtausend christlicher Zeitrechnung drückten Arianer und Manichäer dem Boden Oberitaliens Fußtapfen ein, deren Spuren noch jetzt nicht ganz verwischt sind. Im 11. Jahrhundert machten die Gazarer und Patarener von sich reden, im 12. schien dem hochsinnigen Arnaldo da Brescia der Kampf mit der römischen Spinne gelingen zu wollen, zu Anfang des 13. holte Arimanno die Lehren der Albigenser aus der Provence in seine piemontesische Heimat herüber. In der 2. Hälfte desselben 13. Jahrhunderts fand das Ideal der Armuth einen neuen Propheten in Gherardo Segarelli aus Alzano bei Parma, dem Stifter der Apostelbrüderschaft, welche den urchristlichen Gedanken des Kommunismus bis in seine äußersten Konsequenzen zu verwirklichen trachteten.

Der wunderliche Heilige Gherardo war offenbar von der Noth und dem Elend seiner Zeit im Innersten ergriffen und bewegt. Er fühlte tief und schwer das ungeheure Mißverhältniß zwischen der christlichen Idee einer Menschenbruderschaft und

der thatsächlichen Gestaltung der sogenannten christlichen Gesellschaft. Dieses Gefühl machte ihn zum Rebellen wider die kirchlichen und staatlichen Einrichtungen. Da aber seine natürliche Begabung nicht sehr bedeutend und seine Unwissenheit groß war, so brachte er es nur dazu, Stifter und Haupt einer Sekte zu werden, welche in der Kirchengeschichte einen sehr übeln Geruch hinterlassen hat. Freilich ist dabei zu berücksichtigen, daß die Geschichte der Apostelbrüder von ihren Feinden und Verderbern geschrieben worden und zweifelsohne mit viel Klatsch vermischt ist. Wenn man aber bedenkt, daß bis zum heutigen Tage herab die sogenannten urchristlich-kommunistischen Wiedergeburts-, Welterneuerungs- und Menschenheiligungsversuche immer wieder zu den gleichen Unsittlichkeiten ausgeschlagen sind, so wird man annehmen dürfen und müssen, daß die auf uns gekommenen Nachrichten von der mittelalterlichen Apostelbrüdermuckerei — hier das Wort Muckerei im jägersprachlichen Sinne genommen — wohl einzelne Uebertreibungen enthalten, im Allgemeinen jedoch die Wahrheit

melden. Es mag allerdings nur Klatsch sein, wenn man dem Gherardo nachsagte, er habe sich, um die eigene „Wiedergeburt“ drastisch zu signalisiren, von einem säugenden Weibe an die Brust legen und wie ein Kind in Windeln wickeln lassen; aber man ist doch nur allzu berechtigt zu der Frage: Was ist der menschlichen Narrheit unmöglich? Die Geschichte der Religion strotzt ja förmlich von der Verübung von Narretheien, die, so sie nicht unwidersprechlich dokumentirt wären, jeder Mensch von fünf gesunden Sinnen für unmöglich erklären würde.

Um sich als Prophet und Reformator zu erweisen, ließ unser Heiliger, welcher, wie gar viele andere orthodoxe und ketzerische Heilige, entschieden ein Halb- oder Zweidrittelsnarr war, Haar und Bart wachsen und trat, nachdem er sein kleines Eigenthum weggeschenkt hatte, mit einer weißen Bluse angethan, strickumgürtet und besandalt als Straßenprediger auf. Was ihm nach und nach Zulauf gewann, war zunächst sein Eifern gegen die vor aller Augen liegenden Schäden der Kirche,

seine Brandmarkung der pfäffischen Habsucht, Ueberhebung und Unzucht. Eine wirkliche und rasch wachsende Gemeinde vermochte der Prophet jedoch erst dann um sich zu sammeln, als er mit dem Kern seiner Lehre herausrückte, mit dem Dogma, daß alles allen gemein sein sollte. Mit diesem kulturfeindlichen Kommunismus verband sich bald der bekannte Sektendünkel, wie er in jedem Konventikel grassirt. „Wir und nur wir sind die Wiedergeborenen, die Erleuchteten, Gnadenvollen und Heiligen; alle anderen sind da draußen, sind verworfen und gehören dahin, wo da ist Heulen und Zähneklappern.“ Man kennt dies Anathema. Man weiß auch, wozu in allen Zeiten die Kasteiung, die „Kreuzigung“ des Fleisches geführt hat, wann Männlein und Weiblein asketische Uebungen gemeinsam vornahmen, wie solche Anno 1868 auch im Erbsenthal bei Böllopolis vorgenommen worden sind. Die Beichtstuhlzweisamkeit hat bekanntlich auch einen oder mehrere Haken. „Solus cum sola non solent orare Paternoster“ — und anständige Mütter könnten etwas Ge-

scheidteres thun, als ihre Töchter zu General- oder Spezialbeichten in Karmeliterklöster- oder andere Sakristeien zu schicken. Die frommen Apostelbrüder und frommeren Apostelschwestern kamen in großen Verruf, was aber selbstverständlich der Ausbreitung der Sekte nicht hinderlich war. Die Mitglieder geriethen aber unter einander selbst in giftigen Zank und Hader, schimpften und prügelten sich weidlich herum und hingen ihre Skandalien selber an die große Glocke, bis dann diese richtig Sturm gegen sie läutete. Papst Honorius der Vierte erließ im Jahre 1286 eine Bulle, welche die Apostelbrüderschaft aufhob, Papst Nikolaus der Vierte befahl mittels Breve's vom Jahre 1290 die Verfolgung der widerspänstigen Sektirer. Gherardo's Muth hielt den bekannten Ueberzeugungsmitteln der liebevollen Mutter Kirche nicht stand. Er hatte schon im Jahre 1287 seine „Irrthümer“ abgeschworen, worauf man ihn zu Parma für etliche Monate einthürmte, dann aber als einen ungefährlichen Narren wieder laufen ließ. Er konnte jedoch das Propheteln und Konventikeln nicht lassen.

Doch verfuhr man vorerst noch milde gegen den Rückfälligen. Der Bischof von Parma nahm den alten Faseler zu sich in seinen Palast, wo er mehrere Jahre verduselte, so zu sagen als ein Hofnarr, welcher die Aufgabe hatte, mittels seiner Weissagungen und Orakeleien den Prälaten und dessen Umgebung zu ergötzen. Das mochte sich jedoch in die Länge mit der Würde eines Propheten schlecht vertragen. Der Arme entwich demnach aus dem Palast, worauf die vorhin genannte liebevolle Mutter den ungehorsamen greisen Sohn vor lauter Liebe fraß. Die heilige Inquisition bemächtigte sich des rückfälligen Ketzers und ließ ihn am 18. Juli 1296 auf dem Marktplatze von Parma verbrennen. Ob er in den Flammen das „Exoriare!" gerufen, weiß man nicht. Aber ein Rächer erstand ihm wirklich und rasch in seinem Nachfolger Fra Dolcino, welcher die Apostelbrüderschaft aus einer duldenden Sekte zu einer streitenden und dadurch in der Welt, d. h. in einem Erdwinkel für eine Weile viel Spektakel machte.

3.

Als der Vater des berühmten Muckerhäuptlings wird ein Priester aus der in der Stadt Novara angesessenen und angesehenen Familie Tornielli genannt [1]). Der Mann lebte aber nicht am genannten Orte, sondern in Prato, einem im Bisthum Vercelli zwischen Grignasco und Romagnano gelegenen Weiler, und zwar als Einsiedler oder vielmehr als Zweisiedler mit der Mutter Dolcino's, welchen Jungen sie ihm in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts gebar. Das Geburtsjahr selbst ist unbekannt, auch der Geburtsort streitig, da neben

---

[1]) Quelle für die Geschichte Dolcino's: L. A. Muratori, Rerum italicarum scriptores. Mediol. 1726. Tom. IX., pag. 425—460: „Historia Dulcini haerisiarchae novarensis, auctore anonymo synchrono." — „Additamentum ad historiam fratris Dulcini, ab auctore coaevo scriptum." Literatur: Mosheim, „Versuch einer Ketzergeschichte", 2. Aufl. 1748. — Schlosser, „Abälard und Dulcin", 1807 — „Morbio, Storia di Novara", 1833. Baggiolini, „Dolcino e i Patareni", 1838. — Krone, „Fra Dolcino", 1844.

Prato noch Trontano im oberen Ossolathale genannt wird. Jedenfalls war Dolcino ein Bergsohn und die große Natur um seine Wiege her — wenn er nämlich eine solche hatte — mag kräftigend auf seinen von frühan lebhaften Geist und stählend auf seinen jungen Leib eingewirkt haben. Giulio de Tare, wie der Eremitenname des Vaters lautete, sandte den zum Jüngling erwachsenen Sohn nach Vercelli, um dort in der Schule des Scholastikers Augustus in die Geheimnisse der großen Haarspaltereikunst, d. h. der Scholastik eindressirt zu werden. Der Junge wurde fest im Latein, soll auch Vorschritte in den sogenannten Humanitätsstudien von damals gemacht haben und würde — mit Frère Jehan im „Grand Gargantua" zu reden — entweder ein richtiger „Messabzäumer, Horashetzer und Vigilienbürster" geworden sein oder aber ein tüchtiger scholastischer Philosoph von der Sorte, welche in jenen Zeitläuften und noch weit später — mit Panurg im „Pantagruel" zu sprechen — „die Mohren bleichten, die Ziegel auf den Dächern wuschen, die Flöhsprünge bis auf ein Haar aus-

maßen und todten Eseln künstliche Winde entlockten" — ja, das eine oder das andere würde er geworden sein, wenn nicht etwas dazwischengekommen wäre.

Dieses etwas war seines Lehrmeisters Bursa, welche, wie Dante's berühmter Kommentator Benvenuto d'Imola meldet, der hoffnungsvolle Schüler nicht mit der eigenen verwechselte, denn er hatte keine, wohl aber öffnete und zu eigenem Nutzen leerte. Der Verdacht des Diebstahls fiel auf einen Hausfreund des Scholastikus und der Verdächtigte machte dem wirklichen Sünder die Hölle oder vielmehr das Haus so heiß, daß unser Dolcino, um sich abzukühlen, in die tiroler Alpen hinauffloh. Zweifelsohne hat der ihm also widerwärtig zum Bewußtsein gebrachte Unterschied vom Mein und Dein auch einigermaßen mitgewirkt, den Flüchtling zum eifrigen Bekenner der Lehre von der „evangelischen Armuth" zu machen, zum Prediger des liebseligen Dogma's: „Was dein ist, soll mein sein; gleiche Brüder, gleiche Kappen, d. h. deine Kappe steht mir an, gib sie her!"

Die Wurzel aller menschlichen Verkehrtheit, der Wahn, daß der Mensch zur Ergötzung statt zur Mühsal, zur Lust statt zum Leid geboren sei, entsendet auch den Schößling der sozialistischen Begriffeverwirrung und auf diesem Schößling wächst der Tollfruchtgedanke, nicht die Arbeit sei die Bestimmung und der naturgemäße Zustand der Gesellschaft, sondern das Wohlsein, das Behagen, das Vergnügen. Sobald einmal diese Narrheit die Massen ergriffen und durchdrungen hat, ist eine soziale Katastrophe unausweichlich. Die Ideensaat des 13. Jahrhunderts reifte im 14. zu den schrecklichen sozialen Krisen der Geißlerfahrten, der Judenschlachten und der grauenhaften Anarchie und Barbarei, welche im Gefolge des „Schwarzen Todes" einherzogen. Je größer aber, je ungeheuerlicher das Mißverhältniß der besitz- und glücklosen Mehrheit zu der „glücklichen", d. h. besitzenden Minderheit, um so umfassender und erschütternder die Krisen und Katastrophen.

Was heutzutage Herrscherin Industrie mit ihrem Bankert Schwindel besorgt, besorgen muß, die künst-

liche Züchtung eines massenhaften und begehrlichen Proletariats, das besorgte im 13. Jahrhundert Herrscherin Religion mit ihrem Bankert Afterglaube. Es war so bequem, die frohe Botschaft von der „apostolischen Armuth" anzunehmen und zu befolgen, d. h. auf Kosten anderer zu leben, auf Kosten noch nicht zur Erkenntniß und Gnade Durchgebrochener, welche thöricht genug waren, zu arbeiten, statt die Hände fromm in den Schoß zu legen und sich auf die Vögel unter dem Himmel und die Blumen auf dem Felde zu berufen, von denen in der Bergpredigt gesagt ist, daß sie nicht säen, nicht ernten, nicht spinnen, sondern von dem himmlischen Vater genährt und gekleidet werden.

Die Feudaltyrannei, der Pfaffendespotismus und das Judenkapital, diese drei Mächte lasteten mit furchtbarer, mit schonungsloser Wucht auf der mittelalterlichen Gesellschaft. Warum nicht die ganze Last mit einem Ruck abwerfen? Warum nicht mit einem Sprung hineinspringen in die goldene Freiheit? Warum nicht endlich ernstmachen mit der Verwirklichung des christlichen Ideals der Gleich-

heit, Gleichberechtigung und Bruderschaft der Menschen? Rein- und hochgestimmte Gemüther, erleuchtete Geister durften, mußten diese Fragen sich vorlegen. Der gemeine Haufe und seine noch gemeineren Tonangeber und Stimmführer machten aus der theoretischen Beschäftigung mit dem sozialen Problem eine Praxis des Müssiggangs und der kommunistischen Begehrlichkeit, welche Praxis natürlich im Mittelalter einen religiösen Anstrich hatte und haben mußte. Nicht selten schillerte sie auch mystisch-gelehrt: der ganze tiftelnde Blödsinn der Scholastik ging in die Heilslehre von der apostolischen Armuth ein und trieb dann mitunter absonderlich Blasen auf, Muckereiblasen. Selbstverständlich wußten zahlreiche Bummler und Spitzbuben von dem gewaltigen Umsichgreifen der genannten Heilslehre ebenfalls zu profitiren und so kam es, daß es überall von frommen Schwärmern, frömmeren Faulenzern und frömmsten Gaunern wimmelte ....

Man hat angenommen, daß Dolcino im Tirol mit Missionären der Apostelbrüderschaft bekannt, in

ihre Lehren eingeweiht und in ihre Sekte aufgenommen worden sei. Unwahrscheinlich ist es nicht, denn die Gläubigen des guten Gherardo Segarelli entwickelten eine rege Missionsthätigkeit. Zudem waren die theologischen und sozialen Grundsätze, welche Dolcino später bekannte und zur Geltung zu bringen suchte, entschieden apostelbrüderliche. Obenan stand bei ihm ein ingrimmiger Haß gegen die Hierarchie und gegen die Reichen und dieser Haß war kein bloß passiver wie bei dem harmlosen Schwarbeler, den man in Parma statt ins Narrenhaus auf den Scheiterhaufen gethan. Dolcino hatte vielmehr etwas von einem Mohammed in sich, wie das Dante richtig herausgefunden hat, indem er sich in der 9. Höllenbolge vom Stifter des Islam einen Auftrag an jenen geben ließ (Inferno, 28, 55 fg.). Wie Mohammed appellirte auch der Eremitensohn von Prato gern an die Gewalt, wie jener war er Prophet und Kriegsmann zugleich und wußte auch ganz gut, gerade wie der geniale Araber, daß man, um der Menge zu gefallen, sie zu fesseln und sie zu gängeln, kurz, um ein

„Volksmann“ nach der Schnur zu sein, ein gut Stück von einem Komödianten sein müsse. Das zu sein, fiel ihm auch sicherlich nicht schwer; denn wie den Despoten — siehe Nero, Napoleon, Katharina die Zweite, Franz den Zweiten — so ist auch den Schwärmern und Fanatikern das Talent, zu schauspielen, angeboren. Aus der Religionsgeschichte ließe sich eine ganze Galerie von großen Histrionen zusammenstellen. Siehe auch die Acteurs der Schreckenskomödie von 1793—94.

Dolcino hat sich längere Zeit in Trient aufgehalten. Von was er lebte? Je nun, von der Frömmigkeit, wie damals Hunderttausende. Der heilige Bettel nährte seinen Mann. Er trat in den Orden der Humiliaten; ob er es aber bis zum Profeßthun und zur Priesterweihe brachte, ist ungewiß. Uebereinstimmend dagegen wird bezeugt, daß er mit den im südlichen Tirol zahlreichen Apostelbrüdern fortwährend in Verbindung blieb und in diesem Umgange seine ketzerischen Ansichten und Neigungen ausbildete und festigte. Aus dem Humiliatenkloster trat er wieder aus und führte das

frei-fromme Leben, in welchem zur damaligen Zeit unzählige mehr oder minder heilige Vagabunden sich so wohlgefielen und wohlbefanden.

Eines Tages hatte er eine Begegnung, welche die in ihm glostende Liebesglut zur hellen Flamme anblies. Er sah — wie und wo, ist nicht angegeben — die schöne, blauäugige, schwarzhaarige, prächtiggebaute Margherita von Trank, Novizin im Kloster der heiligen Katharina, und zweifelsohne sah die „Schöne", wie sie in der von Morbio (a. a. O. 33) aufbewahrten alten Ueberlieferung schlechtweg heißt, bei dieser Gelegenheit auch unsern Fra, welcher als richtiger Apostelbruder einen weißen Mantel von grobem Wollgespinnst, sowie statt der Schuhe Korksandalen trug und der Tradition zufolge ein sehr hübscher Bursche war, hoch, schlank und kräftig von Wuchs, männlich-schön von Angesicht, adlernasig, feuervollen Blickes.

Nun, er sah hin und sie sah her, sein Herz schlug und das ihrige pochte und es geschah die nie endende, millionenfältige Alltagsgeschichte vom Feuerfunken, der in den Zunder fällt. Dolcino

erkor die schöne Blauäugige und Schwarzhaarige sofort zu seiner „Seelenbraut", scheint jedoch durch die geistige und geistliche Liebe auf Distanz in die Länge sich nicht befriedigt gefühlt zu haben; denn er sann auf ein Annäherungsmittel und fand dasselbe darin, daß er die Apostelbrüdertracht aus- und die eines Hausknechts anthat. In solcher Gestalt schmuggelte er sich in das Katharinenkloster, that daselbst zum Scheine Hausknechtsdienste, diente aber in Wirklichkeit wie weiland der Erzvater Jakob um Rahel, nur bei weitem nicht so lange, wußte es fertig zu bringen, daß die schwarzhaarige Margherita, den heimlichen Predigten des hübschen Fra lauschend, den Dogmen der Natur vor denen der Kirche den Vorzug gab und schließlich im Dunkel der Nacht mit ihrem Aufklärer auf- und davonging. Das flüchtige Paar schlug sich zuerst in die Bergwälder, wo Dolcino, bereits als ein Häuptling der Apostelbrüder anerkannt, apostelbrüderliche Gefährten fand, mit welchen er, den auf die Fährten der Flüchtlinge gehetzten Shirren des Bischofs von Trient zu entweichen, eilends auf heimlichen Wegen

und Stegen das Etschthal hinab nach der Lombardei wanderte [1]).

4.

Der Fra machte, auf den Boden Italiens zurückgekehrt, verschiedene Versuche, der Gemeinde, welche sich um ihn sammelte und deren Kern er schon aus den tiroler Bergen mitgebracht hatte, in Brescia, Bergamo und anderen lombardischen Städten eine

---

[1]) Der Biograph und Anwalt Dolcino's J. Krone (a. a. O. 30 fg.) beschreibt das Verliebungs- und Entführungsabenteuer im hochpathetischen Stil, welcher sehr ernstgemeint ist, aber trotzdem zum Urkomischen ausschlägt. „Da sah er die edle Margherita von Trank, deren ernste Schönheit mit dem Gepräge geistiger Würde, fremd den Exemplaren einer spätern Weiblichkeit, von Eitelkeit und Prüderie zerstörten Naturen, seinem Herzen neue unbekannte Regungen, die der Liebe erweckte, einer Liebe, welche, über sinnlichen Taumel erhaben, in der Person das Bild des höchsten menschlichen Triumphs von Vernunft und Weihe als Symbol ebenbürtiger Größe verehrte. Unberührt von den Lastern und der Schande ihrer Zeit hatte sie als Novize der Jugend Prangen hinter den Mauern eines Klosters verborgen, ihrer Schwermuth und dem Ahnen einer höheren

Heimstätte zu bereiten. Allein schon war von Trient aus das Signal zur Jagd auf den abtrünnigen Halbmönch und die abtrünnige Halbnonne gegeben und die Hierarchen der Lombardei zögerten nicht, die Hetze zu beginnen. Mehrmals wurde der unstäte Wanderprophet aufgegriffen und eingethürmt, schwur sich aber immer wieder los: denn zu den Grundsätzen der Apostelbrüder gehörte auch dieser, schon von Segarelli gelehrte, daß ihren Feinden und Verfolgern gegenüber Lüge und Meineid zulässig und unsträflich seien. Zuletzt fand aber

---

Bestimmung zur sicheren Hülle. Die Scheu vor dem Ernste ihrer Umgebung, in den Augen der Gewöhnlichkeit unverletzbar, schien Dolcino irdisches Zukommniß ohne göttliche Bedeutung; heiliger däuchte ihm der Zweck ihrer Befreiung. In Gestalt eines Knechtes wußte er sich die Pforten zu öffnen, lieh seinen Arm zu den häuslichen Diensten und gelangte in die oftmalige Nähe Margherita's. Von seiner Rede Ueberzeugung besiegt, horchte sie mit Lust der neuen Glaubenslehre, erschaute mit ihm den Abgrund des Wahns, klärte mit der Leuchte seiner Erkenntniß ihr religiöses Bewußtsein. Das gleichgesinnte Paar entfloh und suchte unter dem Schirme von Wäldern und Einöden Glück und Schutz vor der Rache des beleidigten Klerus." Heiliger Bombastikus, bitt' für uns!

Dolcino doch für gut, zeitweilig wieder aus Italien zu verschwinden. Er übergab die Leitung seiner schon in die Tausende angewachsenen Gemeinde vier Jüngern, welche er in Bergamo und Brescia gewonnen und geweiht hatte, und wandte sich mit „La Bella" und einem Häuflein vertrauter Anhänger nach Dalmatien hinüber.

Von dorther schrieb er im Jahre 1300 verschiedene Briefe an seine in der Lombardei zurückgebliebene Gemeinde, welche Briefe, zusammengehalten mit dem, was zeitgenössische Berichterstatter von seinen mündlichen Auslassungen melden, eine ziemlich klare Vorstellung von seiner Lehre geben. Die im Orakelton gegebenen Weissagungen, von welchen seine Briefe strotzen, mögen auf sich beruhen. Das Prophezeien im dunkeln Schwulstton gehört nun einmal zu einer derartigen Rolle. Fra Dolcino ging aus von der Polemik gegen die Verweltlichung der Kirche und gegen die heuchlerische Verworfenheit der Priester. Die wahre christliche Lehre sei nur bei den Patarenern und Apostelbrüdern. Die Päpste seien seit langer Zeit nur elende Heuchler gewesen,

Cölestin den Fünften ausgenommen, und darum sei die dem römischen Stuhle früher eigen gewesene göttliche Kraft und Macht jetzt auf ihn, Fra Dolcino, übergegangen. Der wahre Christ müsse in Armuth leben und nach Aneignung von Bedürfnißlosigkeit streben. Die Arbeit um des Erwerbes willen sei verwerflich, maßen dadurch die Kraft zu geistigem Ringen und Erringen geschwächt werde. Erst die Entäußerung von allem Besitze bringe das rechte Verständniß der Gottseligkeit, und was keiner besäße, besäßen alle. Der Mensch vermöge zu einer Stufe der Vollkommenheit, zu einer Seelenschönheit zu gelangen, welche ihn wahrhaft frei mache und demnach aller Rücksicht auf kirchliche und bürgerliche Satzungen und Forderungen entbinde. Diejenigen, welche einmal zu solchem Durchbruche gelangt, zu dieser Stufe sich aufgeschwungen hätten, brauchten nicht mehr zu beten und zu fasten. Sie könnten nicht mehr sündigen; denn das sinnliche Begehren sei dann so gereinigt und geheiligt, daß man es ohne Bedenken frei walten lassen dürfe.

Man sieht deutlich, wie sich in diesen Schluß-

folgerungen die muckerische Katzenkralle aus der Sammetpfote mystischer Floskelei hervorstreckt. Noch mehr, der auf uns gekommene Auszug aus den Briefen Dolcino's zeigt, daß dieser alte Mucker die ebel'sche Doktrin von der Heiligung des Fleisches vorweggenommen habe [1]).

Religiös gestimmte Menschen, worunter natürlich nicht solche zu verstehen sind, welche man heutzutage „fromm" nennt, müssen sich darüber entsetzen, daß

---

[1]) Jedem, welcher den 15. Satz aus der „excerptio de epistolis Dulcini" beim Muratorii (Script rer. ital. IX, 456—57): „Item, quilibet homo et quaelibet mulier nudi simul possunt licite jacere in uno et eodem lecto" cet. mit der bezüglichen Stelle in der Schrift „Die Vorboten unseres heutigen Muckerthums" (S. 158 fg.), auf welche ich oben in der Note verwiesen habe, vergleicht, muß die schlagende Aehnlichkeit auffallen. Das Herausfordern des Dämons der Unzucht, das eigentliche Anbiewandmalen des Teufels findet sich in dem 16. Lehrsatze Dolcino's: „Item, quod jacere cum muliere et non commisceri ex carnalitate majus est quam resuscitare mortuum." Dieses Experiment ist auch Anno 1868 im Erbsenthal angestellt worden. In der Geschichte der menschlichen Narrheit wechseln nicht einmal die Formen, geschweige die Sachen. Die Mucker des 13. Jahrhunderts würden sich demnach in einem Tabernakel des 19. sofort heimisch fühlen.

Sterne so häufig in Pfützen fallen, d. h. daß erhabenste Ideen in gemeine Ausschweifung sich verkehren. Aber dieses Entsetzen wird sich zu schwermüthiger Resignation herabstimmen, wenn man erwägt, daß ja in dem wunderlichen Mach- und Mischwerk Mensch das Erhabenste und das Niedrigste, das Edelste und das Gemeinste hart neben einander liegen, wie die Register einer Orgel dicht beisammen stehen. Es kommt am Ende alles darauf an, welche Register das Schicksal zieht. Zwischen dem Höchsten und dem Erbärmlichsten bildet oft nur eine Messerrückenbreite, nur eine haardünne Linie die Gränzmarke. Seht euch den Hamlet an! Balancirt er sich nicht auf dieser Gränzlinie fortwährend zwischen Genialität und Kretinismus? Betrachtet euch die Ophelia! Ueberkommt euch nicht manchmal das bange Gefühl, als hätte die Verführung Tropfen ihres Giftes schon in das Ohr der holden Unschuld geträufelt? Ein sentimentaler Strich mehr und Schillers Thekla würde zur Gurli; Göthe's Tasso brauchte vielleicht nur noch einen Satz mehr zu sprechen, um als ein ganz

ordinärer Hofrath vor uns zu stehen, und Buonarotti's Moses dürfte nur die Stirnmuskeln noch um einen Grad gewaltsamer zusammenpressen, um aus dem Koloß von Halbgott zum aufgedonnerten Modellsitzer zu werden. Umgekehrt könnte Kaulbach aus den Eseln, Ochsen, Hasen, Schafen, Hunden und Katzen seines Reineke Fuchs mittels kaum merklich veränderter Führung des Zeichenstifts Menschen machen, wie sie uns täglich auf der Straße begegnen ....

Von den Abenteuern des Muckerpropheten und seiner „Schönen," welche er den „Schwestern" seiner Gemeinde als „Leitschwester" vorgesetzt hatte, in Dalmatien wissen wir nichts. Doch scheint er mit seinem Evangelium unter den Chorwaten und Morlaken dort drüben nicht viel Erfolg erzielt zu haben; denn er fand für gut, wiederum plötzlich nach Italien heimzukehren. Gegen das Ende des Jahres 1303 erschien er an der Spitze eines apostelbrüderlichen und apostelschwesterlichen Haufens in den Bergen von Piemont, um fortan die Heimat zum Schauplatze seines Rathens und Thatens zu machen. Er

übertrug jetzt das Wort Jesu, daß er gekommen, „nicht den Frieden zu bringen, sondern das Schwert“, aus der Schrift ins Leben. Die Apostelbrüder wurden zu Briganten, welche ihrem Propheten-Kapitano mit demselben Fanatismus gehorchten wie die Assassinen ihrem „Alten vom Berge“ und wie die Wiedertäufer zu Münster ihrem „König von Zion“. In Brigantenweise überfiel der Fra die kleine Stadt Gattinara, im gleichnamigen Thal in der Diöcese Vercelli gelegen, nahm sie, setzte sich darin fest und hob an, von diesem seinem Prätorium aus das apostelbrüderlich-kommunistisch-muckerische Heil zu predigen und zu verbreiten, mit Wort und Schrift, mit Schwert und Feuer. Daß er lauten Beifall fand und großen Zulauf hatte, versteht sich von selbst. Schreibt nur einen möglichst dicken Unsinn auf eine Fahne und dieselbe wird bald über Tausenden von Streitern flattern.

Die orthodoxe Pfaffheit in jenen Gegenden war in großen Aengsten und Nöthen. Der streitbare Fra erschien insbesondere den Prälaten, den Infuln- und Stäbeträgern, Bischöfen, Aebten, Prioren und

Pröpsten als der leibhaftige Teufel. Ja, wenn der Erzketzer sich darauf beschränkt hätte, Weibergemeinschaft und andere Fleischlichkeiten zu predigen und zu praktiziren, das hätte sich noch hören und überhören lassen. Waren doch auch die Herren auf der orthodoxen Seite, vom Bischof bis herab zum Laienbruder, keine Kostverächter, bewahre! Man muß leben und leben lassen, und wenn der Cölibat etliche Unbequemlichkeiten mit sich bringt, so hat er doch auch anerkannte Vorzüge, welche zur damaligen Zeit mit einer Offenheit und Zwanglosigkeit von den Hochwürdigen ausgenützt wurden, um welche sie ein echter Infallibilist unserer Tage beneiden könnte, so er nicht wüßte, daß Heimlichkeit der schärfste Reiz und die süßeste Würze des Verbotenen sei. Aber Dolcino machte jedes Verständniß und Abkommen zwischen ihm und der Kirche von vornherein unmöglich, indem er gegen das ganze Kirchenthum, gegen Priester- und Mönchsgelübde losging und den Zehnten verdammte [1]).

---

[1]) „Item, quod perfectior vita est vivere sine voto quam cum voto.“ — „Item, quod ecclesia consecrata

Priestergelübde für überflüssig und den Zehnten für verwerflich erklären? Da hörte denn doch alle Gemüthlichkeit auf und fingen Sakrilegium und Blasphemie an. Außerdem fanden sich die Bischöfe von Vercelli und Novara, sowie andere Prälaten durch den kecken Ketzerhäuptling auch in ihrem Besitze von Land und Leuten unmittelbar bedroht und gestört, und da sich auch die weltlichen Dynasten in jenen Landschaften, vorab der Marchese von Montferrat, im gleichen Falle befanden, so zog sich das Ungewitter einer bewaffneten Koalition bald über unserem Fra und Häresiarchen zusammen.

Ein förmlicher Kreuzzug wurde gegen ihn gepredigt und gerüstet, lief aber in seiner ersten Ausführung im März von 1304 übel ab. Die Orthodoxen wurden bei ihrem Angriff auf Gattinara von den Ketzern heiß empfangen und arg zu schanden gehauen. Ermuthigt durch diesen Sieg,

non plus valet ad orandum deum quam stabulum equorum vel porcorum." — „Item, quod laici non debent dare decimas alicui sacerdoti." — „Item, quod omnes ordines religiosorum et sacerdotum sunt ad fidei catholicae detrimentum." Script. rer. ital. IX, 437.

machte jetzt Dolcino Ausfälle aus seinen „Gezelten“ und seine Scharen, mehr und mehr anwachsend, trugen weithin in die Umgegend Raub und Brand und Mord, mit besonderer Unerbittlichkeit Pfaffen und Pfaffensitze heimsuchend. Es war ein wildes Räuberleben, ganz ähnlich jenem, welches nach der Eroberung Judäa's durch die Römer eine ganze Reihenfolge von mehr oder weniger lange glücklichen jüdischen Räuberhauptleuten unter dem stattlichen Vorwande des Patriotismus geführt hatten. Der Fra wußte seinen Schwindel ziemlich lange oben zu halten, mehrere Jahre lang, was doch immerhin Zeugniß gibt von der nicht gewöhnlichen Begabung des Schwindlers, von seiner Kunst, die Menschen zu kennen und an ihrer Dummheit zu fassen, sowie von nicht verächtlichen politischen und militärischen Talenten.

Vorschritte jedoch machte seine religiös-soziale Rebellion nicht. Die bedenklichen Seiten derselben, die kommunistisch-muckerische und die räuberisch-gewaltthätige, schreckten trotz der weitverbreiteten Unzufriedenheit mit der kirchlichen Verderbniß bessere

Elemente zurück. Das Bummler- und Lumpenthum freilich lief dem Ketzerhäuptlinge scharenweise zu, verlief sich aber ebenso schnell wieder, sobald die Geschichte schief ging. Solches Gesindel hätte auch eine weit reinere, eine wirklich gute Sache in Verruf bringen können durch die von ihm begangenen Unthaten, über welche der zeitgenössische Chronist Ach und Wehe schrie [1]). Die Veranstaltungen der verbündeten Bischöfe und Barone wurden allmälig zu kräftig für den Führer der frommen Räuberbande. Er sah sich genöthigt, aus dem unteren Thal der Sesia erst nach Varallo und von da nach Rampertogno zurück- und hinaufzuweichen, und mit dem Schwinden seines Glückes schwand

---

[1]) „Postquam fuit formatus Adam, nulla secta fuit in mundo reperta tam execrabilis, tam abominabilis, tam horrenda, vel quae tam modico tempore commiserit tot et tanta mala et nefanda opera, prout ipsi commiserunt." L. c. 437. Bei der Aufzählung der einzelnen Schändlichkeiten zeigt sich der Schreiber besonders erbost darüber, daß die Ketzer in einer Kirche der hölzernen Muttergottes einen Arm abhieben („statuae ligneae ad honorem beatae Mariae virginis fabricatae brachium amputaverunt").

natürlich auch die Masse seiner Anhänger, so daß bald nur noch die kernhaftesten, die eingeweihten Apostelbrüder und Apostelschwestern, bei ihm aushielten. Von den letzteren wird gemeldet, daß sie sich ganz „emanzipirt“ aufführten, indem sie Männerkleider trugen und bewaffnet einhergingen, um den Bestand der ketzerlichen Streitmacht größer erscheinen zu lassen [1]). Das war übrigens keine bloße Maskerade; denn aus dem Jahre 1305 ist uns der Fall bezeugt, daß dreißig dieser Amazonen auf eine orthodoxe Streifschar gefallen sind und dieselbe in schmähliche Flucht geschlagen haben [2]).

Derartige Erfolge wurden jedoch immer spärlicher und sie vermochten das Geschick nicht mehr zu wenden. Die Sache der Dolcinisten mußte mehr und mehr eine hoffnungslose werden, weil die Bewohner des Gebirges, in welches der Fra sich geworfen hatte, mit den Prälaten und Baronen zum Untergange einer Bande sich verschworen, welche

[1]) „Immo saepissime mulieres vestimenta et arma virilia deferebant, ut per hoc major ipsorum exercitus appareret.“ L. c. 437.

[2]) Baggiolini, Dolcino e i Patareni, p. 116.

jetzt die ärmlichen Hütten ebenso ausraubte, wie sie früher Schlösser und Abteien geplündert hatte. Von Thal zu Thal, von Berg zu Berg, von Wald zu Wald, von Einöde zu Einöde gehetzt, setzte sich der Rest der Apostelbruderschaft zuletzt im Gebiete des Grafen von Bulgaro auf dem steilen Felsberg Rubello unweit Trivero fest. Diesen ihren letzten, von Natur festen und nach Möglichkeit noch mehr befestigten Zufluchtsort hielten die Geächteten mit einer Standhaftigkeit, wie nur der Fanatismus sie verleiht, bis zum Frühjahr 1307. Wie Raubthiere brachen sie von Zeit zu Zeit aus ihrer Berghöhle hervor, gelangten durch pfadlose Wildnisse in die Nähe bewohnter Stätten, fielen blitzschnell auf dieselben, lähmten mit Schwert und Feuerbrand jeden Widerstand und verschwanden, Zerstörung hinter sich lassend, mit der gemachten Beute im Dunkel der Nacht. Aber wie Raubthiere wurden sie mälig eng und enger eingekreis't durch die Mannschaften der orthodoxen Streitmacht, welche unter dem Oberbefehl des Bischofs Raineri von Vercelli bei Trivero lagerte. Demzufolge lud sich

auf dem Monte Rubello der Hunger zu Gast [1]). Auf die verhungernden Ketzer — es sollen nach der Angabe der „historia Dulcini" noch ungefähr 1300 Männer und Weiber gewesen sein — erging dann am 23. März von 1307 ein allgemeiner und letzter Sturm. Der Felsberg wurde erstiegen und die verzweifelte Gegenwehr der Apostelbrüder, von welchen aber viele aus Schwäche die Waffen nicht mehr zu halten vermochten, überwältigt. Das rechtgläubige Schwert schwelgte im Blut. Wer von den Dolcinisten dem Gemetzel entging, fiel in Gefangenschaft; nur wenige entkamen.

Unter den Gefangenen befanden sich der Fra und die „Schöne". Beide hatten Widerstand geleistet, bis ihnen Sehnen und Sinne versagten. Sie wurden unter unbändigem Volksjubel nach Vercelli geschleppt.

---

[1]) „Tandem ad tantam famem et penuriam devenerunt, quod carnes murium, equorum, canum et aliarum bestiarum brutarum, foenum coctum cum sepo comedebant." L. c. 431. Der Verfasser der „hist. Dulcini" nennt den Monte Rubello „mons Zebellus".

Der Rest läßt sich errathen. Ein geistliches Gericht trat unter dem Vorsitze des Bischofs im Kloster Sant Andrea in Vercelli zusammen, um die Ketzerei Dolcino's und Margherita's darzuthun, was keine Schwierigkeit hatte. Dann wurden sie, da ja die heilige Mutter Kirche „kein Blut vergießt", dem „weltlichen Arm" überliefert und unter der Leitung des Podestà Guglielmo de Berroa aus Bergamo begann die in solchen Fällen gewöhnliche scheusälige Prozedur, d. h. die kanibalische Marter, welche Selbstzweck war; denn das Urtheil war ja schon zum voraus gefällt. Mittels der fast übermenschlichen Standhaftigkeit, womit Dolcino und sein Weib der Folterpein trotzten und den Widerruf verweigerten, haben sie bewiesen, daß der Wuchs ihrer Geister über das Normalmaß emporreichte, und mittels heldischen Sterbens haben sie den Irrthum ihres Lebens gesühnt. Man verübte noch die bübische Grausamkeit an ihnen, sie nicht mitsammen sterben zu lassen, sie nicht zumal und auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen. Der Fra wurde am 2. Juni zu Vercelli verbrannt und die

arme Margherita mußte seiner Einäscherung zusehen, wozu das Volk Bravo brüllte. Dann wurde sie nach Biella gebracht, wo für sie der Holzstoß aufgeschichtet war. Sie starb so gelassenen Muthes, daß, wie eine Ueberlieferung will, die rohe Zuschauermenge beim Anblick der flammenumleckten Dulderin von einer plötzlichen Rührung überschauert wurde. . . .

Heutzutage werden Mucker und Schwindler nicht mehr verbrannt. Das Holz dazu wäre gar nicht mehr aufzutreiben und es ginge doch gegen alle orthodoxe Aesthetik, die Ketzer auf Steinkohlenfeuer zu braten. Was die Schwindler angeht, so kann gar nicht die Rede davon sein, denselben wehthun zu wollen in einer Zeit, wo

„Schwindel! ist die große Losung,
Deren Klang durchjauchzt die Welt“ —

und die Menschheitswohlthäter, welche den geheimnißvollen Namen der „Gründer“ führen, alle die üppigen Träume von Fortunati Säckel und Wünschhütlein, alle die alten Legenden vom „Tischlein, deck' dich!“, vom Stein der Weisen und von der Uni=

verfaltinktur zu greifbar papierener Wirklichkeit machen. Vorwärts, Ritter vom Humbug! Schwindelt, „gründet“, geldsäckelt, prangt und protzt lustig weiter! Kommen freilich wird der Tag, der wüste rothe Tag, wo die große Liquidation anhebt. Wer wird sie besorgen, fragt ihr? Die europäische Kommune, zu welcher sich die pariser von 1871 verhalten wird, wie etwa ein Brandopferfest im Tempel von Jerusalem zur Zerstörung der Stadt durch Titus sich verhielt oder wie eine Parade in Potsdam zur Schlacht von Leipzig. Protzt und schwindelt weiter, Pioniere des Kommunismus! Aber wann, was ihr „gegründet“, über euch und eure Kinder zusammenstürzt, dann schreit und wehklagt nicht, sondern duldet, was ihr verschuldet habt.

Eine Hofgeschichte.

Tantae molis erat tyrannum gignere Gallis.

Vergilius variatus.

1.

Die sogenannte „Volksphilosophie“, die Sprüchwörterweisheit, ist gerade so trügerisch wie irgendeine andere Philosophie und man könnte ohne große Mühe zwei lange Reihen von Sprüchwörtern einander gegenüberstellen, von denen je das eine das andere aufhebt. Die Summe aller Weisheit ist auch hier, auf der Gasse und auf der Ofenbank, ganz wie im Studirzimmer und im Hörsal: „Nichts Gewisses weiß man nicht.“ Nämlich nichts Gewisses gerade inbetreff des Wissenswerthesten.

Manche der landläufigsten Sprüchwörter sollten geradewegs umgekehrt lauten; denn so, wie sie jetzt lauten, lügen sie dreist ins Gelage hinein. So thut z. B. das Sprüchwort: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme“ — welcher Satz, so er

wahr sein wollte, das „nicht“ ausstoßen müßte. Denn, in Wahrheit, der Apfel fällt in der Regel weit, oft sehr weit vom Stamme. Es ist eine Ausnahme, wenn Kinder ihren Eltern physisch und moralisch gleichen. Gar nicht selten kommt es vor, daß einem Manne, welcher aus dem Innersten von Borneo stammt, eine Frau, die ebenfalls dort herum daheim ist, einen genialen Sohn gebiert, und ebenso häufig findet man, daß hochbegabte und hochgebildete Eltern von einer entschieden schäfigen Kinderschar umblökt werden. Der Geizhals zeugt sich den Verschwender seiner angehamsterten Schätze und umgekehrt; die keusche Mutter hat eine Unzüchtlingin zur Tochter und umgekehrt. Der Sohn eines Pietisten wird zum Atheisten und hat seinerseits einen Knierutscher zum Sohn; aus der Tochter einer feinen, sittsamen, umsichtigen Hausfrau wird eine wilde „Emanzipirte“, welche politische Kneipereien mitraucht, verrückte Reden hält und sich eine Rothnase antrinkt, um dann ihre gelegentlich aufgelesene Tochter eine aufrichtig begeisterte Nonne werden zu sehen.

Ja, der Apfel fällt zumeist weit vom Stamme. Einen historischen Beweis von größter Bestimmtheit liefert für die Berechtigung dieser Umkehrung des Sprüchworts das Verhältniß König Ludwigs des Dreizehnten von Frankreich zu seinem Vater. Eine größere Verschiedenheit zwischen Vater und Sohn läßt sich kaum erdenken und wohl nie wieder ist der Apfel soweit vom Stamme gefallen, wie der Sohn der Maria de' Medici von König Heinrich dem Vierten abseits fiel.

Der stattliche, tapfere, geistvolle, gesellige, selbstherrische Heinrich, immer einen gescheiden Gedanken im Gehirne, stets einen Scherz auf der Zunge, allzeit einen Kuß auf den Lippen, der Weiber Abgott und Sklave zugleich, ein Feldherr voll genialer Kühnheit, ein Staatsmann voll origineller Anschauungen und kecker Entwürfe, geboren zum Befehlen, berufen zum Herrschen und wirklich, selbst in seinen Lastern, „every inch a king," — und daneben der unansehnliche, blasse, phlegmatische, froschblütige Weiberscheuling, von welchem Tallemant in seinen „Historiettes" gesagt hat, er hätte von

einem Verliebten nur die Eifersucht gehabt, dieser einsame und schweigsame Melancholiker, in der Schlacht unempfindlich wie ein Stück Holz, im Kabinett „toujours l'homme de quelqu'un" [1]), erst durch Leute wie Luynes gegängelt, dann zu dem dämonischen Genie Richelieu's mit einer wunderlichen Mischung von Furcht, Haß, Bewunderung und Anhänglichkeit sklavisch aufblickend, mit einer Seele, deren gefrorenen Sumpf selbst die heißen Thränen einer brutal mißhandelten Mutter nicht aufzuthauen vermochten und die nur auf der Jagd einige Regung und Bewegung, etwas wie Wollust der Grausamkeit verrieth — welch ein Kontrast!

Die Historie von der Heirat des froschblütigen Nimrod gehört zu den artigsten Kuriositäten der französischen Hofgeschichte. Zugleich zeichnet sie anschaulich Geist, Sitten und Sprache von damals

---

[1]) Dieser glückliche Ausdruck ist von Armand Baschet gebraucht worden in der Vorrede zu seinem fleißig und quellenmäßig gearbeiteten Buch: „Le roi chez la reine ou histoire secrète du mariage de Louis XIII et d'Anne d'Autriche", Paris 1866.

und bringt uns wieder einmal deutlich nahe, daß und wie Narr Zufall in die „großen, ehernen, ewigen Gesetze" des Weltlaufs doch gar häufig mit seiner Pritsche lustig hineinschlägt.

2.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts und noch lange nachher galten, wie jedem bekannt, die Heiraten der Könige und Fürsten für Haupthilfemittel der Staatskunst. Vermählungskombinationen füllten einen nicht kleinen Theil der Zeit von Ministern und Gesandten aus und Heiratskünstler bildeten eine nicht unbeträchtliche Species des politischen Industrieritterthums und der höheren Gaunerschaft.

Das ist leicht erklärlich. Nach zerstörtem mittelalterlichem und vor gegründetem mordernem Bürgerthum gab es Völker im politischen Sinne eigentlich gar nicht. Die Völker waren nur das recht- und willenlose Material zum Aufbau des absoluten Königthums, welcher gerade damals energisch an Hand genommen und, wie bekannt, im Laufe des

Jahrhunderts, vorab in Frankreich, systematisch zum vollendeten Sultanismus zugespitzt wurde. Da die Völker nichts und die Fürsten alles waren, so mußte naturgemäß von den persönlichen Verhältnissen und Verbindungen der letzteren wenn nicht gerade alles, so doch viel, sehr viel abhängen im Staatshaushalt, im Innern wie nach außen, und demnach gestalteten sich die fürstlichen Kabinette und ministerlichen Kanzleien sehr häufig zu „bureaux de mariage“. Ein Diplomat, welcher nicht sattelfest war in der Wissenschaft der Kuppelei, durfte sich gar nicht sehen lassen, geschweige Erfolg versprechen, und niemals hat ein Komödiendichter sein Gehirn mit Knotenschürzungen und Knotenlösungen so zermartert, wie die Staatsmänner von vordem ihre Denkapparate mit Einfädelungen oder Verhinderungen von fürstlichen Eheschlüssen placken mußten.

Die Verheiratung des Sohnes von Heinrich dem Vierten von Frankreich mit der Tochter Philipps des Dritten von Spanien mußte für Europa eine große Ueberraschung sein. Wie, die von den Valois auf die Bourbons vererbte Feindschaft gegen das

Haus Habsburg sollte also aufgegeben, in einem bourbonisch-habsburgischen Ehebett begraben werden und die habsburgisch-bourbonische Hochzeitfackel sollte dem Protestantismus zu Grabe leuchten?

Diese Fragen, an protestantischen Höfen mit großer Besorgniß aufgeworfen, waren vollberechtigt. Eine Familienverbindung zwischen Habsburg und Bourbon schien in der That gleichbedeutend zu sein mit dem vollständigen Triumph des romanisch-katholischen Staatsprinzips über das germanisch-protestantische. Aber es schien nur so. Heinrich der Vierte hatte, als er darein gewilligt, daß sein Sohn einer Infantin und seine Tochter einem Infanten vermählt werde, nur mit dem spanischen Zweige des Hauses Habsburg Frieden gemacht und auch dieser Friede war bekanntlich nichts weniger als ein „ewiger“. Sodann begann sich, sowie Richelieu die französische Staatsleitung an sich genommen hatte, jene unberechenbar wichtige Wendung von der Familienpolitik der Renaissancezeit zur Staatspolitik der Neuzeit einzuleiten, welche wir heute als vollzogen kennen, maßen in dem großen

Entwickelungsprozeß des europäischen Staatensystems nicht mehr dynastische, sondern nationale Interessen den Ausschlag geben und die weltgeschichtlichen Entscheidungen herbeiführen. Die „rothe Eminenz“, der größte Politiker, welchen Frankreich hervorgebracht, hat diese Idee zuerst mit ganzer Klarheit erfaßt oder vielmehr er hat diese Idee vom Nationalstaat, welche schon dem genialen Staatssekretär von Florenz vorschwebte, zum erstenmal in großem Stil auf die Staatspraxis übertragen. . . .

Der Einfall, die Bourbons mit den spanischen Habsburgern zu verkuppeln, scheint in Florenz, welches dazumal nicht ein, sondern das Hauptnest politischer Ränkebrütung war, entsprungen zu sein. Das Haus Medici ist ja, wie ein zeitgenössischer Diplomat sich ausdrückt, der „Strang am Bogen“ (der europäischen Politik) gewesen, indem es mit Habsburg und Bourbon gleich nahe verbunden war. Der regierende Großherzog Kosmo der Zweite hatte die östreichische Erzherzogin Maria Magdalena zur Frau und Maria de' Medici war Königin von Frankreich. Der Marchese di Kampiglia, Kosmo's

außerordentlicher Gesandter am Hofe von Madrid, versuchte dort im Jahre 1609 die ersten Einfädelungen und zwar mit Erfolg. Als er in den ersten Tagen von 1610 auf der Rückreise von Spanien nach Italien über Paris kam, setzte er sich daselbst mit dem päpstlichen Nuntius Ubaldini in Verbindung, um das Kupplergeschäft gemeinsam weiter zu betreiben. Im Vatikan wurde natürlich eine Allianz Bourbon-Habsburg mit sehr günstigen Augen angesehen und lebhaft herbeigewünscht, weil man dadurch den ehemaligen Ketzer von Bearn unentrinnbar in die katholische Sache verstricken zu können hoffte. Mit dem toskanischen Marchese und dem Nuntius verband sich als dritter Arbeiter in der schwebenden Heiratangelegenheit der spanische Gesandte in Paris, Don Pedro de Toledo. Aber König Heinrich nahm die Eröffnungen dieser Herren, welche anfänglich nur in zarten Winken bestanden, dann aber deutlicher wurden, nur so obenhin auf und that, als machte er sich wenig oder nichts aus der ganzen Geschichte. Offenbar wollte er sich mühsam suchen und nur langsam finden lassen,

um das abzuschließende Geschäft für die Firma Bourbon um so gewinnreicher machen zu können. Auch hatte es ja mit dem Abschlusse des Geschäftes keine Eile, maßen die Hauptbetheiligten, der Dauphin und die Infantin, noch Kinder waren [1]). Trotzdem muß sich, den bestimmten Andeutungen unverdächtiger Zeugen zufolge, der schlaue Rechner schon jahrelang mit diesem Heiratskalkul getragen haben [2]). Aber er kam nicht dazu, das Facit desselben zu ziehen; er kam überhaupt nicht dazu, die Summe seiner Königsrechnung zu ziehen. Gerade dann, als er die kühnsten Ziffern in dieselbe eingestellt hatte, traf ihn am 14. Mai von 1610 in der engen Eisengewölbegasse beim Innocenzfriedhofe der

---

[1]) Der Dauphin Ludwig, Sohn Heinrichs des Vierten und der Maria de' Medici, war geboren am 27. September 1601; die Infantin Anna Maria Morizetta, erstgeborenes Kind Philipps des Dritten und der Erzherzogin Margarete von Oestreich, zählte, am 22. September 1601 zur Welt gekommen, 5 Tage mehr als der ihr bestimmte Gemahl.

[2]) Mr. d'Herouard, Leibarzt Ludwigs des Dreizehnten von des Königs Geburt bis zu seinem, d'Herouards, im Jahre 1627 erfolgten Tode, hat ein Tagebuch geführt und handschriftlich hinterlassen, dessen sechs Foliobände die pariser

Todesstoß von der Hand des rothhaarigen Ravaillak, welcher selber nur ein Mordmesser in der Hand des Jesuitismus gewesen ist.

Die florentinische Kuppelei hatte jetzt freiere Bahn. Die Regentin-Wittwe Maria ging auf das spanische Heiratsprojekt mit Eifer ein, falls dieses vulgäre Weib überhaupt für etwas Eifer hegte, ausgenommen für die Befriedigung ihrer Sinnlichkeit und Eitelkeit. Maria hatte schon bei Lebzeiten ihres Gemahls an Lüderlichkeit diesem wenig nachgegeben. Nach seinem Tode wurden die wechselnden Liebhaber der Königin zugleich die obersten Machthaber im Staate, soweit die Umtriebe und Händel

---

Staatsbibliothek aufbewahrt. Von der frühesten Jugend des Königs an sind alle täglichen Vorkommnisse im Leben desselben in diesem Journal genau verzeichnet. Unter dem Datum des 5. März 1605 findet sich die folgende Bestätigung des im Texte Gesagten: — „Le roy se gaudissoit fort avec lui (le dauphin). Chez la reyne s'amuse à voir des personnages à la tapisserie où il y avoit des petits enfants. Le roy lui dict: „„Mon fils, je veux que vous fassiés ung petit enfant à l'infante; je veulx que vous fassiés ung petit daulphin comme vous."" — „Hooo! non, papa."

der Prinzen und Barone, welche, des Druckes der starken Hand Heinrichs des Vierten ledig, die gute alte fromme Feudalanarchie nach Möglichkeit wieder aufgethan hatten, eine oberste Staatsmacht überhaupt noch bestehen ließen, bevor Richelieu dieselbe aufs neue und fester als je begründete. Ein ganz gemeiner italischer Kerl, aber hübsch gebaut, der Spieler und Wüstling Concini, welchem die Königin ihre vertraute Zofe Leonora Galigai zur Scheinfrau gab, wurde erster Liebhaber Maria's und machte unter dem Titel eines Marschalls d'Ancre seine dummen Staatsstreiche, bis dann am 24. April 1617 Ludwig der Dreizehnte, d. h. des Königs damaliger König, Albert de Luynes, seinen blutigen Staatsstreich machte, d. h. den Marschall d'Ancre auf der Louvretreppe niedermachen ließ, die königliche Geliebte des also „Beseitigten" gefangen setzte und nach vierzehntägiger Haft vom Hofe wegjagte.

Bis dahin war aber noch weit und vorderhand bildeten „les mariages espagnols" den Mittel- und Angelpunkt der französischen Hofpolitik. Sie

rumorten im Louvre dazumal, wie „die spanischen Heiraten" in der Mitte der 40ger Jahre unseres Jahrhunderts in den Tuilerien rumorten. Es gibt historische Dummheiten, die sich, scheint es, von Zeit zu Zeit wiederholen müssen. Concini in Paris und der Duca de Lerma, Philipp des Dritten Minister und Gebieter, in Madrid wollten, daß der Dauphin von Frankreich die Donna Anna, älteste Infantin von Spanien, zur Frau nähme und der Prinz von Asturien die Prinzessin Elisabeth, älteste Tochter Heinrichs des Vierten. Demnach wurden die Eheverträge entworfen und festgesetzt. Die spanischen Heiraten waren in allen Schichten der französischen Gesellschaft unpopulär; aber die Nation hatte keine Stimme. Auch die Prinzen Condé, Soissons und andere Große widerstrebten mehr oder weniger entschieden. Es half nichts. Am 30. Januar von 1612 berief die Königin-Regentin eine Versammlung von Prinzen und Großen in den Louvre und eröffnete derselben förmlich und feierlich den Abschluß der spanischen Heiraten.



3.

Louis und Anna, die beiden elfjährigen Kinder, waren also an einander verkuppelt.

Darf man der Depesche des päpstlichen Nuntius glauben, welcher die Neuigkeit brühwarm an den Staatssekretär Kardinal Borghese meldete, so sprang der Dauphin vor Freude in die Höhe, als man ihm sagte, daß er eine Frau bekommen sollte [1]).

Eilboten ritten nach Madrid, die willkommene Botschaft von der am 30. Januar in Paris gefallenen Entscheidung zu überbringen, und nach Empfang der Kunde begab sich Philipp der Dritte

---

[1]) Depesche Ubaldini's vom 31. Januar 1612: „Li ministri ne parlano liberamente con ogn'uno come di cosa stabilita, et è sommo il contento di Sua Maesta di veder il re correre e saltare con allegrezza e dire a ciascheduno che egli era maritato, e pregare Sua Maesta che gl'insegni come si fanno li figlioli." Das „correre e saltare" will freilich zu der Blödheit und Schüchternheit des Dauphin nicht recht passen. D'Herouards Journal rechtfertigt jedoch die Annahme, daß der Prinz als Knabe viel munterer, aufgeweckter und lebhafter gewesen denn als Jüngling. Die Ursache hätte der Leibarzt bei schärferem Zusehen

mit dem ganzen Pomp spanischer Etikette in die Gemächer seiner Tochter Donna Anna, um ihr anzukündigen, daß sie Sr. Majestät dem „allerchristlichsten“ Könige verlobt sei. Was die kleine Donna dazu sagte, wissen wir nicht. Wahrscheinlich nicht viel. Wohl aber wird uns mit Wichtigkeit berichtet, daß die Flügelthüren aufgestoßen wurden, der „Hof“ in Gala hereinkam, sich im Halbkreise scharte und die Infantin mit dem Titel Majestät ansprach und als Königin begrüßte. Die pomposen Umständlichkeiten, womit königliche Heiraten als Hauptstaatsaktionen zu jener Zeit betrieben und vollzogen wurden, währten im Palast zu Madrid

---

wohl unschwer entdecken können. D'Herouard erzählt das von dem Nuntius Gemeldete ebenfalls, aber naiver. Das von ihm aufgezeichnete kurze Gespräch, welches nach beendigter Staatsrathssitzung zwischen der Königin-Regentin und ihrem kaum erst in sein 12. Jahr getretenen Sohn stattfand, malt Sitten und Sprechweise von damals sehr deutlich. „Mon fils, je vous veux marier; le voulès vous bien?“ — „Je le veulx bien, Madame.“ — „Mais vous ne scauriès pas faire des enfants.“ — „Excusès moi, Madame.“ — „Et comment le scavès vous?“ — „Monsieu de Souvré (der Gouverneur des Prinzen) me l'a apprins.“

wie im Louvre in Paris noch längere Zeit fort und außerordentliche Ambassadoren zogen mit großem Aufwand und Geräusch zwischen den beiden Höfen hin und her, um abgemachten Dingen noch die weitschichtigen und glitzernden Ceremoniellschnörkel anzuhängen, welche zur Staatskunst und zur Vornehmheit von damals schlechterdings gehörten.

Im Oktober von 1614 erfolgte die Mündigkeitserklärung des Dauphin. Der dreizehnjährige Prinz war demnach jetzo König oder hieß wenigstens so. Die Königin-Mutter wirthschaftete aber als Regentin weiter wie bislang. Wie diese Wirthschaft ein Ende mit Schrecken nahm, ist schon berührt worden. Die berühmte Verfassung Rußlands im 18. und theilweise noch im 19. Jahrhundert („Notre constitution c'est le despotisme tempéré par l'assassinat —") war die Frankreichs im siebzehnten.

Der Günstling Maria's hatte ihrem Sohne den jungen Luynes zum Spielkameraden gegeben. Der Spielkamerad wurde dem jungen Könige bald so unentbehrlich, wie seiner Mutter der Marschall d'Ancre war, und der aufstrebende Günstling richtete

bedächtig für den Bettregenten der Regentin die Mordfalle her, indem er seinen Willen Ludwig dem Dreizehnten als dessen eigenen einzubilden verstand.

Auf das Jahr 1615 war der Vollzug der Ehepakten angesetzt, wie die Höfe von Paris und Madrid sie mitsammen vereinbart hatten. Der Bräutigam Ludwig war jetzt ein hochaufgeschossener, schmächtiger, nicht übel aussehender Junge, der gut zu Pferde saß, von seiner Königschaft einen hohen Instinkt, aber keine klare Vorstellung besaß, für Staatsgeschäfte weder Sinn noch Verständniß und an nichts rechte Freude hatte als an der Parforcejagd und etwa noch am Ballet, nichts liebte als seinen Günstling Luynes, seinen Vogelherd und ein bißchen auch die Musik. Schon hatten sich die Schatten der Melancholie auf seine Stirne und die Falten der Schweigsamkeit um seinen Mund gelagert, sein Auftreten war schüchtern, sein Gebaren linkisch. Man ist versucht, zu sagen, der königliche Junge habe schon jetzt die unwiderstehliche Wucht von Richelieu's Geist und Willen zum voraus auf seinem Haupte lasten gefühlt.

Und wie war die Braut, die vierzehnjährige Donna Anna? Schön, unter der Sonne Spaniens zu jungfräulicher Blüthe gereift, geschaffen, zu lieben und geliebt zu werden, Glück zu geben und zu empfangen. Dame Motteville, die jüngere Zeitgenossin und spätere Vertraute Anna's, hat uns das Porträt der Königin gezeichnet, von welchem zu schließen ist, daß die Infantin zur Zeit ihrer Jugendfrische in Wahrheit, wie die Motteville sagt, „a été une des plus grandes beautés de son siècle". Groß, schlank, von schöngerundeten Formen, erfreute sie sich eines Antlitzes, das zugleich majestätisch und sanft erschien. Berühmt war ihr reizend-kleiner Rubinmund, vielbesungen waren ihre blendendweißen wohlgeformten Hände, „gleich geeignet, ein Scepter zu halten und geküßt zu werden". Aus großen dunkelblauen Augen blickte sie ernst-freundlich und ihr Haar vom glänzendsten Kastanienbraun war so reich und lang, daß es nichts Anmuthigeres gab, als sie dasselbe kämmen zu sehen („il n'y a rien de plus agréable que de la voir peigner"). Auf die schöne Büste der

Königin singt unsere Porträtmalerin förmlich einen kleinen Hymnus, so recht im Stil der schöngeistigen „Précieuses" des Hotel Rambouillet [1]). Anna d'Autriche muß in der That in ihrer Jugend sehr schön, anmuthig und reizend gewesen sein. Ein gewiß gewichtiges Zeugniß dafür ist, daß sich Armand Jean du Plessis Richelieu, die nachmalige „rothe Eminenz", in die junge Königin verliebte [2]).

Armes schönes spanisches Aennchen, der „allerchristlichste" Langweiler von dreizehntem Louis war kein Mann für dich und es ist nicht nur begreiflich, sondern auch sehr verzeihlich, wenn du dich von

---

[1]) „Sa gorge est belle et bien faite, et ceux qui aiment à voir ce qui est beau ont sujet de se plaindre du soin que la reine prend à la cacher, si le motif qui le lui fait faire ne les forçait d'estimer ce qui s'oppose à leur plaisir." Mém. de Madame de Motteville (édit. Charp.), I, 28.

[2]) Wenigstens behauptet dies der Kardinal de Retz (Mémoires, Amsterd. 1718 I, 12). Retz spricht übrigens wegwerfend von des großen Kardinals „galanteries, qui en verité ne repondoient en rien à la grandeur de ses actions, ni à l'éclat de sa vie: car Marion de Lorme, qui étoit un peu moins qu'une prostituée, fut un des objets de son amour". Aber Marion de Lorme war bezaubernd schön und voll Esprit.

der Oede und Langweile deiner legitimen Ehe später durch die illegitime mit dem stattlichen, klugen und treuergebenen Mazarini zu erholen suchtest, — falls du das nämlich wirklich versucht hast. Denn die Gelehrten sind darüber bekanntlich noch immer nicht einig und du selber hast dich gehütet, ihnen ein unwidersprechliches Zeugniß für oder wider an die Hand zu geben. Die meisten Indicien sind jedoch für das Für. Die Stachelzunge des Kardinals de Retz hat freilich kein gutes Haar an dem Kardinal Mazarin gelassen, so daß das Sprüchwort „Keine Krähe hackt der andern die Augen aus“ — oder „clericus clericum non decimat“ — niemals entschiedener lügengestraft worden ist. Allein der Mann, auf dessen Schultern Richelieu die Last seiner staatsmännischen Erbschaft legte, konnte kein unbedeutender sein und jedenfalls verstand es der Widersacher der Fronde besser als Ludwig der Dreizehnte, eine Frau zu kurzweilen.

Nach einem abermaligen sehr umständlichen Austausch von Vorschlägen, Einwürfen und Zustimmungen zwischen den beiden Höfen kam man überein,

daß die Hochzeit im Herbste von 1615 stattfinden sollte. Zu diesem Zwecke schoben sich die beiden Residenzen einander etwas näher. Der allerchristlichste Hof machte sich schwerfällig nach Bordeaux auf, der katholische noch viel schwerfälliger nach Burgos. In Bordeaux vertrödelte der Bräutigam in gewohnter Weise die Zeit mit seinen Vogelkäfigen, Miniaturschießgewehren und anderen Spielsachen; in Burgos wurde die Braut von ihrem bigoten Papa in den Klöstern umher und durch eine schwere Menge kirchlicher Ceremonien geschleppt. Nebenbei spielte das vierzehnjährige Kind, welches übrigens ein vollreifes Mädchen war, mit dem in Diamanten gefaßten Porträt ihres Verlobten als mit einer kostbaren Puppe. Anna's Geist war wenig oder gar nicht kultivirt: Unkultur ist ja die Seele wie der öſtreichischen so der spanischen Habsburgerei gewesen. Die spanische ist daran elendiglich verkommen und kläglich zu Grunde gegangen; die öſtreichische — nun, sie wird sich doch wohl der Ehre bedanken, zum stuartisch-bourbonischen Bifolium das dritte Blatt abgeben zu wollen.

Am 18. Oktober ging in der Augustinerkirche, genannt „das Krucifix von Burgos", die Trauung mittels Prokuration vor sich, wobei der Duca de Lerma den Bräutigam der Infantin vorstellte. Es war demnach, so zu sagen, eine Phantom-Trauung, wodurch eine Ehe hergestellt wurde, die jahrelang eine Phantom-Ehe bleiben sollte.

Acht Tage später verließ die also zur Königin von Frankreich umceremonisirte Infantin Burgos und bewegte sich in dem weglosen, schon damals allem Verfall preisgegebenen Lande mühsam der französischen Gränze zu, bis Fontarabbia von ihrem umständlichen Papa und dem ganzen unendlichen Hof- und Ettikettegrümpel begleitet. Von hier wurde nach genommenem Abschied Donna Anna durch den Herzog von Uzeda und die Herzogin von Seea zum Gränzflusse Bidassoa geleitet, überschritt denselben am 9. November, wurde am französischen Ufer mit großem Prunk empfangen und im Namen ihres Phantom-Gemahls vom Herzog von Guise und von der Herzogin von Nevers bewillkommt. Eine höfische Relation wußte über die Erscheinung der jungen

Königin an diesem Tage zu berichten: — „Sie trug ein spanisches Kleid von Silberstoff mit langer Schleppe und reich gestickt, dazu einen von Diamanten funkelnden Gürtel. Ihre Frisur war sehr einfach und ohne „Moule", sie selbst sehr schön und weiß, nur ein kleinwenig zu adlernasig."

Am 21. November langte der Brautzug in Bordeaux an und die wirkliche Vermählung wurde auf den 25. angesetzt. Der junge König vertrieb sich die Zwischenzeit mit der Entenjagd. Augenscheinlich interessirte ihn sein Lieblingsfalke „Le Bonhomme" gerade in diesen Tagen weit mehr als seine Braut. Am genannten Novembertage wurde in der Kathedrale das Hochamt „pro sponso et sponsa" celebrirt. Die Kirche starrte von Sammetschimmer und Seidenglanz, von wogendem Federschmuck und blitzendem Gold- und Steingeschmeide. Die Bischöfe von Bayonne und Carcassonne hielten, wie der Brauch es gebot, den Hochzeitschleier über das junge Paar.

Derweil wurde in dem erzbischöflichen Palaste, welchen der Hof bewohnte, die Brautkammer ge-

schmückt und das Beilager gerüstet. Die Königin-Mutter machte sich selber dabei zu schaffen. Sie hatte im Hinblick auf den hartnäckigen Widerstand, welchen diese Heirat von seiten der mächtigsten Prinzen und Barone gefunden, ihre guten Gründe, das Werk vollendet und die nach so vielen Weiterungen endlich zuwege gebrachte Ehe ihres Sohnes mit der Infantin nicht nur eingesegnet, sondern auch vollzogen zu wissen. Sie handirte zu diesen Ende am Abend des 25. Novembers sehr eifrig und geschickt. Aber sie hätte nachmals sagen können, daß all ihr Machenschaffen für den König von Frankreich zu einem „travailler pour le roi de Prusse“ geworden sei, falls es damals schon einen König von Preußen gegeben hätte.

Das Phlegma von Bräutigam hatte nach der Zurückkunft aus der Kathedrale nichts Gescheideres zu thun gewußt, als sich in seine Zimmer zurückzuziehen, sein gewohntes Abendbrot einzunehmen und dann um 8 Uhr sich zu Bette zu legen. Bald aber kam Maria de' Medici, den friedsam Eingeschlummerten zu wecken mit den Worten: Mon fils, ce

n'est pas tout que d'estre marié; il faut que vous veniez voir la reyne votre femme qui vous attend." Worauf das gekrönte Phlegma: „Madame, je n'attendois que votre commendement. Je m'en vas, s'il vous plait, la trouver avec vous." Die emsige Mama ließ dem sonderbarlichen Exemplar von Bräutigam Schlafrock und Pantoffeln anthun und führte ihn, von großem Gefolge geleitet, nach der Brautkammer hinüber, allwo unsere „schöne, weiße, nur ein kleinwenig zu adlernasige" Infantin inzwischen nach allen Regeln der Beilager=Etikette in ihr Prachtbett gebracht worden war. Die sorgsame Frau Schwiegermutter führte den Hochzeiter an die Seite des Bettes und sagte: „Ma fille, voici vostre mari que je vous amene, recevez-le auprès de vous et l'aimez bien, je vous prie." Hierauf, als eine Decke das Paar „beschlagen" hatte, hieß die Königin=Mutter alle hinausgehen, mit Ausnahme der Amme des Bräutigams und der Amme der Braut, und ging selber hinaus.

Der amtliche Bericht [1]), welchem diese Einzeln=

[1]) Gedruckt bei Baschet, S. 197 fg.

heiten entnommen sind, weiß dann noch mehr zu erzählen, auf das Zeugniß der beiden Ammen hin. Allein das Zeugniß der beiden Ammen war nur ein Ammenmärchen, betitelt „La prétendue consommation du mariage“ — und vorgebracht, um alle die „lazzi et menus propos très-plaisants“, welche über diese „nuit forcée“ alsbald an Hof und im Lande in Umlauf kamen, zum Schweigen zu bringen oder wenigstens abzuschwächen. Der Phantom=Gemahl von Donna Anna blieb ein Gemahl=Phantom, auf welchen das Lied vom Sankt=Valentinstag, welches die arme Ophelia sang, keine Anwendung fand. Nein, von ihm und seiner Braut konnte es nicht heißen:

„Then up he rose and don'd his clothes
And dupp'd the chamber door,
Let in the maid, that out a maid
Never departed more.“

4.

Die anspruchsvolle Wappenblume der Bourbons ist in Wirklichkeit allzeit, sehr spärliche Zwischen=

pausen abgerechnet, eine schmutzige Sumpflilie gewesen, eine bittere Satire auf die Bedeutung ihrer Farbe. Der „Hof der Lilien“ war eine Hochschule der Ausschweifung, ein Gymnasium aller Laster, eine Palästra der Unzucht.

In diese schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ganz babylonische Umgebung sah sich die junge und jungfräuliche Namen-Königin plötzlich versetzt, aus dem Kloster Madrid in das Lupanar Paris, wohin der Hof am 16. Mai von 1616 zurückkehrte, nachdem er von Bordeaux nach Tours und von da nach Blois gegangen war.

Donna Anna hatte eine ebenso schwierige als in jeder Beziehung unerfreuliche Stellung. Von ihrer Schwiegermutter, deren Regiment noch dazu mit schnellen Schritten dem Ende zuging, mehr nur geduldet als gestützt, von den französischen Großen mit ausgesprochener Abneigung angesehen, wurde sie von ihrem Strohgemahl auf’s schnödeste vernachlässigt. In den nächsten vier Jahren nach der Ammenmärchen-Brautnacht hat er seine Frau nie mehr allein gesehen und sie überhaupt während

dieser ganzen Zeit nur besucht und angeredet, wann und wie die Satzungen des Hofceremoniells es vorschrieben. Es ist darauf zu schwören, daß er sie bei diesen Gelegenheiten nie von etwas anderem unterhielt als von seinen Jagdpferden, Vögeln und Hunden. Das arme Aennchen war sehr zu beklagen, hielt sich aber wacker und es gibt doch eine gute Vorstellung von dem Mädchen, daß es inmitten dieses Hofes und unter so verbitternden Umständen nicht nur seinen Ruf makellos, sondern auch seine Laune unversäuert erhielt.

In der nächsten Zeit nach der Rückkehr von Bordeaux fuhr der junge König fort, in gewohnter Weise nichts zu thun und sein Dasein mit mehr oder weniger kindischen Spielereien auszufüllen. Doch bemerkte man, daß er, zweifelsohne auf Antreiben seines ehrgeizigen Günstlings Luynes, anfing, dann und wann ein leises Zeichen von eigenem Willen zu geben. Das Bewußtsein, daß doch er eigentlich König sei und nicht der unverschämte Liebhaber seiner Mutter, schien sich allmälig in ihm zum Durchbruche herausarbeiten zu wollen,

obzwar vorerst ganz nur passiv sich äußernd oder vielmehr andeutend. Denn zu einer artikulirten Aeußerung kam es noch nicht. Der dummdreiste Schürzenstipendiat, Marquis und Marschall d'Ancre sorgte jedoch dafür, durch all das Phlegma des jungen Menschen hindurch das dunkle Königsbewußtsein desselben recht empfindlich zu treffen. Samstags den 12. November von 1616 begab sich der König mit kleinem Gefolge Morgens nach der Bourbon-Kapelle, um die Messe zu hören. Auf seinem Rückwege verweilte er in der großen gegen den Fluß zu gelegenen Galerie, setzte sich an ein Fenster und sah auf die Seine hinab. Derweil prunkte und rauschte der Marschall, ganz Pfau, daher und überschwemmte die Galerie mit seinem Gefolge, indem er mehr denn hundert Personen als seinen glitzernden Schweif hinter sich herzog. Recht absichtlich von dem anwesenden jungen Monarchen gar keine Notiz nehmend, geschweige demselben seinen Respekt bezeigend, stellte sich der dumme Pfau ebenfalls an ein Fenster, schlug sein Rad und ließ sich von Leuten, die gerade so gemein waren wie er,

den Hof machen. Der König ging weg, das heiße Eisen in der Brust.

Am 24. April des folgenden Jahres, zwischen 10 und 11 Uhr Vormittags, wurde dieses Eisen, welches Luynes zur Weißglühhitze zu bringen gewußt hatte, im Blute des Emporkömmlings gelöscht. Als die Mörder des Marschalls den Hof des Louvre von ihrem: „Vive le roi!“ widerhallen ließen, beugte sich Ludwig der Dreizehnte aus einem Fenster des großen Sals und rief in den Hof herab: „Viel Dank, meine Freunde! Jetzt bin ich König!“

Der spanischen Infantin wurde es nicht so gut, ihrerseits sagen zu können: „Jetzt bin ich Königin!“ Sie mußte bis dorthin noch zwei Jahre lang warten. Immerhin nicht so lange wie die arme Marie Antoinette, die sich nach ihrer Hochzeit sieben Jahre gedulden mußte, bis sie, erst zu Ausgang des Jahres 1777 eines schönen Morgens triumphirend zur vertrauten Zofe Campan sagen konnte: „Wünschen Sie mir Glück! Endlich bin ich wirkliche Königin von Frankreich.“ Ludwig der Sechs-

zehnte hatte aber auch sonst eine merkwürdige Aehnlichkeit mit seinem Ahn, dem dreizehnten Louis. Dieselbe Schwerfälligkeit, dasselbe Phlegma, dieselbe Wortkargheit, dieselbe Jagdleidenschaft, derselbe jägermäßige Appetit, dieselbe Neigung für Bosselei und Bagatellzeug. Nur liebte der Sechszehnte das Ballet nicht und verfertigte der Dreizehnte keine Thüren- und Schränkeschlösser.

Die Palastrevolution vom April 1617 hatte den melancholischen Louis zum König gemacht, welcher König gegen seine in die Verbannung gestoßene Mutter mit einer so vollendeten Fühllosigkeit sich benahm, daß offenbar wurde, er habe nicht mehr Herz als einer seiner Falken und Sperber. Der Mann seiner Frau zu werden bezeigte er nicht das mindeste Verlangen. Er nahm die junge Königin mit zu seinen Jagden, sie begleitete ihn auf seinen kleinen Ausflügen nach Vincennes, nach St. Germain, sie durfte sich an seinen Vogelherden ergötzen oder langweilen, auch erwies er sich mitunter so artig und galant, eine Sarabande oder eine Gaillarde mit ihr zu tanzen; aber das war alles.

Die Sache lag dem Oberkönig Luynes nicht recht. Der schlaue Günstling wünschte aus mehrfälligen Gründen, das königliche Ehepaar wirklich als ein solches zu kennen. Insbesondere, weil er glaubte, der Gunst des spanischen Hofes als eines Rückhalts für seine Stellung zu bedürfen. Diesen Rückhalt, kalkulirte er, würde er sich aber am sichersten verschaffen, wenn er sich die Tochter Philipps des Dritten zu lebhaftem Danke verpflichtete. Luynes bemühte sich eifrig, der Infantin diese Verpflichtung aufzulegen, und er fand in seinem Bemühen, die junge Königin zur Gattin ihres Gemahls zu machen, emsige Mitarbeiter in dem päpstlichen Nuntius und in dem spanischen Gesandten. Eine Intrike ward demnach eingefädelt, die wohl zu den absonderlichsten gehört, welche jemals an einem Hofe gespielt haben.

Im Juli von 1617 raunte man sich im Louvre in die Ohren, der König sei in eines der Ehrenfräulein seiner Gemahlin, in Mademoiselle de Montgiron verliebt. Rex Phlegmatikus verliebt? Das war etwas Neues! Man ging sogar soweit,

zu wispern, der König habe sich neulich im Schlosse zu Fontainebleau mit besagtem Fräulein eine Nacht eingeschlossen. Es war aber an der ganzen Geschichte nichts, wie der Nuntius nach Rom zu berichten sich beeilte. In seiner Depesche setzte der päpstliche Diplomat auseinander, der König wolle überhaupt noch immer nichts von den Damen wissen („le roi ne s'est point encore manifesté in materia di donne"). Da aber die Königin sich eifersüchtig gezeigt, habe Luynes sich beeilt, Mademoiselle de Montgiron unter einem anständigen Vorwande vom Hofe wegzuschicken. Dann habe Luynes die Gelegenheit benutzt, in den König zu dringen, daß derselbe endlich zur Erfüllung seiner ehelichen Pflichten verschreite („Luynes s'est fort bien comporté dans cette affaire, et tenant l'esprit du roi fort incliné à la reine, et en faisant en sorte de le persuader de passer la nuit avec elle"). Aber davon wollte Louis nichts hören, wie der spanische Gesandte, der Duca de Monteleone, dem Nuntius mittheilte, und der sonst doch allmächtige Günstling konnte seinen melancholi-

schen Herrn vorderhand nur dazu bringen, daß er ein lakonisches „Später!“ von sich gab. Der Nuntius unterließ nicht zu melden, daß die Herren und Damen bei Hofe über diese hartnäckige königliche Blödigkeit baß sich verwunderten („il re non dimeno porta innanzi a dormire colla moglie, e pare molto strano, che si mostri tuttavia alieno da questa azione“).

Luynes stand indessen nicht ab von seinem Vorsatz, um so weniger, als bald darauf das Gerücht umlief, der König sei in die schöne, so eben dem Günstling vermählte Marie de Rohan verliebt. Die drei Verbündeten, Luynes, der Nuntius und der Herzog von Monteleone, gewannen einen sehr geschickten und wirksamen Beiständer in dem Jesuitenpater Arnoux, welchen der Günstling zum Beichtvater des sehr devoten Königs gemacht hatte. Der Pater konnte dem Nuntius bald berichten, daß er seinem Beichtkinde tüchtig eingeheizt und daß es ihm gelungen, dem schweigsamen Louis das Versprechen zu entreißen, er, der König, wolle seiner jungen Frau, der er recht gut sei, ein braver Mann sein.

Trotzdem hatten der Jesuit und seine Alliirten noch über ein Jahr lang zu thun, bis es ihnen endlich gelang, Anna d'Autriche über die Kühlheit ihres Gemahls triumphiren zu machen. Zu diesem Gelingen hat mächtig mitgeholfen die kluge Bereitwilligkeit der Infantin, den Wunderlichkeiten ihres Gemahls und seinem Geschmacke sich anzubequemen, seine läppischen Beschäftigungen zu theilen und seine kindischen Spiele mitzumachen. Zweifelsohne hat sie dabei oft fast die Kinnbacken verrenkt, um ihr Gähnen nicht bemerken zu lassen, und wenn wir mitansehen, wie sich die arme Anna zum Spielkameraden ihres Mannes machen mußte, um seine Frau werden zu können, werden wir an Katharina die Zweite erinnert, welche 111 Jahre später mit dem verdrehten dritten Peter in der gleichen Situation sich befand, indem sie mit ihrem Strohgemahl am Tage mit Bleisoldaten und bei Nacht mit Puppen spielen mußte, — sie, welche, wie sie uns in ihrem Memoiren ergötzlich genug erzählt hat, doch bereits Brantome's „Dames galantes“ sowie Voltaire's „Pucelle“ gelesen hatte und demnach wußte, daß sie zu etwas

anderem gut wäre („que j'étais bonne pour autre chose"). Den Sieur Brantome könnte Donna Anna allenfalls in der Handschrift gelesen haben, es ist aber nicht wahrscheinlich und jedenfalls hat sie sich nicht eine solche Moral, d. h. Unmoral daraus abstrahirt wie die „Semiramis des Nordens", zu der sich die Mutter Ludwigs des Vierzehnten — selbst das Schlimmste, was man ihr nachgesagt hat, für wahr angenommen — verhält wie etwa eine Madonna Murillo's zu einer „Biche" der Closerie de Lilas.

Im Januar von 1618 waren die Sachen noch am alten Flecke. An die Stelle Ubaldini's war als päpstlicher Nuntius einer der begabtesten Menschen des Jahrhunderts getreten, Monsignore Guido Bentivoglio, Historikern als Memoirist („Memorie") und als Verfasser der „Relazioni della guerra di Fiandra" wohlbekannt und wohlempfohlen. Aus seiner am 18. Januar an den Kardinal Borghese gerichteten Depesche geht hervor, daß die Freunde der Donna Anna von einem Aufenthalte des königlichen Paares in Saint-Germain viel

gehofft und alles erwartet hatten, sowie, was für absonderliche Praktiken in Vorschlag gekommen waren, um die Herbeiführung des gewünschten Resultates zu fördern [1]).

Madame de Luynes, mit welcher die Königin sich sehr befreundet hatte, machte von ihren Erfahrungen als junge Frau Gebrauch, um ihrer königlichen Freundin Unterricht zu geben in der Kunst, zu gefallen. Die Lektionen schlugen an. Man bemerkte, daß die Infantin dem Könige zu gefallen alles aufbot, um sich so schön wie möglich zu machen, daß sie ihn ihre Zuneigung gerne merken lassen wollte, obzwar ihre mädchenhafte Verschämtheit sie immer wieder zurückhielt [2]). Endlich, im Frühjahr

---

[1]) „Credevasi fermamente che questa volta in San Germano il re dovesse dormire con la regina e finir una volta d'esser marito; ma o che sia vergognato o che le forze non gli servano ancora, non ne ha detto altro. Alcuni lo consigliano a procurarsi prima con qualche maritata o altra donna digià conosciuta e non far le sue prime prove con una donzella".

[2]) „La regina si mostra forte appassionata del re e procura di farsegli veder più bella che puo, ma la vergogna la fa ritenuta." Bentivoglio, Dep. v. 9. Mai 1618.

von 1618, schien mit dem Winterschnee zugleich auch unser Frosch von König aufthauen zu wollen. Die Schönheit und Liebenswürdigkeit der Infantin begannen augenscheinlich wie Sonnenstralen auf ihn zu wirken. Da kam aber des wunderlichen blöden Schäfers Widerwille, die er gegen die spanischen Damen der Königin gefaßt hatte, wieder hinderlich in die Quere. Die Kompagnie der Ehevollziehungsspekulanten räumte diesen Stein des Anstoßes aus dem Wege: die spanischen Damen wurden nach etlichen Verumständigungen heimgeschickt. Donna Anna machte sich nichts daraus und war, wie der Nuntius im Dezember schrieb, guter Dinge in Erwartung besserer, die freilich noch immer auf sich warten ließen [1]).

Doch nicht mehr allzu lange. Am 11. Januar von 1619 wurde die Verlobung des Prinzen von Piemont mit der Prinzessin Christine, zweitältester Schwester Ludwigs, prunkvoll gefeiert und diese Gelegenheit benützte der Nuntius, einen Hauptschlag

[1]) Stia aspettando questa benedetta notte che il re abbia a dormire con lei, che mài non finisce de giungere."

für die Interessen der besagten Kompagnie zu thun. Mit dem König im Gespräche über die Heirat von dessen Schwester, wandte sich Bentivoglio plötzlich an Ludwig und schoß ihm wie aus einem Pistol die Bemerkung ins Gesicht: „Sire, ich kann nicht glauben, Sie werden die Schande erleben wollen, daß Ihre Schwester einen Sohn bekomme, bevor Sie selber einen Dauphin haben.“ Der König erröthete, stotterte, stammelte und würgte endlich die Antwort heraus: „Ich hoffe diese Schande nicht zu erleben.“

Er hätte sie aber doch erlebt, falls es Luynes gelitten hätte. Es ist eine lächerliche Geschichte, wie der Günstling vorging, um endlich die letzte Masche des Intrikennetzes mit Gewalt zu knüpfen.

Am 15. Januar hatte der Nuntius seinen Schuß losgebrannt. Am 20. wurde die Hochzeit von des Königs Halbschwester, Mademoiselle de Vendome, welche den Herzog von Elbeuf heiratete, gefeiert und der venetianische Gesandte meldete das Kuriosum nach Hause, der König habe in der Brautkammer der Vollziehung dieser Ehe angewohnt, was der sehr genaue d'Herouard in seinem Journal

bestätigt. Den 25. Januar verbrachte Ludwig in gewohnter Weise. Er stand um 8½ Uhr auf, gesund und munter, frühstückte, ging die Messe hören, that so, als säße er dem Ministerrath vor, speis'te um 12 Uhr zu Mittag, stattete der Königin einen Besuch ab, ging durch die große Galerie in die Tuilerien hinüber, kam zurück, ließ sich in den Zimmern des Günstlings seine Rolle im nächst-bevorstehenden Ballet überhören, aß um 8 Uhr zu Abend, machte der Königin noch eine Visite, verfügte sich dann in sein Schlafgemach, legte sich zu Bette und schlief ein.

Nun war aber im Rathe der Verbündeten beschlossen, daß der König diese Nacht nicht schlafend verbringen dürfte. Gegen 11 Uhr erschien demnach Herr von Luynes, kraft seines Vorrechts, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht unangemeldet beim König einzutreten, in dem königlichen Schlafzimmer, weckte den schlafenden Ludwig und bat ihn, in das Schlafgemach der Königin hinüberzugehen. Der König wollte nichts davon wissen. Luynes drängte, Ludwig widerstand. Nach lan-

gem Hin- und Herreden und nachdem der Günstling alle seine Gründe erschöpft hatte, entschloß er sich zum Handeln, faßte den König ehrerbietigst unter den Armen, zog ihn aus dem Bette, warf dem Willenlosen Kleider über und brachte seinen Herrn und Gebieter, ohne auf dessen Stammeln und Weinen zu achten, halb geschleppt und halb getragen an und in die Kammer der Donna Anna. Dann ging er hinaus und schloß die Thüre hinter sich zu [1]).

---

[1]) S. die Stelle aus d'Herouards Journal bei Baschet, S. 367, Note. Bentivoglio meldete am 30. Januar nach Rom: „Luines lo prese a traverso e lo condusse quasi per forza al letto della regina.“ Vergnüglich wirkt die Darstellung des nächtlichen Ueberfalls in den „Historiae Galliae ab excessu Henrici IV“ von Gramond (1653), weil der würdevolle Metallklang des Latein mit dem komischen Inhalt der Erzählung gar hübsch kontrastirt. „Regem concubia nocte lecto suo recumbentem et tum forte insomnem aggressus: „„Quid, inquit Luynaeus, nullo in Venere ausu facies, solitarius? Sat vitae coelibi datum, crimen est solitudo vitae sociam habenti.““ Haec effatus amplexatum, nec obluctantem veste fortuita tegit transfertque brachiorum nisu in reginae cubiculum. Somno se illa forte commiserat, ignara beneficii, cum per placidam imaginem discusso sopore, conjugem grato velut in somnio videt et possidet.“

Am folgenden Morgen herrschte große Freude im Louvre. Die Neuigkeit der Nacht verbreitete sich vom Hofe in die Stadt, Malherbe und andere Poeten der Zeit beeilten sich, dem königlichen Paare Hymenäen anzustimmen, die mit dem ganzen mythologischen Mobiliar des Olymps ausgestattet waren, Luynes, Monteleone und Pater Arnoux drückten sich lächelnd die Hände und der päpstliche Nuntius brachte in einer Audienz, welche er am 29. Januar bei den beiden Majestäten hatte, seine Glückwünsche dar und einige Scherze über die Abenteuer der Nacht vom Freitag auf den Samstag vor, welche, wie er sagt, der König und die Königin recht spaßhaft fanden und keineswegs übelnahmen.

Alles gut soweit. Aber der erwartete Dauphin wollte nicht kommen, sondern ließ noch nahezu 20 Jahre lang auf sich warten. Zwar war die Ehe Ludwigs und Anna's nach jener Januarnacht für eine Weile eine wirkliche, dann aber fiel der König in sein melancholisches Phlegma zurück und lebte viele Jahre lang mit seiner Frau nur auf dem

Ceremoniellfuß. Es bedurfte eines zweiten Komplotts, um Ludwig seiner Gemahlin wieder zu nähern, die sich aus Ueberdruß und Langweile in bedenkliche Zetteleien wider die „rothe Eminenz“ eingelassen hatte. Richelieu's Eisenhand leitete dieses zweite Komplott zum gewünschten Ziele. Er wollte die Königin nicht verderben, aber er wollte ihr ein für allemal den Meister zeigen und wünschte, daß sie Kinder hätte, damit sie nicht ferner darnach gelüstete, die schönen weißen Hände pfuschend in Staatssachen zu stecken.

Rex Phlegmatikus machte zwar eine sehr böse Miene zu des Kardinals gutem Spiele, aber er gehorchte seinem gewaltigen Minister auch diesmal, wie immer. Richelieu ging übrigens nicht so handgreiflich brutal zuwege wie vordem Luynes. Er sorgte nur dafür, daß seine Handlanger und Handlangerinnen „ne laissèrent au roi d'autre asile que le lit de la reine, où Louis XIII se résigna à entrer“. Dies geschah in der zweiten Hälfte vom Jahre 1637. Etliche Monate darauf wurde angekündigt, daß die Königin guter Hoffnung sei,

wozu sämmtliche Hof- und Stadtpoeten entzückt mit den Leiern rasselten, während der fromme König ein feierliches Gelübde that („le voeu de Louis XIII"), kraft dessen er sein Haus und Frankreich unter den Spezialschutz der Jungfrau und Himmelskönigin Maria stellte. Am 5. September von 1638 gebar Anna d'Autriche den Dauphin, welcher als Ludwig der Vierzehnte die Aufgipfelung des französischen Königthums zum absoluten Sultanismus vollendete und der einer der herzenshärtesten und ruchlosesten Tyrannen gewesen ist, welche jemals die Menschheit gequält haben. Das hinderte aber bekanntlich die französische Nationaleitelkeit nicht, in dem wahnwitzigen Hoch- und Uebermuth dieses Despoten sich selber anzubeten, und hinderte Europa nicht, dieses Gebet nachzustottern.

Und die Moral dieser Hofgeschichte? Keine andere als diese, daß, wie schon oben zum voraus bemerkt worden ist, die bekannten „ewigen, ehernen großen Gesetze", welche den Verlauf des Weltprozesses bestimmen, nicht selten wächserne Nasen zu

haben scheinen und wenigstens auf unserer kleinen Erde mitunter von sehr zeitlichen, zerbrechlichen und kleinen Dingen beeinflußt werden; sowie, daß in der grandiosen Tragödie Weltgeschichte der Hanswurst Zufall doch oft recht patzig und putzig herumspringt und seinen grotesken Schelmereien die Bedeutung von ernsten Haupt- und Staatsaktionen zu verschaffen weiß.

Eine Blutzeugin
wider
die Pöbelherrschaft.

En nous faisant naître à l'époque de la liberté naissante, le sort nous a placé comme les enfants perdus de l'armée qui doit combattre pour elle et triompher; c'est à nous de bien faire notre tâche et de préparer ainsi le bonheur des générations suivantes.

Manon Roland à Bancal.

1.

Fühlende Menschen haben zu allen Zeiten etwas auf den Todtenkult gehalten und es ist menschlich schön, der zärtlichen oder dankbaren Erinnerung an dahingegangene geliebte Wesen durch Schmückung ihrer Gräber auch äußerlichen Ausdruck zu geben. Stößt dir ein Mensch auf, dem die Stelle nicht heilig ist, welche den Staub seiner Mutter birgt, so darfst du keck darauf schwören, daß du einen rohen Gesellen und kalten Selbstsüchtling vor dir habest. Die Beschaffenheit der Friedhöfe — Dank unserer Sprache für dieses schöne Wort! — kann geradezu einen Maßstab abgeben für den Kulturgrad der Gemeinden. Jede wohlgesittete, gutgeordnete hält auch die Ruhestätte ihrer Todten reinlich, schmückt sie mit Rasen, sauberen Wegen, Weiden und Cypressen, wie zum Zeichen, daß die

lebenden Geschlechter ihrer Verpflichtungen gegen die todten eingedenk seien und daß „in unseres Daseins unendlicher Kette“ kein Ring fehlen dürfe. Die gräuliche Mißachtung der Todten, das schluderige Hinabwerfen derselben in die schauderhaften „fosses communes“ kennzeichnete den äußersten Grad der Verwilderung und des Kanibalismus der französischen Schreckenszeit, als Paris nur noch halb ein Bordell und halb ein Schlachthaus war.

Für sinnende Gemüther hat es einen melancholischen Reiz, mitunter einen Friedhof zu durchwandern, wo der große Erlöser Tod alle die gefangenen Geister befreit und alle die wunden Herzen zur Ruhe gebracht hat. Wie wohlthuend dieser Friede und diese Stille gegen den ewigen Krieg, gegen das Getöse und Gestaube da draußen! Du brauchst nicht gerade ein sentimentaler Yorik zu sein, um hier den Eindruck zu bekommen, daß unsere ganze Erde mit all ihrer Lust und all ihrem Leid, mit ihrer ganzen Herrlichkeit und ihrem ganzen Elend doch auch weiter nichts ist als ein ungeheurer Friedhof, der sich so still und mühlos, wie die

Cypressen rings um dich düstern, tagtäglich um sich selber und alljährlich um die Sonne schwingt.

Das Todtenregister dieses Erdfriedhofes heißt in der hochmüthigen Sprache der Menschen das Buch der Weltgeschichte.

Wie dich aber in einem gewöhnlichen Gräbergarten die mehr oder weniger albern-anspruchsvollen Denkmäler von Krethi und Plethi theilnahmslos lassen, während der einfache Denkstein eines guten oder bedeutenden Menschen, den du gekannt hast, dich festhält, deine Erinnerung erregt und dir die Seele mit Sympathie, mit Ehrfurcht, mit Klage füllt, so geschieht dir auch, wenn du jenes weltgeschichtliche Todtenregister durchmusterst und dein Blick unter Hunderttausenden von dir gleichgiltigen oder dich abstoßenden Namen plötzlich auf einen fällt, dessen Klang einen sympathischen Widerhall in deiner Seele weckt. Du hältst inne, die Gestalt des Trägers oder der Trägerin des großen oder theuren Namens dämmert vor dir auf, erst nebelhaft, dann mit bestimmteren Umrissen, bis sie endlich in voller Deutlichkeit vor den Augen deines Geistes steht.

Nun kannst du Zwiesprache halten mit dem oder der durch die Beschwörungskraft deiner Phantasie und Theilnahme aus der Gruft Heraufgeholten, und wann die Geisterstunde um und die Erscheinung wieder ins „Reich der Schatten" zurückgekehrt ist, fühlst du dich wohl angeregt, ihr Bild, wie es sich dir dargestellt hat, mittels des Stiftes oder der Feder festzuhalten, um es auch anderen wieder einmal in's Gedächtniß zurückzurufen.

Der Nachhall einer solchen Geisterstunde klingt auf den folgenden Blättern aus und die dem Schreiber derselben erschien, war eine der eigenartigsten, edelsten und unvergeßlichsten Gestalten der modernen Geschichte: Manon Roland [1]).

2.

Frau Roland wurde als Manon (eigentlich Marie=Jeanne) Phlipon in der bescheiden=bürger=

[1]) Mémoires de Madame Roland, 2 vols. Paris 1820. Lettres autographes de Mad. Roland, adr. à Bancal, Paris 1835. Lettres inédites de Mad. Roland, Paris 1840.

lichen Behausung ihres Vaters, des Kupferstechers Pierre-Gratien Phlipon, am Seinequai unfern des Pont-Neuf in Paris als das zweite Kind ihrer Mutter Marguerite Phlipon am 17. März 1754 geboren und am 10. November 1793 auf der damals Revolutionsplatz geheißenen Place de la Concorde mittels der Guillotine ermordet.

Inmitten der Despotie und Sittenfäulniß des Ancien Régime ist sie zur reingesinnten Priesterin der Freiheit, zur hochgestimmten Republikanerin aufgewachsen: die Republik — aber nicht die, deren Ideal die arme Manon in der Brust trug, sondern die wirkliche, die echtfranzösische, die tigeräffische, in den Wahnwitz der Pöbeltyrannei übergeschnappte Republik von 1793 hat erbarmungslos sie gemordet. Niemals hat eine rasend gewordene Mutter eine schönere und bessere Tochter erschlagen, obzwar die Erschlagene kein Engel gewesen ist, wie ja solche Fabelthiere überhaupt nur in den Hohlschädeln verliebter Thoren spuken.

Auf Befehl der Kommune von Paris, dieses würdigen Modells ihrer „Imitation“ von 1871,

wurde Frau Roland in der Nacht vom 31. Mai auf den 1. Juni 1793 verhaftet, zuerst in der Abtei eingekerkert und von da in das Gefängniß von Sainte-Pelagie geschleppt. Hier, innerhalb der Kerkerwände, an denen noch das Blut der Septembermordopfer klebte, nahm sie alle Freiheit und Hoheit ihres Geistes zusammen, um ihre berühmten „Mémoires“ zu schreiben, welche Arbeit sie am 9. August anhob mit den Worten: „Die Tochter eines Künstlers, die Frau eines Gelehrten, welcher Minister geworden und ein rechtschaffener Mann geblieben ist, heute eine Gefangene und wahrscheinlich zu einem baldigen und gewaltsamen Tode bestimmt, habe ich Glück und Unglück erlebt, habe den Ruhm aus der Nähe gesehen und habe die Ungerechtigkeit über mich ergehen lassen.“

Man merkt der Verfasserin dieser Denkwürdigkeiten von der ersten Zeile bis zur letzten die Leserin Plutarchs und die Schülerin Rousseau's an: unter dem rhetorischen Pathos ihres Stils blickt häufig genug die weniger natürliche als vielmehr auf dem Wege der Reflexion künstlich oder meinetwegen künst-

lerisch gemachte Naturwahrheit hervor, wie sie auf jeder Seite der „Confessions" zu finden ist. Nach unserer deutschen Anschauungsweise hat sich Frau Roland mitunter zu sehr als Schülerin von Jean Jacques gegeben und sehen lassen. Was sie an einer bekannten Stelle ihrer Memoiren [1]) von den Erscheinungen der Epoche ihrer Mannbarkeit sagt, ist superlativisch rousseau'sch. Man hat beim Lesen das lebhafte Gefühl, daß eine deutsche Frau solches niemals niedergeschrieben hätte, niemals hätte niederschreiben können, und daß, maßen die frauliche Tugend von Manon Roland ganz makellos dasteht, die französischen Worte „pureté", „pudeur" und „chasteté" doch eigentlich einen anderen Sinn und eine andere Bedeutung haben müßten als unsere deutschen „Reinheit", „Schamhaftigkeit" und „Keuschheit". Damit soll nur gemeint sein, daß eben jedes Land und Volk seine eigene Art habe. Denn für Deutschland ein moralisches Monopol ansprechen wollen, hieße lächerlich-deutschdümmlich sein. Es

[1]) „Avant ce temps j'avais été quelquefois tirée du plus profond sommeil d'une manière surprenante", etc.

laufen gewiß auf deutschem Boden nicht weniger viele Schwindler, Schufte und Schurken herum als auf französischem, und was die Prostitution von Berlin, Wien, München, Hamburg u. s. w. vor der von Paris, Lyon, Bordeaux, Marseille u. s. w. voraushaben sollte, ist nicht einzusehen. Auch ist es nur gerecht, nicht zu verschweigen, daß feinfühligen Franzosen die bezüglichen Aeußerungen der Frau Roland ebenfalls zu — nun, zu französisch vorgekommen sind [1]).

Abgesehen von der Jean=Jacquerie der Denkwürdigkeiten Manons, fesseln dieselben zunächst durch ihre jugendliche Thaufrische der Darstellung und sodann durch den kulturgeschichtlichen und psycho=

---

[1]) Sainte=Beuve z. B. bemerkt in seinem Buch „Portraits de femmes" (Paris 1862), p. 167: „En écrivant, à l'imitation de Jean-Jacques, sur certaines particularités qu'il sied à toute femme d'ensevelir, elle se complait avec une sorte de belle humeur stoïcienne et de dédain des sexes en des allusions moins chastes qu'elle qui était la chasteté même." Freilich schönfärbt Sainte=Beuve ein bißchen, wie das ja überhaupt seine Art. Es handelt sich nämlich nicht um „allusions", sondern um sehr bestimmte Detailschilderei.

logischen Werth ihres Inhalts. Das Buch ist und bleibt eins der bedeutendsten literarischen Denkmäler des 18. Jahrhunderts und zugleich ein unvergängliches Ehrenmal für seine Verfasserin, die ohne Frage den erwähltesten Geistern ihrer Zeit beigezählt werden muß. Sie hat „den Ruhm" nicht nur „aus der Nähe gesehen", sondern von der Glanzwolke desselben umgeben steht ihre edle Gestalt unvernichtbar da.

Was die Stilfrische der Memoiren angeht, so ist dieser Vorzug insbesondere Manons Darlegung ihrer Jugenderinnerungen eigen. Das sind Schilderungen voll Reiz und Anmuth. Sie bestätigen auch aufs neue die Thatsache, daß in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts in den Mittelklassen dem eifrigen Bildungsstreben sich eine Einfachheit der Lebensführung gesellte, von deren Liebenswürdigkeit wir Nachgeborenen, die wir uns ohne weitschweifigen Apparat gar nicht mehr behelfen, geschweige ergötzen zu können glauben, uns keine rechte Vorstellung mehr zu bilden vermögen. Sehr deutlich tritt sodann in Manons Aufzeichnung der Vorgänge ihrer

Kinder- und Mädchenjahre die idealistische Grundstimmung der Menschen jener Zeit hervor, das allgemeine und edle Verlangen nach besseren, freieren, menschlicheren Zuständen, der Abscheu vor dem Despotismus und den ihm anklebenden Lastern, der begeisterte Glaube an die Macht der Wahrheit, an Recht und Tugend, das fieberhafte Vorwärtshasten, der sehnsüchtige Ruf nach Natur und Vernunft. Endlich ist noch aus diesen Denkwürdigkeiten zu ersehen, daß ihre Verfasserin eine im edelsten Sinne freie Frau geworden ist nicht etwa im Lärm und Qualm von Klubbs und Kneipen, allwo die „Emanzipirten" unseres Jahrhunderts ihre Ausbildung zu frechen Weibern suchen und finden, sondern vielmehr in der Stille der bescheidenen elterlichen Häuslichkeit, ihrem Vater in seiner broterwerblichen Kunst an die Hand gehend, ihrer Mutter bei den häuslichen Verrichtungen arbeitsam helfend, sich selber anspruchslos in die Kenntnisse und Pflichten einer künftigen Hausfrau einführend, zugleich aber doch auch durch emsige und geduldige Lesung ernster Bücher und durch das Gespräch mit wissenden Men-

schen ihren Geist mit Wissen füllend und zum Selbstdenken schulend [1]).

3.

Manons Kindheit und Mädchenschaft gestaltet sich in der von ihr davon entworfenen Schilderung zu einem städtischen Idyll, das, mitten in dieses Paris hineingestellt, welches aus der Dubarry=Orgie in die Marat=Orgie hinüberzutaumeln sich anschickte, uns doppelt anmuthen muß. Die Erzählerin ver=

---

[1]) Wenn in unseren Tagen junge Mädchen auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Studentinnenschaft „wissenschaftliche“ Laufbahnen anstreben, so mögen sie hierfür ein schwerwiegendes Motiv in der immer sich vergrößernden Schwierigkeit finden, „passende“ Partieen machen zu können. Aber wäre wohl nicht zu untersuchen und zu erwägen. ob nicht gar manche Mädchen an diesem leidigen Umstand, welcher unbedingt mit zu den größten sittlichen Kalamitäten unserer Zeit gehört, selber mitschuldig seien? Mitschuldig durch ihren Mangel an Anspruchslosigkeit und häuslichem Sinn, mitschuldig durch ihre Unlust, sich die nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten zur Führung eines bürgerlich=soliden Haushalts zu erwerben, mitschuldig durch ihre Putzsucht,

senkt sich mit ganzer Seele in diese Jugenderinnerungen und das Bild, welches sie davon entwirft, tritt mit belebter Anschaulichkeit vor uns hin. Da und dort macht sich ein Zug naiver Koketterie bemerkbar, aber nur wie eine allerliebste Arabeske, welche die Feder der Schreiberin halbunbewußt auf den Rand des Papiers zeichnet. So, wenn sie uns in Kenntniß setzt, daß sie schon als Vierjährige lesen konnte, alsbald eine eifrige Leserin geworden, aller Bücher, deren sie habhaft zu werden vermochte, sich bemächtigte und dieser Lesesucht nur abspenstig gemacht wurde, wenn man ihr statt Bücher Blumen reichte.

---

ihre Zerstreuungs- und Vergnügungslust — lauter Eigenschaften, welche auf alle verständigeren jungen Männer, welche wissen, was es heute heißen will, eine Familie anständig durchzubringen, nothwendig abschreckend wirken müssen. Wir bemitleiden übrigens die armen Dinger, welche zu wähnen scheinen, die Millionäre flögen scharenweise in der Luft herum und könnten durch jedes Paar hübscher Augen leicht eingefangen werden, weit mehr als wir sie verdammen: denn wir glauben, daß sie keineswegs von Natur so verdreht waren, wie sie sich häufig darstellen, sondern es erst durch die modische, meist über alle Begriffe elende Pensionatserziehung geworden sind und werden.

Der Erwähnung dieses Umstandes in ihren Denkwürdigkeiten hat sie die Worte hinzugefügt: „Der Anblick einer Blume wirkt liebkosend auf meine Phantasie und schmeichelt meinen Sinnen unsäglich, er erweckt lustvoll in mir das Gefühl meines Daseins. Unter dem stillen Schutze des väterlichen Daches war ich bei Blumen und Büchern ein glückliches Kind; jetzt in dem engen Raum eines Kerkers, niedergedrückt von der Wucht der empörendsten Tyrannei, vermag ich bei Büchern und Blumen die Ungerechtigkeit der Menschen zu vergessen, ihre Dummheiten und meine Leiden.“

Es ist reizend, den Entwicklungsgang des jungen Mädchens mitzumachen, wie derselbe in den Erinnerungen der Frau dargelegt und durch ihre nachgelassene Korrespondenz da und dort noch mehr in die Helle gerückt wird. Achtjährig, las sie den Plutarch, der sie entzückte und begeisterte, wie er ja auch den Knaben Schiller, ihren Zeitgenossen, entzückt und begeistert hat. Den deutlichen Spuren dieses Autors begegnet man überhaupt häufig in der Bildungsgeschichte der Sturm- und Drang-

geister des 18. Jahrhunderts. Sie ließen das plutarchisch-rhetorisch zurechtgemachte Alterthum widerstandslos auf sich wirken und gewöhnten sich also an einen abstrakten Demokratismus und Republikanismus, in dessen dünner Luft die Alten, nämlich die wirklichen, gar nicht zu athmen vermocht hätten.

Im Alter von zehn Jahren war die kleine Manon eine große Mystikerin, die sich peinlich um ihr Seelenheil sorgte. Die Memoiren lassen uns bekanntlich in sehr belehrender Weise mitansehen, wie das junge Mädchen kraft eigenen Nachdenkens aus den Finsternissen des Aberglaubens und aus den Dämmerungen des Katechismusglaubens mälig zur Sonnenhelle der Aufklärung des Jahrhunderts emporklomm. Sie stand dann geistig unbedingt auf gleicher Höhe mit ihrer Zeitgenossin, der Tochter Neckers, aber sie hatte vor dieser ihre Schönheit, ihre Anmuth und ihren Zartsinn voraus. Frau Roland macht uns den Eindruck einer Athenerin der perikleischen Zeit, während uns Frau von Staël wie eines der herrschkundigen und herrschsüchtigen

Mannweiber aus den letzten Zeiten Westroms vorkommt, mitunter sogar geradezu wie ein genialer Dragoner im Unterrock.

Elfjährig kam Manon in das klösterliche Pensionat der „Damen von der Kongregation" im Faubourg Saint-Marcel, wo sie ein Jahr verbrachte und mit ihren Mitpensionären, den Schwestern Henriette und Sophie Cannet aus Amiens, namentlich mit der letzteren, eine zärtliche und ausdauernde Freundschaft schloß. Die Briefe, welche Manon später an die Freundinnen richtete, gehören mit zu dem Besten ihrer geistigen Hinterlassenschaft. Aus dem Kloster getreten, lebte sie ein Jahr bei ihrer Großmutter Phlipon auf der Seineinsel Saint-Louis, dann kehrte sie ins Vaterhaus auf dem Quai des Lunettes zurück, um sich, in die Periode der Jungfräulichkeit eingetreten, ernster als bisher mit ihrer Ausbildung zu befassen. Ihr Vater hatte die Absicht, sie zur Kupferstecherkunst heranzuziehen, und ließ sie daher in der Geometrie und im Zeichnen unterrichten. Daneben trieb sie Musik und setzte ihr Studium historischer und philosophischer Bücher

fort. Auffrischende und erheiternde Unterbrechungen dieser ernsten Beschäftigungen trat ein, wenn Mademoiselle Manon nach Vincennes ging, um ihren dort wohnenden Onkel von Kanonikus zu besuchen. „Ich liebe — schrieb sie an ihre Freundin — diese ländliche Stille, welche nur durch das Krähen der Hähne unterbrochen wird. Es kommt mir vor, als fühlte ich da erst so recht mein Dasein, und ich empfinde das Wohlbehagen eines Baumes, welchen man aus seinem Kübel genommen und ins freie Feld verpflanzt hat." Ein andermal beschreibt sie ein kanonisches Koncert: —„Während ein guter Kanonikus mit der Brille auf der Nase das Zimmergewölbe von seinem alten Baß widerhallen macht, kratze ich auf einer Geige und begleitet uns ein anderer Kanonikus mit dem Blasen einer kreischenden Flöte. Ist dieses schöne Koncert, welches alle Katzen verstäubt, beendigt, so beglückwünschen und loben die alten Herren einander; ich aber fliehe in den Garten, um Blumen zu pflücken, oder in den Hühnerhof, wo die Bruthennen meine Theilnahme und die Küchlein mein Ergötzen erregen."

Manon war jetzt in die Frühlingsblüthe ihrer Mädchenschönheit eingetreten, auf welche sie später mit einem Anflug von Eitelkeit zurückblickte, welcher um so verzeihlicher ist, als wir demselben jenes in der Literatur ganz einzig dastehende Selbstporträt verdanken, welches Frau Roland in Sainte-Pelagie entworfen und ausgeführt hat [1]). Es fehlte dieser

[1]) „A quatorze ans, comme aujourd'hui, j'avais environ cinq pieds; ma taille avait acquis toute sa croissance: la jambe bien faite, le pied bien posé, les hanches très-relevées; la poitrine large et superbement meublée, les épaules effacées; l'attitude ferme et gracieuse, la marche rapide et légère: voilà pour le premier coup-d'oeil. Ma figure n'avait rien de frappant, qu'une grande fraicheur, beaucoup de douceur et d'expression. A détailler chacun des traits on peut se demander: Où donc en est la beauté? Aucun n'est régulier, tous plaisent. La bouche est un peu grande; on en voit mille de plus jolies, pas une n'a le sourire plus tendre et plus séducteur. L'oeil, au contraire, n'est pas fort grand, son iris est d'un gris-châtain; mais, placé à fleur de tête, le regard ouvert, franc, vif et doux, couronné d'un sourcil brun comme les cheveux et bien dessiné il varie dans son expression comme l'ame affectueuse dont il peint les mouvements; sérieux et fier, il étonne quelquefois; mais il caresse bien davantage et réveille toujours. Le nez me faisait quelque peine, je le trouvais un peu gros par le bout;

Schönheit nicht an Huldigungen und Manon empfand „den Wunsch, zu gefallen, bemühte sich, hübsch zu erscheinen, putzte sich heraus“ — kurz, Manon war ein schönes junges Mädchen. Aber ihr jungfräulicher Instinkt fühlte unter den Fadheiten der gäng und gäben Galanterie bald die zügellose Verderbtheit der Zeit heraus und außerdem wurde sie durch den Tod ihrer Mutter in

---

cependant, considéré dans l'ensemble et surtout de profil, il ne gâtait rien au reste. Le front large, nu, peu couvert à cet âge, soutenu par l'orbite très-élevée de l'oeil et sur le milieu duquel des veines en y grec s'évanouissaient à l'émotion la plus légère, était loin de l'insignifiance qu'on lui trouve sur tant de visages. Quant au menton, assez rétroussé, il a précisement les caractères que les physionomistes indiquent pour ceux de la volupté; lorsque je les rapproche de tout ce qui m'est particulier, je doute que jamais personne fût plus faite pour elle et l'ait moins goûtée. Le teint vif, plutôt que très-blanc, des couleurs éclatantes, fréquemment renforcées de la subite rougeur d'un sang bouillant, excité par les nerfs les plus sensibles; la peau douce, le bras arrondi, la main agréable, sans être petite, parce que ses doigts allongés et minces annoncent l'adresse et conservent de la grâce; des dents fraiches et bien rangées; l'embonpoint d'une santé parfaite: tels sont les trésors que la nature m'avait donnés.“ Mém. I, 96.

eine so herbe Trauer geworfen, daß sie auf Beschmeichelungen ihrer Eitelkeit gar nichts mehr hielt und gab. In dieser Zeit lernte sie die Schriften Rousseau's kennen, auf welche sie — charakteristisch genug! — ein ihrem Vater verwandter Abbé aufmerksam machte, um sie ihrer Schwermuth zu entziehen. Er lieh ihr „La nouvelle Héloïse“ und die Wirkung dieser Lektüre war eine gewaltige. Wie hätte dieses frische, unverdorbene Herz, diese reine und glühende Mädchenseele einer Beredsamkeit widerstehen sollen, welcher selbst blasirte Wüstlinge und grundverdorbene Weiber nicht zu widerstehen vermochten?

Das rousseau'sche Ideal von Freiheit und Gleichheit, von Naturrecht und Demokratie, welches so bestimmend auf das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts eingewirkt hat, füllte die Anschauungen Manons und ist von ihr bis zur letzten Lebensstunde ganz und treu festgehalten worden, bis zum furchtbaren Augenblicke, wo man ihr im Namen der Freiheit und Gleichheit, des Naturrechts und der Demokratie den Kopf abschlug. Inmitten der Haushaltsgeschäfte, welche ihr nach der Mutter Tod

oblagen, hat die Schülerin Rousseau's für die Vernichtung aller Art von Despotie sich begeistert und für die Aufrichtung der Republik geschwärmt. Das ganze unermeßliche Elend des Volkes zu jener Zeit, all das Weh der Armen und Unterdrückten, Manon empfand es nach und fühlte es mit. Der Begeisterung und dem Erbarmen gesellte sich in ihr ganz naturgemäß ein glühender Haß gegen alle Nutznießer der Mißbräuche, welche das Volk aussogen und erdrückten, — mit einem Wort: das junge Mädchen war eine enthusiastische Revolutionärin, lange bevor die Revolution ausbrach. Bei alledem aber hat sich Manon jetzt wie später jene angeborene Vornehmheit bewahrt, welche allen über das Niveau der Gewöhnlichkeit aufragenden Menschen einen unverkennbaren Zug von Aristokratismus verleiht, jenes Gefühl des Schicklichen und Reinlichen, jenen edlen Widerwillen gegen alles Gemeine und Pöbelige in Anschauung, Stimmung, Gesinnung und Gebaren, welches den römischen Poeten sein „Odi profanum volgus et arceo!" anstimmen ließ.

4.

Seltsam! dieses schöne, geistvolle, edelsinnige und liebenswürdige Mädchen kam über die Jahre ihrer vollen Mädchenblüthe hinaus, ohne geliebt zu haben und geliebt worden zu sein. Zwar empfand Manon einmal eine flüchtige Regung, die aber mehr nur Mitleid mit einem sich verzweifelnd anstellenden und bald als Unwürdigen sich herausstellenden Liebhaber war als wirkliche Leidenschaft. Dieser Irrthum ging rasch vorüber, trug indessen zur Vermehrung der melancholischen Gemüthsverstimmung bei, in welche Manon durch die Verirrungen ihres Vaters versetzt worden war. Monsieur Phlipon nämlich gerieth, nicht mehr durch die geschickte Hand seiner Frau gezügelt, auf allerhand Abwege, vernachlässigte sein Geschäft und brachte seine Tochter wiederholt in die unangenehme Lage, zur Hilfe von Verwandten ihre Zuflucht nehmen zu müssen. Sie war klarverständig genug, einzusehen, daß eine passende Heirat das sicherste Mittel wäre, sie aus

ihrer mißlichen Situation zu erlösen; allein dem nächsten besten anständigen Bewerber die Hand zu geben, das vermochte sie doch wieder nicht. Dagegen sträubte sich ihr idealischer Sinn. Hat sie ja gerade zu dieser Zeit einmal an ihre Freundinnen in Amiens geschrieben: „Ich habe mir ein Bild von dem gemacht, welchen ich lieben könnte; aber die Gesellschaft zeigt mir nichts Aehnliches und ich glaube gerne, daß dieses Bild nur eine schöne Chimäre ist, deren Original ich nimmer finden werde.“ Ein Herz wie das Manons mußte aber doch, falls einen vulgären Ausdruck zu gebrauchen gestattet ist, immer auf der Suche nach Liebe sein. Nur ging das neutestamentliche Wort: „Wer da sucht, der findet“ — an ihr nicht in Erfüllung. Sie hat das Urbild ihrer schönen „Chimäre“ nie gefunden. Oder doch? Eine bekannte Stelle in ihrer schriftlichen Hinterlassenschaft scheint darauf hinzudeuten, daß sie heimlich eine brennende Liebe im Herzen getragen. Wenn es so war, so hat sie das Geheimniß mit in ihr Grab genommen. Alles, was von ihren Liebebeziehungen zu Brissot, zu

Buzot, zu Barbaroux jakobinisch geklatscht worden, ist eben nur ebenso grundloser als giftiger Klatsch gewesen. Der Terrorismus hat ja, wie jedermann weiß, seine ganze Verleumdungskunst an Frau Roland erschöpft und sie mußte die Wahrheit des Wortes: „Bei verdorbenen Völkern ist Verleumdung eine Macht; ihr Herz ist von Koth und ihr Kopf von Erz, in ihrer eisernen Hand hält sie eine in Gift getauchte Feder und sie ist ohne Ohren und ohne Erbarmen“ — in ganzer Herbigkeit an sich selber erfahren. Und wißt ihr, wer die Verleumdung also klassisch-trefflich gekennzeichnet hat? Einer der ärgsten Verleumder seiner Zeit, einer der ruchlosesten, weil heuchlerischsten Bösenwichte von 1793 bis 1794, die glatte Schlange Armand Barère, der „Anakreon der Guillotine“, welcher Blutsprüche auf Rosenblätter schrieb und kein Opfer zur Schlachtbank schickte, ohne demselben einen zierlich gebundenen Kranz von Spottblumen auf das Haupt zu legen. So wunderlich sind wir Menschen gebaut.

Durch Vermittelung der Schwestern Cannet hatte Jean Roland de la Platière, Nationalökonom aus

der Schule Turgots, damals Inspektor der Manufakturen in Amiens, die Bekanntschaft Manons gemacht. Er war ein langer, sehr magerer Mann, mit eingetrockneten, keineswegs verführerischen („peu séduisants“) Gesichtszügen, steif von Haltung, rauhehrlich von Wort, ziemlich kahlköpfig, zwanzig Jahre älter als Manon, ein Biedermann durch und durch, aber ein Biedermann mit der beisätzlichen Bedeutung von Philister. Schon bei der ersten Begegnung hatte das junge Mädchen vom Quai des Lunettes einen großen Eindruck auf ihn hervorgebracht, — einen Eindruck, der ihn der Ueberzahl seiner Jahre so sehr vergessen ließ, daß er um Manons Hand anhielt. Der zerfahrene Kupferstecher Phlipon wies den Freier unhöflich und barsch ab, weil er, wie die Tochter bemerkt, „die Steifheit (roideur) Rolands nicht liebte und keinen Tochtermann haben wollte, dessen Blicke ihm censorisch vorkamen“. Manon erklärte ihrem Vater, daß sie mit seinem Vorgehen oder wenigstens mit der Art seines Vorgehens nicht einverstanden sei, und suchte die Unhöflichkeit desselben bei Roland zu entschul-

digen. Zur gleichen Zeit fand sie es, so sie ihr kleines von der Mutter überkommenes Vermögen nicht völlig verloren geben wollte, unumgänglich nöthig, das väterliche Haus zu verlassen. Sie that so, miethete sich in dem Kloster, wo sie als Kind ein Jahr verbracht hatte, ein Stübchen und füllte ihre Zurückgezogenheit mit Studien und Handarbeiten aus.

Nach etlichen Monaten erschien Roland am Sprachgitter des Klosters und brachte seinen Antrag abermals vor. Manon bedachte die Sache reiflich und gerade die Art und Weise, wie sie die Sache bedachte und die verschiedenen Seiten derselben verständig in Betracht zog, zeigt deutlich, daß es sich von ihrer Seite nur um eine kühle „Vernunftheirat“ handelte. Sie gab aber ihr Jawort, eben weil es ihr vernünftig schien, dasselbe zu geben, und am 4. Februar von 1780 war ihre Hochzeit.

Eine Ehe im hochsittlichen Sinne war nun das allerdings nicht. Manon hat das Wesen, d. h. das Weh dieser Verstandesehe ganz vortrefflich gezeichnet. „Ich habe nicht einen Augenblick aufgehört, in

meinem Gatten einen der achtungswerthesten Männer auf Erden zu schätzen und mir die Verbindung mit ihm zur Ehre anzurechnen; aber ich fühlte oft, daß zwischen uns keine rechte Gleichheit (parité) vorhanden sei und daß das Uebergewicht eines die Herrschaft liebenden Charakters, verbunden mit dem Umstande, daß er zwanzig Jahre mehr zählte als ich, eine doppelte und gerade um das Doppelte zu große Ueberlegenheit auf seine Seite brachte. Lebten wir zurückgezogen, so hatte ich mitunter peinliche Stunden zu verbringen. Besuchten wir die Gesellschaft, so wurde ich von Menschen geliebt, deren einige vielleicht mir allzu große Theilnahme einflößen konnten (j'y étais aimée de gens dont je m'apercevais que quelques-uns pourraient trop me toucher). Ich versenkte mich daher mit meinem Mann in die Arbeit, deren Uebermaß aber auch von schädlichen Folgen war; denn ich gewöhnte ihn dadurch, mich niemals, auch nur einen Augenblick, und bei nichts in der Welt entbehren zu können." Hält man mit dieser Aeußerung zusammen, was Frau Roland an einer andern Stelle

der Memoiren über die naturgemäße Voraussetzung jeder rechten Ehe sich entwischen läßt [1]), so gewinnt man die Ueberzeugung, daß von wirklichem Glück an der Seite des braven Philisters Roland für sie keine Rede war und keine sein konnte.

Nachdem sie mitsammen ein Jahr in Paris verbracht hatten, zogen sie nach Amiens, wo sie vier Jahre sich aufhielten und wo Manon 1781 Mutter wurde, die als echte Schülerin dessen, der den „Emile“ geschrieben hatte, ihr Töchterlein selber stillte. Im Jahre 1784 begleitete sie ihren Mann auf einer Geschäftsreise nach England, wo ihre geübte Beobachtungsgabe sie rasch einen Einblick in die politischen und sozialen Einrichtungen des Landes gewinnen ließ. Zurückgekehrt, übersiedelte das Paar in die Umgebung von Lyon,

---

[1]) „Je ne me suis mariée qu'à vingt-cinq ans, et avec une ame telle qu'on peut la présumer, des sens très-inflammables, beaucoup d'instruction sur divers objets, j'avais si bien évité l'instruction sur certains autres, que les événements du mariage me parurent aussi surprenans que désagréables.“ Mém. I, 33.

weil Roland das Inspektorat über die Manufakturen der dortigen Gegend erhalten hatte. Sie bewohnten die Meierei de la Platière, welche Roland von seiner Mutter ererbt hatte. Einer ihrer Nachbarn, Mr. Bosc, später Mitglied der französischen Akademie, wurde ihr Freund für das ganze Leben und hat später der verwais'ten Tochter seiner Freunde väterlich sich angenommen. Manon fand an der ländlichen Wirthschaft nicht eben großes Gefallen, aber sie lebte sich als pflichtgetreue Hausfrau in dieselbe hinein, so sehr, daß ihre Briefe aus dieser Zeit einen gewissen rustikalen Ton und Geruch haben. „Ich veresele mich — schrieb sie am 12. Oktober 1785 — an Bosc — mit aller Gewalt und beschäftige mich mit allen den kleinen Sorgen des schweinischen Landlebens (j'asine à force et m'occupe de tous les petits soins de la vie cochonne de la campagne).“ Auf den Einfall des „Veresel ns“ mochte Manon gerathen sein, weil sie damals gerade eine Eselinmilchkur machte. Uebrigens bekam ihr das „schweinische“ Landleben ganz gut. Mehrere ihrer Briefe aus jener Zeit athmen

Zufriedenheit und sie gefällt sich darin, ihr hausmütterliches Behagen den Freunden vorzumalen.

Ach, das Behagen sollte nicht von Dauer sein. Die Zeit des Behagens war überhaupt vorüber. Schon schrillten die Vorwehen der großen Umwälzung gellend über Frankreich hin, schon hatte am 27. April von 1784 die Revolution von der Bühne des Theater Français herab ihren Prolog gesprochen: „Le mariage de Figaro.“ Bald schwoll und schnob der Hurrakan selber heran und riß, wie unzählige Andere, auch Jean und Manon Roland in seine vernichtenden Wirbel hinein.

5.

Wie dieses geschah, wie Roland erst Minister des von der Flucht nach Varennes an ganz schatten- und schemenhaft gewordenen Königthums, dann der unter den Juniblitzen und Augustdonnern von 1792 geborenen und leider! leider! mit Septembermordblut getauften Republik war, item, wie der Minister

und seine Frau in den am 2. Juni von 1793 vollzogenen Sturz der Gironde verwickelt wurden, das weiß jeder leidlich unterrichtete Schuljunge. Warum also hundertmal Erzähltes wiederkäuen?

Die Girondisten waren zweifelsohne die genialsten, gebildetsten, beredsamsten und uneigennützigsten unter den Revolutionsleuten; aber sie waren alles, nur gerade nicht das, was zu sein ihre jakobinischen Feinde ihnen zum Vorwurfe machten: Staatsmänner. Denn was sie unter Staat verstanden, war ein aus der griechischen und römischen Literatur ganz willkürlich abstrahirtes Phantom, ein Ideal von Republik, wie sie nie existirt hat und nie existiren wird. Abstraktoren und Wolkenwandler, kannten sie nicht ihre eigene Zeit und noch weniger ihr eigenes Volk: sonst hätten sie wissen müssen, daß eine französische Republik oder ein republikanisches Frankreich nichts ist als ein Widerspruch in sich selbst. Fremdlinge, wie bolzgerade aus Plutarchs vergleichenden Biographien herabgeschneite Fremdlinge waren sie vollends in diesem Paris, wo der heilige Jakob von seinem düsteren Tempel in der Rue Saint-Honoré aus seine

Pöbelherrschaft schon im Sommer von 1792 begründet und organisirt hatte. Während sie auf dem Quai der Seine wandelten, träumten sie sich an die Ufer des Ilissos und Eurotas, und während in den Spiel- und Unzuchthöhlen des Palais Royal die künftigen Mitglieder der September-Kommune schon ihre Proskriptionslisten entwarfen, glaubten sie für die Verwirklichung ihres Ideals von Republik zu arbeiten, wenn sie in der gesetzgebenden Nationalversammlung Reden hielten, wie etwa Perikles, Thrasybul und Timoleon solche gehalten haben könnten, und wenn sie dann Abends zur Erholung von ihren oratorischen Strapazen im antik-einfach gehaltenen Salon von Manon Roland, in welcher sie nicht ihre Aspasia, wohl aber ihre Diotima sahen und verehrten, sokratisch-heitere Symposien feierten. In Wahrheit, sie sind daran zu Grunde gegangen, daß sie wähnten, ein Stück Griechenthum, wie sie es verstanden, mitten in die moderne Welt, mitten in die moderne französische, mitten in die moderne französisch-parisische Welt hineinstellen zu können; gerade wie zur gleichen Zeit, nur in anderer Weise,

drüben in Deutschland ein hochgenialer Mensch, Friedrich Hölderlin, zu Grunde ging, weil er inmitten des Krähwinkelphilisterheims der deutschen Wirklichkeit von damals rastlos „das Land der Griechen mit der Seele suchte".

Wer sich in einen Revolutionsstrom wirft, muß mit demselben schwimmen oder wird von ihm verschlungen. Das Mitschwimmen darf aber kein nur streckenweites sein, es darf gar nicht aufhören. Als der in Saint-Just und Robespierre verkörperte Jakobinismus höchster Potenz das Mitschwimmen in dem durch die Zuflüsse aus den Kloaken des Vernunftgöttinnenkults und aus den Latrinen der Kommunisterei pestilenzifizirten Strome nicht mehr behaglich fand und innehalten wollte, wurde auch er in die Tiefe gerissen. Nachdem die Girondisten von ihrem Grundirrthum, von ihrem Wahnglauben an die Möglichkeit einer abstrakt-antiken, einer honetten, maßvollen und humanen Republik in Frankreich sich hatten verleiten lassen, zum Sturze der konstitutionellen Monarchie, die, weil eine Komödie, die passendste Staatsform für Franzosen sein

dürfte, mit den eigentlichen Revoluzern, mit den Jakobinern sich zu verbinden, durften sie nicht den kolossalen Fehler begehen, die ihnen wiederholt angebotene Bundeshand Dantons zurückzustoßen. Aber sie wollten seit dem September, als ihnen in Blutschrift geoffenbart worden, was ihre Landsleute unter „liberté, égalité et fraternité“ verständen, nicht mehr mitschwimmen und der wüthende Strom schlang sie hinab.

Nicht zu ihrer Unehre! Denn sie sind doch die echten Freunde der Freiheit gewesen, während ihre Mörder nur Sklaven waren, welche zeitweilig die Ketten gebrochen hatten, Sklaven der eigenen Eitelkeit, Herrschsucht oder Niedertracht. Die Zeit hat das unwidersprechlich herausgestellt. Keiner von den Girondisten, welche die Katastrophe vom 2. Juni 1793 überdauerten, ist seinen Grundsätzen, ist dem Glauben an sein Ideal untreu geworden; keiner hat seine Vergangenheit verleugnet, um desto bequemer in der Gegenwart seinen Vortheil verfolgen zu können: sie haben als irrende Menschen, aber als Männer von Ehre gelebt und sind auch als solche

gestorben. Was sind dagegen die Jakobiner und Terroristen, welche den Konvent und das Revolutionstribunal überlebten, zumeist geworden? Lumpe, Diebe und Wüstlinge der Direktorialzeit, Spione, Sbirren, Banditen und sonstige Knechte und Handlanger des bonaparte'schen Despotismus. Wie sind, um nur zwei Namen zu nennen, während eine ganze Namenreihe zu Gebote steht, — wie sind die beiden jakobinischen Bluthunde Fouché und Barère vor Napoleon gekrochen! Ganz natürlich; denn gemeinen Seelen macht es wenig Sorge, von einem Extrem ins andere hinüberzuspringen. Sie haben ja nie einen Anhauch jenes Schamgefühls empfunden, welches edlen Gemüthern verwehrt, auch nur die Gedankensünde eines Verraths an ihren Ueberzeugungen zu begehen.

Manon Roland hat zweifelsohne ihre schöne Hand mit an dem Handgriff des Staatssteuerruders gehabt, solange die Girondisten dasselbe hielten. Ja, Diotima war eigentlich der einzige Mann unter diesen anachronistischen Athenern, welche von ihr in der bescheidenen Miethwohnung in der Straße

Guénégaud, wo Frau Roland nach ihrer Wiederankunft in Paris im Februar 1791 zuerst wohnte, mit demselben Respekt Orakel empfingen, als ständen sie vor dem Dreifuß der Pythia zu Delphi. Schon vor Manons Ankunft in Paris war ihr Ruf als Patriotin und Politikerin dort festgestellt und zwar durch die Aufsätze, welche sie in den „Courrier de Lyon“ geschrieben hatte. Nachdem Roland Minister geworden, hatte er zwar das Portefeuille, aber für den Inhalt sorgte die Frau Ministerin. Ihre ministerliche Hauptthat war der berühmte Brief an den König vom 10. Juni 1792, dessen kurzer und strenger Sinn war: „Sire, handeln Sie strikt verfassungsgemäß oder Sie sind kaput!“ Der erste Entwurf zu diesem Sendschreiben datirt vom 19. Mai und beginnt mit den Worten: „Das Erste, was Ihnen Ihre Minister schulden, Sire, ist die Wahrheit.“ Doch wurde dieser Entwurf vom Ministerrath zu scharf gefunden und Manon ließ sich herbei, in einem zweiten Koncept die Spitzen ihrer Pfeile mit etwas Phrasenwolle zu umwickeln. Sie trafen aber doch schmerzlich, das

Phlegmasett des armen Ludwigs durchdringend. Am 12. Juni wurde das Ministerium fortgeschickt, acht Tage später machte der pariser Pöbel in den Tuilerien seine häßliche Aufwartung, um Monsieur und Madame Veto anzuzeigen, daß er nach sieben Wochen wiederkommen und dableiben werde. Roland wurde nach dem 10. August ins Ministerium zurückgerufen; aber das war ja nur eine leere Form. Denn mit dem Girondinismus, d. h. mit der honetten, gebildeten und gemäßigten Republik war es aus, bevor die Republik überhaupt proklamirt wurde. Der wirkliche Herr und Meister von Paris und folglich von Frankreich war schon im September von 1792 der jakobinische Pöbel der Hauptstadt, gegängelt von Fanatikern wie Robespierre und Marat und von Schurken wie Collot d'Herbois und Tallien.

Manon hat in ihren Denkwürdigkeiten über die Ereignisse der Jahre 1791 bis 1792 sich ausgesprochen, aber diese Darstellung erscheint schon als von der nachträglichen Reflexion angekränkelt. Viel unmittelbarer und frischer sind die Eindrücke jener

Ereignisse wiedergegeben in den Briefen, welche Frau Roland zur angegebenen Zeit aus Paris an ihren treuen Freund Bancal geschrieben hat, der sich damals in England befand. Der erste dieser pariser Briefe ist vom 7. März 1791 und Manon läßt sich darin also über die Nationalversammlung aus: „Wäre ich nicht schon Patriotin gewesen, ich wäre es durch den Besuch der Versammlung geworden, so klärlich offenbart sich die Falschheit der „Schwarzen". Ich hörte den schlauen und tückischen Maury, welcher nur ein talentvoller Sophist ist; den furchtbaren Cazalès, der oft als ein Redner, oft aber auch als ein Komödiant und Lautkläffer (aboyeur) erscheint; den lächerlichen d'Epresmenil, einen richtigen Seiltänzer, dessen Hohlköpfigkekt und Unverschämtheit nur zum lachen sind; den gewandten Mirabeau, mehr nach Beifall lüstern als auf das Gemeinwohl bedacht; die verführerischen Lameths, zu Idolen des Volkes geschaffen und leider auch zu Verführern desselben; den kleinen Barnave mit seiner dünnen Stimme und seinen dünnen Argumenten, kalt wie ein mit Schnee angemachter Kürbis.

Was soll ich weiter sagen? Die Versammlung ist schwach und schwächt sich immer mehr ab. Die Edelleute sind durch ihre Interessen verbunden, die Patrioten ohne rechten Zusammenhang. Doch hoffe ich, alles wird gut gehen, getrieben durch die Idee und die Kraft, welche alles angefangen hat." Etliche Tage darauf meldete sie dem Freunde, daß ihr der „wackere Brissot und seine liebenswürdige Frau" große Theilnahme abgewonnen hätten. Nach Mirabeau's Ableben schrieb sie: „Er haßte den Despotismus, unter welchem er ja selbst geseufzt hatte; er that mit dem Volke schön, weil er dessen Rechte kannte; aber er hat die Sache des Volkes dem Hofe verkauft, welchen verdorbene Menschen, die nach Macht streben, immer schonen und dem er sich nützlich zu machen verlangte, weil er Minister werden wollte. Hätte er länger gelebt, so würde er der Entlarvung nicht entgangen sein und wäre sein Ruf schon vor seinem Tode gebrandmarkt worden. Er starb noch auf dem Bette der Ehre, wenigstens in den Augen des gemeinen Haufens, und so war sein Tod ein Glücksfall für ihn." Am 27. April: „Lafayette büßt

Tag für Tag mehr von dem Vertrauen ein, welches man ihm geschenkt hatte. Er treibt dem Vergessenwerden oder dem Tode zu." Am 5. Mai beschwert sie sich über die „sentimens inconcevables de modération" mancher lauen Freiheitsfreunde. Ach, sie sollte sich nicht lange mehr über „unbegreifliche Mäßigung" zu beklagen haben, wohl aber sollte sie selber gar bald der fürchterlichen Verschuldung des Gemäßigtseins angeklagt werden. Sie sprach im Sommer von 1791, während sie Lafayette schon als Halunken bezeichnete („ce faquin de Lafayette", Br. v. 23. Juni), noch mit höchster Achtung von Robespierre („ce digne homme") und pries seine gewohnte Thatkraft („son énergie ordinaire"); ja sie beurtheilte sogar die „Excesse" Marats sehr gelinde, fast anerkennend. Bei Gelegenheit der Flucht der königlichen Familie schrieb sie am 22. Juni: „Diese Flucht ist keineswegs ein Unglück, wenn wir nämlich Verstand, Energie und Einigkeit besitzen. Die Volksmasse der Hauptstadt fühlt dies, denn die Masse ist gesund und urtheilt gerecht." Ob die Briefschreiberin wohl auch noch dieser Mei=

nung war, als dieselbe Volksmasse ihrer, der begeisterten Demokratin und Republikanerin, Hinrichtung zujauchzte? Im Juli verzweifelte Manon am Siege der Freiheit und sah eine tyrannische Reaktion hereinbrechen. Angesichts dieses Phantoms flüchtete sie sich in das Asyl, welches anständigen Menschen allzeit als das vorletzte offen steht, in die Resignation, und schrieb am 18. Juli an Bancal: „Man muß sich in die Zurückgezogenheit begraben und sich, so es möglich, mittels Uebung von häuslichen Tugenden über die öffentlichen Uebel trösten, welche auf uns wuchten. Bewahren wir aber wenigstens in der Zurückgezogenheit das heilige Feuer der Freiheit, suchen wir es zu nähren und in seiner ganzen Reinheit an eine glücklichere Generation zu überliefern.“ Der Ton der Briefe wird dann wieder hoffnungsvoller; aber nachdem sie „drinnen“, d. h. nachdem sie Ministerin geworden war, merkte sie bald, wie verteufelt unbequem beim Regieren die guten Freunde von ehemals werden, welche noch „draußen“ sind und doch ebenfalls drinnen sein möchten. Schon zu Ende Mai's von

1792 stieß Ma n dem Freunde gegenüber verzweifelte Hilferufe aus. „Ich fürchte nicht die Feinde — schrieb sie sodann am 30. August — denn ich habe meine Rechnung mit dem Leben abgeschlossen und verachte den Tod; aber ich fühle mich in der Hölle, wenn man nicht rasch und fest vorgeht und wenn man nicht gerecht und kräftig zuschlägt.“ Arme Manon, das „Zuschlagen“ war schon nicht mehr bei den Republikanern à la Plutarch, sondern bei dem Pöbel und seinen Häuptlingen und diese ließen es sofort, in den ersten Tagen und Nächten des Septembers, wahrlich nicht daran fehlen. In ihren Memoiren (I, 384) hat Frau Roland später ganz richtig bemerkt: „Die Schmeichler des Volkes übertreiben die Befürchtungen desselben und stacheln sein Mißtrauen; ewige Angeber, lieben sie es, Volksfeinde in allen zu erblicken, welche im Amte sind und nach deren Plätzen ihr Ehrgeiz und Eigennutz trachten.“ Die Pöbelherrschaft kehrte schon ihre wahre Seite heraus. Am 5. September meldete sie dem Freunde: „Wir sind unter dem Messer von Robespierre und Marat.“ Ein Jahr später,

am 28. August von 1793 schrieb sie im Kerker am Eingang des zweiten Kapitels ihrer Denkwürdigkeiten: „Frankreich ist nur noch eine große Blutbadbühne, eine blutdampfende Arena, in welcher seine eigenen Kinder sich gegenseitig zerfleischen.“

Und so war es. Die Allianz des Fanatismus mit der Gaunerei hatte, wie so oft in der Weltgeschichte, über Vernunft und selbstlose Begeisterung gesiegt. Der alte und immerwiederkehrende Kunstgriff der Ochlokraten, den faulen, lüderlichen und lärmenden Pöbel für das Volk auszugeben, denselben, so zu sagen, an die Stelle des wirklichen, des arbeitsamen, sparsamen und genügsamen Volkes zu taschenspielen, war hier im schamlosesten Stile zur Anwendung gekommen und vollkommen gelungen. Das wirkliche französische Volk verschwand hinter den in Karmagnole und rother Mütze sich spreizenden, gestikulirenden, stampfenden, brüllenden Pöbelhorden. Die Ochlokratie war fertig und die Blutraserei hob an.

6.

„Mit Lavendelwasser macht man keine Revolution.“ Ganz richtig! Aber mittels Tollkirschenwasser bringt man auch keine zum gedeihlichen Ziele. Die Leidenschaft ist gut, weil ohne sie eine rechte Kraftentwickelung gar nicht denkbar; aber wenn sie den Zügel, welcher Verstand heißt, abwirft, so ras't sie blind ins Blaue hinein und vertobt ihre Kraft in Gräueln und Kretinismen. Was hat im Grunde der „rothe“ Schrecken von 1792—93—94 bewirkt? Nichts, als daß er dem „weißen“ Schrecken von 1795—96—97 rief. „Nur die Todten kommen nicht wieder.“ Wohl! Aber dafür kommen Lebende hintendrein, Rächer. Der Terrorismus merkte gar nicht, daß doch trotz alledem jeder Kopf, den er abschlug, selbst der Kopf Marie Antoniette's, mit den emanzipativen Ideen des 18. Jahrhunderts gefüllt gewesen war, während die nachwachsenden Köpfe von romantisch-rückwärtsigem Dunste voll und vom Freiheitshasse trunken waren, weil sie gesehen, daß und

wie man aus dem Altar der Göttin eine Henkerbühne, einen blutüberströmten Opferstein für den neuen Huitzilopotchli „Terreur“ gemacht hatte.

Wer den unsäglich wüsten Schutthaufen erblickt hat, in welchen das Pöbelregiment der Schreckenszeit den französischen Staat, die französische Gesellschaft, die ganze intellektuelle und materielle Civilisation Frankreichs verwandelt hatte, der wird und kann sich nicht darüber verwundern, daß die Franzosen der eisernen Tyrannei des Verbrechers vom 18. Brumaire so willig sich unterwarfen. Sie hätten sich jedem unterworfen, welcher den skrupellosen Willen und die ausreichende Kraft besaß, den ungeheuren Schutt wegzuräumen und auf der leeren Stelle überhaupt wieder etwas aufzubauen[1]). Zer-

---

[1]) Weitaus das Beste, was über die Lage Frankreichs, wie der Terrorismus sie gemacht, geschrieben worden, hat Sybel geschrieben: das 1. Kapitel des 4. Bandes seiner „Geschichte der Revolutionszeit“ (1870), betitelt „Innerer Zustand Frankreichs“. Ein wahres Musterkapitel deutschen Fleißes und historischer Unparteilichkeit. Hier ist auf dem schmalen Raum von 46 Seiten der aktenmäßige Beweis erbracht, daß ich vollberechtigt war, im Texte von einem „unsäglich wüsten Schutthaufen“ zu sprechen.

stören wohl kann die Pöbelwirthschaft kraft der ihr innewohnenden rohen Kraft der Barbarei, aber aufbauen ist ein ander Ding. Dazu gehört Ordnung, Mannszucht, Wissenschaft, Kunst und vor allem Verstand, und dieser ist bekanntlich „stets bei wenigen nur gewesen“. Um so recht erkennen zu lernen, wie wenig tief- und durchgreifend civilisirend die blutschmutzige Ochlokratie gewirkt hat, zu welcher die Revolution sich verpöbelte, braucht man bloß den Kulturgrad, d. h. den Unkulturgrad der französischen Bauern von heute mit dem vor 1789 zu vergleichen. Es ist durchschnittlich ganz derselbe. Die verpfuschte Revolution hat es mit allen ihren Fortsetzungen und Wiederholungen nicht einmal so weit gebracht, das französische Volk lesen und schreiben zu lehren.

Das Empörendste an der pöbeligen Zerstörungswuth des Terrorismus war wohl ohne Frage das Wüthen gegen die Frauen. In dem Hinschlachten derselben lag eine brutale Feigheit, welche jeden ehrlichen Tropfen Mannesblut zu ingrimmigem Protest aufrufen muß. Damals hatten auch die Frauen leid-

voll zu erfahren, daß „man nicht ungestraft unter Palmen wandelt", d. h. in der Aetherregion der Ideale. Die Pöbelrohheit griff mit schmutziger Faust hinauf, holte sie herunter, spie ihnen Zoten ins Gesicht und stampfte sie unter die Füße.

Frau Roland wurde übrigens, wie uns der Schluß ihres Briefwechsels mit Bancal gezeigt hat, von ihrem Schicksal nicht überrascht. Was man von ihrem Gatten gesagt, daß er nämlich, zwischen die Alternative gestellt, mit den Jakobinern zu triumphiren oder mit den Girondisten unterzugehen, zu seiner Devise die Verse Condorcets:

„Ils m'ont dit: Choisis d'être oppresseur ou victime!
J'embrassai le malheur et leur laissai le crime" —

gewählt habe, das läßt sich in vollem Maße auch von Manon selbst sagen. Sie hatte ihre Partie ergriffen, ihre Rechnung mit dem Leben gemacht. Sie sah den Schlund des Verderbens vor ihr aufklaffen, aber sie blickte fest in die Todesschwärze desselben hinab und hielt es nicht der Mühe werth, zu fliehen. Sie hatte so schön geträumt von Freiheit, Gleichheit und Menschenbruderschaft und dem

Traume war ein schreckliches Erwachen zu dieser Wirklichkeit erfolgt, wo Baalspfaffen der Pöbeltyrannei ihre blutigen Opfermesser schwangen und von Branntwein und Unzucht berauschte Furien ihre höllischen Chortänze sprangen. Wozu da noch leben?

In Sainte-Pelagie schrieb sie ihre Erinnerungen nieder, um sich durch Beschäftigung mit der Vergangenheit über die trostlos-nichtswürdige Gegenwart hinwegzuheben. Die Machthaber des Tages, Herren und Knechte des Tyrannen Pöbel zugleich, waren aber doch in Verlegenheit, eine Anklage gegen die berühmte Patriotin zu formuliren. Es lag nicht der Schatten eines Scheins von Vorwand zu einer Prozedur gegen sie vor. Daher die fünfmonatliche Dauer ihrer Haft, bevor man weiter gegen sie vorfuhr. Endlich fand sich ein Vorwand. Unter den mit Beschlag belegten Papieren des Konventsdeputirten Duperret fand man Abschriften von mehreren Briefen Manons, worin sie ihrer Sympathie für die nach Caen geflüchteten Girondisten Ausdruck gab. Das reichte hin, Frau Roland in den Prozeß der Girondisten miteinzuwickeln, d. h. mitzumorden.

Der Mordherbst von 1793 war ja da. Am 16. Oktober führte der Todeskarren die Tochter Maria Theresia's nach dem Revolutionsplatz. Um 12 Uhr Mittags fiel der Königin stolzes Haupt, welches im Morgengrauen des Tages noch ungebeugt, ein Medusenhaupt der Verachtung, den Richtern des Revolutionstribunals sich entgegengekehrt hatte. Wenn ein Widerhall dieses Fallbeilschlags durch die Mauern von Sainte-Pelagie drang, welche Gefühle hat er wohl in Manons Seele aufgestürmt? Die Gefangene hatte Marie Antoniette als eine Feindin ihres Ideals gehaßt, aber jetzt? Jetzt war diese Feindin von ihren und ihrer Hasserin gemeinsamen Feinden erschlagen, welche ihre blutigen Fäuste auch schon nach der Gefangenen ausstreckten, die — das mußte sich die aufrichtige Seele Manons gestehen — nicht am wenigsten dazu beigetragen hatte, die „Oestreicherin" der Volkswuth als Verfolgungsobjekt zu signalisiren. Ach, vielleicht verzehrte sich am Abend des 16. Oktobers Frau Roland in bitterer Reue über den Gedanken, welchen die eigen-

wüchsigste deutsche Dichterin in die Mahnung gefaßt hat:

„Wirfst du den Stein, bedenke wohl,
Wie weit ihn deine Hand wird treiben!"

Citoyen Samson hatte entsetzlich viel zu thun in jenen Herbsttagen. Am 31. Oktober wurden Vergniaud, Brissot und ihre zwanzig Genossen von der Gironde zur Guillotine geschleppt, am 3. November blutet die arme Olympia de Gouges, am 4. Adam Lux, der Weltbürger aus Deutsch-Wolkenkukuksheim, weil er in heiligem Zorn und Erbarmen ein rächend Ehrenwort für die heldische Charlotte Corday gesprochen hatte; am 6. wird Orleans-Egalité guillotinirt, genau an derselben Stelle, von welcher aus sein Sohn, der „Bürgerkönig" Louis Philipp am 24. Februar von 1848 Nachmittags 1 Uhr durch eine „Revolution du mépris" in's Exil gefiakert wurde. Am 10. November steigt Manon Roland die Stufen zum Schaffot hinan, am 12. Bailly, am 17. Manuel, am 25. Lamarlière, am 29. Barnave.

Am Todestage ihrer Gesinnungsgenossen und

Freunde von der Gironde war Manon aus Sainte-Pelagie nach der „Vorhalle des Todes“, d. h. nach der Conciergerie gebracht worden, wo damals unter vielen anderen auch zwei Männer gefangen saßen, welche in ihren Denkwürdigkeiten werthvolle Zeugnisse über die Haltung Manons in den letzten Tagen und Stunden ihres Lebens abgelegt haben: Riousse und Beugnot, — letzterer nachmals ein Graf und Minister von Napoleons Mache, trotzdem jedoch ein glaubwürdiger Mann [1]). Beide sahen Frau Roland während ihres Aufenthalts in der Conciergerie täglich; denn weil alle Gefängnisse von Gefangenen strotzten, war es nicht möglich, den Verkehr derselben unter einander zu verhindern, und so war die Hausordnung innerhalb der Kerkermauern eine ziemlich laxe. Die Gefangenen begegneten sich während ihres alltäglichen Spazierganges in dem Hofraum, dessen Stelle bei schlechtem Wetter der große Korridor vertrat. Die Frauen und Mädchen, welche

[1]) Mémoires d'un détenu (par Riouffe), Par. 1801. Mémoires du comte Beugnot, ancien ministre. Publ. par le comte A. Beugnot, son petit-fils. Tom. 2. Par. 1866.

ja größtentheils den gebildeten Klassen angehörten — man mischte freilich grausam = absichtlich auch Straßendirnen der verworfensten Art unter sie — hielten selbst an diesem Orte des Schreckens, den man in der Regel nur verließ, um den Todeskarren zu besteigen, die Herrschaft des guten Tons und sogar der Mode aufrecht, soweit nur immer ihre Mittel reichten. So erschienen sie denn Morgens im frischesten Negligé, Mittags im Gesellschafts=anzug, Abends im reizenden Deshabillé. Die Herren putzten sich ebenfalls nach Möglichkeit her=aus und machten den Damen nach allen Regeln des Komplimentirbuches den Hof. Der Korridor und der Hofraum des düsteren Gefängnisses summten täglich von echtfranzösischer Causerie und Galanterie; man sah da schimmernde Büschel von Witzraketen steigen und hörte ganze Feuerwerke von pariser Esprit zischen und prasseln. Beugnot bemerkt aus=drücklich: „Ich bin überzeugt, daß zu dieser Zeit keine Promenade von Paris eine solche Vereinigung von zierlich gekleideten Frauen aufzuweisen hatte, wie der Hof der Conciergerie zur Mittagszeit sie

aufwies. Er glich fürwahr einem blühenden Blumenbeet, aber einem Blumenbeet mit eisernem Staket."

Unser so eben berufene Zeuge bekennt, daß er als der Konservative, welcher er war, eine Voreingenommenheit gegen Frau Roland gehegt habe, welches Gefühl aber sofort verschwand, als er sie persönlich kennen lernte. „Ihre Ankunft in der Conciergerie — erzählt er — war ein Ereigniß und ich war sehr neugierig, die Bekanntschaft dieser Frau zu machen, welche, 15 Monate zuvor noch unbekannt, in so kurzer Zeit so viele Freunde und noch viel mehr Feinde, eine ausgezeichnete Stellung, hohen Ruhm, Fesseln und den Tod sich erworben hatte." Beugnot zeichnet dann Manons Erscheinung also: — „Ihr Gesicht war nicht regelrecht schön, aber sehr wohlgefällig mit den schönen kastanienbraunen Haaren und den schöngeschlitzten braunen Augen. Sie war anmuthig von Wuchs und Formen und hatte sehr wohlgebildete Hände. Sie blickte ausdrucksvoll und selbst in der Ruhe hatte ihre Gestalt etwas Vornehmes und Edles. Selbst, wenn sie schwieg, merkte man ihr leicht an, daß

sie Geist besaß; aber keine andere Frau sprach mit solcher Reinheit und Grazie wie sie. Ihrer Kenntniß und Uebung der italischen Sprache verdankte sie die Gabe, der französischen einen ganz neuen Rhythmus und Tonfall zu geben, und sie erhöhte die Harmonie ihrer Stimme durch Gebärden voll Naturwahrheit und Anmuth und durch ihren seelenvollen Blick, dessen Feuer mit der Wärme des Gespräches zunahm. Mit diesen schon so seltenen natürlichen Gaben vereinigte sie viel gesunden Menschenverstand, sowie eine ausgebreitete Kenntniß der Literatur und der Nationalökonomie." Riouffe seinerseits entwirft von seiner Mitgefangenen dieses Bild: — „Obzwar des Looses, welches ihrer wartete, ganz gewiß, bewahrte sie doch eine vollkommene Fassung und Ruhe. Sie stand nicht mehr in der Blüthe ihrer Jahre, aber dennoch war ihre Erscheinung noch voll Reiz. Groß und von anmuthiger Gestalt, besaß sie ein sehr geistvolles Gesicht, über dessen natürliche Lebhaftigkeit das Unglück und die Kerkerluft einen Hauch von Schwermuth hingebreitet hatten. Sie trug in einem Körper von so

zu sagen höfischer Eleganz eine republikanische Seele. Etwas mehr, als sich gewöhnlich in Frauenaugen malt, funkelte aus ihren großen dunkeln Augen, welche voll Geist und zugleich voll Sanftmuth waren. Sie sprach am Hofgitter oft mit mir und zwar mit der Freiheit und dem Muth eines großen Mannes. Diese antik-republikanische Sprache im Munde einer schönen Französin, für welche das Schaffot bereits aufgeschlagen war, kam uns wie ein Wunder der Revolution vor. Aufmerksam lauschend reihten wir uns um sie im Kreise, übermannt von Verblüffung und Bewunderung zugleich. Ihr Gespräch war ernst, ohne kalt zu sein. Sie drückte sich mit einer Reinheit und einem Tonfall aus, welche ihre Sprache zu einer Musik machte, die zu vernehmen das Ohr nie müde wurde."

Man sieht, die ganze Persönlichkeit Manons, ihre Haltung, ihre Ausdrucksweise, alles entsprach vollständig der Hoheit ihrer Gedanken. Der Begeisterung für das Ideal und dem republikanischen Kredo blieb sie treu ohne Schwanken und Wanken. Weich wurde sie nur, wenn sie von ihrem Mann

und ihrer Tochter sprach; dann füllten Thränen ihre schönen und guten Augen und sie weinte, wie Eine weinen durfte, welche ihre Pflichten als Hausfrau, Gattin und Mutter so gewissenhaft erfüllt hatte wie sie.

Die Macht über Menschen, allzeit das Kennzeichen des Genius und auch dieser außerordentlichen Frau eigen, ist ihr noch im Kerker verblieben. Die von ihr bewohnte Zelle war ein Eden des Friedens inmitten dieser Gefängnißwüste. Selbst dem Auswurfe des weiblichen Geschlechtes, von welchem Auswurf ebenfalls hinlänglich viele Exemplare in der Conciergerie vorhanden waren, sogar Gassennymphen und Taschendiebinnen zwang Manon Hochachtung ab und zwar durch ihre bloße Erscheinung, durch ein tröstendes Wort oder einen strafenden Blick. Erschien sie im Hofraum, so sahen diese Elenden zu ihr empor wie zu einer Schutzgottheit, während sie dagegen die gleichzeitig und am gleichen Orte der Guillotine entgegenharrende Dubarry, des infamen fünfzehnten Ludwigs letzte und infamste Haupt- und Staatsmaitresse, völlig und sehr grob-

schlächtig als Ihresgleichen behandelten, obzwar das Schandweib die vornehmste Miene aufzusetzen versuchte.

7.

Auf den 10. November war Manon vor das Revolutionstribunal berufen.

Sie hatte sich darauf, d. h. auf ihren Tod, ernst und umsichtig vorbereitet, nachdem sie von ihrem anfänglichen Entschlusse, der Guillotine mittels Giftes, das sie bei sich trug, zuvorzukommen, abgewichen war, weil ein edler Stolz ihr nicht erlaubte, sich so aus dem Leben wegzustehlen [1]). Eine Regung wohlverzeihlicher Eitelkeit mochte auch dabei mitunterlaufen: sie wollte ihren Feinden zeigen, daß sie den ihr dargereichten Kelch der Bitterniß zu leeren ver-

[1]) Sie hatte den Gedanken des Selbstmordes aus Mutterliebe gefaßt. Denn weil die Hinterlassenschaft der vom Revolutionstribunal Ermordeten dem Fiskus verfiel, wollte sie selber sich tödten, um dadurch das kleine Vermögen, welches sie hinterließ, ihrer Tochter zu sichern.

möchte, ohne daß ihr die Hand zitterte oder der Mund versagte.

Fest war auch ihre Hand, als sie die Zeilen niederschrieb, welche sie „Meine letzten Gedanken“ betitelte und worin sie ihrem Gatten, ihrem Kinde und ihren Freunden Lebewohl sagte. Es spricht daraus eine mannhafte Fassung, aber auch die Zärtlichkeit einer Frau und vom vollen Schwung dieser auserwählten Seele zeugen die Schlußworte: „Lebt wohl, Kind, Gatte, Freunde! Lebe wohl, o Sonne, deren Stralen den Frohmuth in meine Seele gossen, wie sie dieselbe zum Himmel zurückriefen. Lebt wohl, ihr einsamen Fluren, deren Anblick so oft und so tief mich erregt hat. Lebt wohl, ihr friedlichen Stübchen, wo ich meinen Geist mit der Wahrheit genährt, meine Phantasie durch das Studium gezügelt und in der Stille des Nachdenkens meinen Sinnen gebieten und die Eitelkeit verachten gelernt habe.“

Einer der muthigsten Männer jener Zeit, der Advokat Chauveau-Lagarde, welcher auch Charlotte Corday, Marie Antoniette und die Girondisten ver-

theidigt hatte, erbat es sich als eine Ehre, vor dem Revolutionstribunal der Anwalt von Manon Roland sein zu dürfen. Sie schien seinem Wunsche sich zu fügen; aber ihre Hochherzigkeit ließ es nicht zu, daß er durch die Vertheidigung einer ja doch schon zum voraus Verurtheilten sich selbst in Gefahr brächte. Am Abend des 9. November unterhielt sich der brave Advokat bis in die Nacht hinein mit seiner Klientin über die Vertheidigungsmittel, als der Schließer kam, Herrn Chauveau-Lagarde zu benachrichtigen, daß er sich entfernen müßte, weil die Thore geschlossen würden. Da stand Frau Roland auf, zog einen Ring vom Finger und reichte ihn schweigend dem Advokaten. Dieser errieth augenblicklich, was Manon damit sagen wollte. „Madame — rief er aufgeregt — wir werden uns ja morgen sehen!" — „Morgen? Morgen werde ich nicht mehr sein. Ich kenne das Loos, das meiner harrt. Ihre Rathschläge sind mir theuer, aber sie könnten für Sie selbst traurige Folgen haben und das hieße Sie verderben ohne mich zu retten. Soll ich den Schmerz erleben, das Verderben eines Ehren-

tannes herbeigeführt zu haben? Kommen Sie
torgen nicht vor Gericht! Ich würde Ihren Bei=
and zurückweisen. Aber nehmen Sie diesen Ring,
en einzigen Beweis von Dankbarkeit, welchen ich
ihnen bieten kann. Morgen werde ich nicht mehr
in!“

Gleich nach ihrer Ueberführung in die Concier=
erie hatte Frau Roland ein Verhör bestanden,
essen Verlauf die ganze Nichtigkeit und Schänd=
chkeit der gegen sie erhobenen Beschuldigungen
arthat. Der Verhörrichter, welcher dem Geist und
em Unschuldbewußtsein der Gefangenen gegenüber
ne ganz klägliche Rolle spielte, hatte wüthend das
ierhör abgebrochen. In der Nacht, welche diesem
ierhöre folgte, setzte sich Manon hin und schrieb
iren berühmten „Entwurf einer Vertheidigung vor
em Tribunal“. Er wurde nicht vorgebracht. Wahr=
heinlich ließ es die Verachtung, welche die Ver=
ısserin für ihre Richter hegte, nicht zu. Aber
eses Schriftstück ist ein geistiges Grabdenkmal,
ie kein zweites eine Frau jemals sich selber auf=
erichtet hat, dauernder als Marmor und Erz.

In diesem großartigen Testament richtet sich ein edles Selbstgefühl mit echtem Pathos gegen ein grausames Schicksal auf, um einen Protest abzugeben, den die Mischung von Entrüstung und Resignation nur um so ergreifender macht. „Ich weiß, daß in Zeiten der Revolution das Gesetz wie die Gerechtigkeit selbst häufig vergessen wird, und der Beweis dafür ist, daß ich mich hier, im Kerker, befinde. Ich habe die gegen mich angehobene Verfolgung nur den Vorurtheilen, den leidenschaftlichen Gehässigkeiten auf Rechnung zu setzen, welche in großen Aufregungen sich entwickeln und gewöhnlich an solchen ausgelassen werden, die irgendeine vorragende Stellung eingenommen haben oder deren Charakterfestigkeit man fürchtet. Es wäre meinem Muthe nicht schwer gefallen, durch freiwilligen Tod der Verurtheilung, welche ich vorhersehe, mich zu entziehen; aber ich habe geglaubt, daß es zukömmlicher sei, diese Verurtheilung über mich ergehen zu lassen. Ich habe geglaubt, meinem Lande dieses Beispiel schuldig zu sein; ich habe geglaubt, die Tyrannei mit der Infamie belasten zu müssen, eine

Frau hingeschlachtet zu haben, deren ganzes Verbrechen in einigen Talenten bestand, auf welche sie sich nie etwas zu gute that, sowie in einem begeisterten Eifer für das Wohl der Menschheit und endlich in dem Muthe, ihren unglücklichen Freunden die Treue zu bewahren und, selbst mit Gefährdung des Lebens, der Tugend die gebührende Huldigung darzubringen. Seelen, welchen einige Größe innewohnt, wissen sich selbst zu vergessen; sie fühlen, daß sie der ganzen Menschheit angehören, und ihr Blick ist auf die Zukunft gerichtet (elles sentent qu'elles se doivent à l'espèce entière, et elles ne s'envisagent que dans la postérité). Ich bin die Frau des tugendhaften und verfolgten Roland, ich war befreundet mit Männern, welche durch die Verblendung und den Haß eifersüchtiger Mittelmäßigkeit geächtet und gemordet worden sind. Es ist nothwendig, daß auch ich zu Grunde gehe, weil es der Tyrannei eigen, diejenigen hinzuopfern, welche sie gewaltsam unterdrückt hat, und auch die Zeugen ihrer Brutalität verschwinden zu machen. In dieser doppelten Eigenschaft schuldet ihr mir den Tod und

ich erwarte ihn! Wenn die Unschuld, verurtheilt vom Irrthum und von der Ruchlosigkeit, die Henkerbühne beschreitet, so ist das ihr Weg zum Ruhme. Möchte ich doch das letzte Opfer der Wuth des Parteigeistes sein! Mit Freuden würde ich dann diese unglückliche Erde verlassen, welche die Guten verschlingt und sich tränkt mit dem Blute der Gerechten ...."

Unser Zeuge Beugnot sah Manon Roland zur Stunde, als sie im Begriffe war, am 10. November vor das Revolutionstribunal zu treten. Er hatte es übernommen, eine Bestellung von Clavières an sie auszurichten, und paßte einen dazu geeigneten Moment ab. Er fand sie an dem Gitter, welches den Korridor abschloß, wo sie wartete, bis der Greffier ihren Namen rief.

Sie war Beugnots Schilderung zufolge mit ausgesuchter Sorgfalt angezogen („avec une sorte de recherche"). Sie trug ein weißes Musselinkleid mit Spitzenbesatz und durch einen schwarzen Sammetgürtel zusammengehalten. Dazu eine Hutmütze von einfacher Eleganz, unter welcher ihre schönen Haare

hervorquollen und auf die Schultern niederfielen. Ihr Gesicht zeigte eine ungewöhnliche Belebtheit und ein Lächeln war auf ihren Lippen. Mit der linken Hand hielt sie die Schleppe ihres Kleides, während sie die rechte einer Schar von Frauen überließ, welche sich herbeidrängten, diese Hand zu drücken und zu küssen. Solche unter ihnen, welche die ganze Bedeutung dieses Auftrittes zu ermessen verstanden, schluchzten laut. Manon benahm sich gegen alle mit herzlicher Güte. Sie versprach ihnen kein Wiedersehen, sie sagte auch nicht, daß sie zum Tode ginge, sondern sie richtete an ihre Schicksalsgefährtinnen Worte rührender Mahnung, sie auffordernd, Frieden, Muth, Hoffnung, alle die Tugenden zu pflegen, welche das Unglück schmücken. Der alte Schließer Fontenay öffnete weinend das Gitter und Beugnot näherte sich rasch der Frau Roland, um die ihm aufgetragene Bestellung auszurichten. Sie antwortete ihm gefaßten Tons und wollte noch etwas hinzufügen, als ihr Name gerufen wurde. Im Hinaustreten gab sie Beugnot flüchtig die Hand und sagte: „Leben Sie wohl, mein Herr. Wir

haben uns manchmal gezankt, machen wir jetzt Frieden: es ist Zeit.“ Als sie aber, die Augen erhebend, bemerkte, daß er nur mühsam seine Thränen verhielt, sprach sie tiefergriffen-nachdrucksam „Muth!“ und verschwand.

Manons Haltung vor dem erbarmungslosen, den Befehlen ochlokratischer Wuth blind und schamlos gehorchenden Tribunal war so, wie sie ihr ziemte. Damit ist alles gesagt. Fouquier-Tinville haspelte sein schon stereotyp gewordenes Anklagephrasengespinnst ab von der „abscheulichen Verschwörung gegen die Einheit und Untheilbarkeit der Republik und gegen die Freiheit und Sicherheit des französischen Volkes,“ an welcher Verschwörung auch Frau Roland als Gattin ihres Mannes und Freundin der Girondisten betheiligt gewesen sei. Von einem wirklichen Beweisverfahren war natürlich gar keine Rede und die ganze Prozedur nur eine traurige Posse. Schön war die bescheidene Antwort, welche Manon auf die Frage gab, ob sie die Staatsschriften ihres Mannes verfaßt hätte: — „Ich habe meinem Gatten niemals Ideen zu leihen gebraucht,

aber er konnte sich manchmal meiner Feder bedienen (mais il a pu quelquefois employer ma main)." Als ihr das Todesurtheil gesprochen war, beugte sie für einen Augenblick das Haupt. Dann richtete sie sich hochauf und sprach: „Ihr erachtet mich für würdig, das Loos der großen Männer zu theilen, welche ihr ermordet habt: wohlan, ich werde trachten, mit demselben Muthe, welchen sie bewiesen haben, das Schaffot zu besteigen."

Und so that sie. Noch an demselben Tage. Der Pöbel heulte wie gewohnt um den Karren her, auf welchem Manon mit ihren Unglücksgefährten zum Revolutionsplatze fuhr und überschüttete die hochsinnigste Frau und beste Patriotin Frankreichs mit Flüchen und Zoten. Sie setzte auch dieser Marter die ruhige Fassung einer großen Seele entgegen. Auf demselben Brette mit ihr saß Lamarche, gewesener Direktor der republikanischen Assignatenfabrik. Frau Roland glaubte, am Fuße des rothen Gerüstes angelangt, zu bemerken, daß ihr Nachbar weniger fest sei als wünschbar und daß seine Nerven dem schrecklichen Schauspiel, welches anhob, auf die

Dauer nicht gewachsen sein möchten. Eine Regung von himmlischem Erbarmen machte sie daher zu ihm sagen: „Steigen sie zuerst hinauf, mein Freund; Sie könnten es ja doch nicht ertragen, mich sterben zu sehen.“ Sie setzte ihren gütigen Willen durch, indem der Henker, welcher Einwendungen machte, ihren Worten: „Ei, mein Herr, Sie werden doch einer Frau ihren letzten Wunsch nicht abschlagen?“ nachgab. Als Sie selbst die acherontische Treppe emporstieg, warf sie einen Blick auf die nebenan aufragende gipserne Kolossalstatue der Freiheit und sagte: „Oh Freiheit, wie hat man dir mitgespielt!“ Das war ihr letztes Wort [1]).

Das tragische Nachspiel zu ihrer Ermordung hatte sie selber prophezeit, als sie eines Tages in der Conciergerie gegen Beugnot äußerte: „Die Gleichgiltigkeit, die Kälte, womit die Franzosen die

---

[1]) Nach einer anderen Lesart lautete dasselbe bekanntlich: „Oh Freiheit, welche Verbrechen begeht man in deinem Namen!“ Die im Texte gegebene Lesart erscheint mir als die natürlichere, als ein so recht unwillkürlicher Ausruf, hervorgepreßt durch den Anblick der vom Koth und Rauch und Blut verschmutzten Gipsernen.

Schreckensherrschaft sich gefallen lassen, erregen mein Erstaunen. Wäre ich frei und man schleppte meinen Mann zum Blutgerüst, ich würde mich am Fuße desselben erdolchen und ich bin auch überzeugt, daß Roland, wenn er meinen Tod erfährt, sich das Herz durchbohren wird."

Und so that er, der nach der Aechtung der Girondisten in dem Hause treuer Freunde in der Nähe von Rouen ein sicheres Asyl gefunden hatte. Kaum aber war ihm die Kunde vom Tode seiner Frau geworden, als er ohne ein Wort zu sagen seine Zufluchtsstätte verließ und im Morgengrauen des 15. Novembers auf der Straße nach Paris fortwanderte. In der Nähe von Baudouin angelangt, bog er in einen Seitenweg ein, setzte sich am Wegrande nieder, zog die Klinge seines Stockdegens, stemmte sie gegen den Stamm eines Apfelbaumes und durchbohrte sich damit das Herz. Auf einem Blatt Papier, das man bei dem Todten fand, stand von seiner Hand geschrieben: „Nicht die Furcht, sondern die Entrüstung machte mich mein Asyl verlassen, sowie ich die Hinschlachtung meiner

Frau erfahren hatte. Ich wollte nicht länger auf dieser von Verbrechen besudelten Erde verweilen." Echtes Pathos, mächtig quillendes Gefühl war doch in diesen Männern und Frauen der Revolution, das ist sicher! Sie täuschten sich, wenn sie wähnten, leben zu können wie antike Republikaner und Republikanerinnen; aber sie verstanden wenigstens wie solche zu sterben. In der Geschichte vom Ausgange Rolands und seiner Frau ist ein Ton, der an Pätus und Arria gemahnt und von Portia, von Thrasea flüstert.

Keine Heroine des Alterthums, keine Märtyrerin des Urchristenthums, keine Heldin der Gewissensfreiheit zur Inquisitionszeit konnte hochsinniger empfinden als Manon Roland und niemals war die Macht des Wortes einer Sibylle oder Prophetin in höherem Maße gegeben als dieser Blutzeugin gegen die Pöbelherrschaft. Ja, sie war eine Seherin und als solche hat sie in ihrem Testament, in jener nicht gehaltenen Vertheidigungsrede diese Worte erhabener Prophezeiung gesprochen: — „Die Freiheit? Sie ist für stolze Seelen, welche den Tod ver-

achten. Sie ist nicht für die Schwächlinge, die mit dem Verbrechen paktiren, indem sie ihre Selbstsucht und Feigheit für Klugheit ausgeben. Sie ist auch nicht für verdorbene Leute, welche sich vom Lotterbette der Ausschweifung oder aus dem Kothe des Elends erheben, um sich in dem Blute zu baden, das von Schaffoten strömt. Sie ist für ein besonnenes Volk, welches die Menschlichkeit liebt, die Gerechtigkeit pflegt, seine Schmeichler verachtet, seine wahren Freunde kennt und die Wahrheit hochhält. So lange ihr nicht ein solches Volk sein werdet, oh meine Mitbürger, werdet ihr vergebens von Freiheit reden! Ihr werdet bloß die Frechheit haben, die Willkür, welcher ihr, jeder zu seiner Zeit zum Opfer fallen werdet. Ihr werdet Brot verlangen, aber man wird euch Leichen geben und schließlich werdet ihr immer wieder Sklaven sein!"

War das nicht hochherrlich-prophetisch gesprochen? Wie trifft da jedes Wort, jeder Buchstabe! Nicht allein das Frankreich von 1793, sondern ebensosehr das von 1799, von 1848, von 1851, von 1870

und 1871. Ist nicht die ganze neuere und neueste Geschichte der Franzosen nur die von Sklaven, welche zeitweise ihre Ketten zerbrechen, um eine Orgie der Frechheit durchzurasen und sodann im Rauschschlafe sich wieder fesseln zu lassen? So war es, so ist es und so wird es sein, so lange dieses sonst so vielbegabte Volk nur Augen hat für die Oberfläche der Erscheinungen, so lange ihm das Wahrheitsgefühl und der Gerechtigkeitsinn abgeht und es nicht versteht und nicht verstehen will, daß der Dienst der Freiheit keine blendende Phrase ist, sondern eine strenge Pflicht.

Ein Dichter des Weltleids.

Ἀμφιμέλας.
Homeros.

Es ist halt nichts!
Lenau.

1.

Nichts ist verkehrter und ungerechter, als den philosophischen, poetischen und politischen Pessimismus mit der Blasirtheit zusammenzuwerfen oder jenen aus dieser abzuleiten.

Pessimismus ist tiefes Gefühl, Blasirtheit ist Fühllosigkeit; jener ist hochsittlich, diese tiefunsittlich. Der Pessimist legt den Maßstab des sittlichen Ideals an die Erscheinungen der Welt und gewinnt die Ueberzeugung von der Nichtigkeit derselben, weil die Wirklichkeit nicht nur der Idee nirgends entspricht, sondern auch derselben häufig geradezu widerspricht. Die Blasirtheit dagegen weiß von Idealen gar nicht, sondern nur von der eigenen Oede und Leere. Sie hebt mit selbstsüchtiger Genußsucht an und hört mit dem Ueberdruß der Impotenz auf; sie bleibt als „Phlegma", als „Kaput

mortuum" des vulgären Materialismus zurück, nachdem sich dessen „Spiritus", die egoistische Lustgier, verflüchtigt hat. Der Pessimist ist „von der Menschheit ganzem Jammer angefaßt", der Blasirte nur von der eigenen Katzenjämmerlichkeit. Der Blasirte ist faul, der Pessimist thätig; jener feig, dieser tapfer. Nichts kann dem Pessimisten verächtlicher sein als die gefrorene Gleichgültigkeit des Blasirten; denn der Pessimismus ist ganz wesentlich Leidenschaft, heißer Wunsch und Wille, das Elend des Daseins zu mildern und die Schäden der Gesellschaft zu bessern. Er weiß sehr wohl, daß all sein Bemühen in letzter Linie eitel ist, weil die Welt von dem Fluche der vier großen Uebel Geburt, Krankheit, Alter und Tod mit allen daraus entspringenden Schmerzen nicht erlöst werden kann; aber er läßt darum doch nicht ab von seinen Lebens- und Leidensbrüdern. Er verzichtet allerdings von vornherein darauf, das Weltweh aufzuheben, weil ihm bewußt ist, daß dies unmöglich; aber er arbeitet mit Ernst, Eifer und Enthusiasmus, dieses Weh seinen Mitmenschen wenigstens erträglicher zu

machen, und wenn er bei seiner durchaus selbstlosen Arbeit weit mehr nur negativ-kritisch als positiv-schaffend zu verfahren vermag, so ist zu beherzigen, daß es immerhin auch kein geringes Verdienst, die Lüge und den Unsinn immer und überall zu verneinen und mittels Zerstörung aller Dummheitschranken und Götzentempel für die Entwickelung freien Raum und offene Bahn zu schaffen.

So verstand, übte und predigte den Pessimismus schon vor zwei Dutzend von Jahrhunderten der Prophet, welcher demselben zuerst Religionsform gegeben hat, der hochherzige Prinz von Kapilavastu, Sakjamuni, den seine Jünger verehrungsvoll den Buddha genannt haben, d. i. den Wissenden, gerade wie sein Bruder im Geiste, der Rabbi Jesus von Nazaret, von seinen Jüngern Christos, d. i. der Gesalbte, der Auserwählte, genannt wurde. Beide Heilande sind von einer und derselben Wurzel ausgegangen, vom fühlenden und thätigen Weltschmerz, von dem innigen Mitleid und Erbarmen mit ihren Menschenbrüdern, und beide haben das Evangelium von der Erlösung,

d. h. von der Nichtigkeit der Welt, ganz vorzugsweise den „Mühsäligen und Beladenen“ gebracht. Die echtbuddhistische und die echtchristliche Sittenlehre stimmen bekanntlich überein, häufig sogar im Wortlaute; nur ist jene die ältere. Auch die Tröstungen und Verheißungen Sakjamuni’s und Jesu sind im Grunde dieselben und der „Himmel“ des letzteren ähnelt bei näherem Zusehen gar sehr dem „Nirvana“ des ersteren. Buddha hat aber das Problem der Weltverneinung folgerichtiger gelöst als Christus, mit einer Konsequenz der Abstraktion, welche sondergleichen dasteht. Um dieser Folgerichtigkeit willen hat man, wie bekannt, dem Buddhismus — es ist immer der ursprüngliche gemeint — die religiöse Bedeutung überhaupt absprechen wollen, aber mit Unrecht. Allerdings ist die „beseligende Lehre vom Nirvana“ ohne Gott, weil ihre Gottheit nur die Nichtigkeit; allein der Buddhismus ist trotzdem religiös, weil er sittlich ist, und er ist sittlich, weil der echte Buddhist mit heldisch-großartiger Selbstverleugnung sein ganzes Sein und Wesen einer Idee darbringt. Mit der ganzen Energie

seiner sittlichen Kraft faßte Buddha die Thatsache des Weltleids, des Menschheitweh's an. Er rang mit ihr auf Leben und Tod und in diesem Ringen, den letzten Grund einer solchen Welt zu begreifen, schoß wie ein Blitz in seiner Seele die Offenbarung auf: die Welt ist nur eine Schaumblase, aus dem Ozean des Ewig-Einen, des Nirvana, wie eine Lotosblume aus dem Wasser emporgestiegen, um nach flüchtigem Scheindasein zu platzen, wieder ins Urnichts zurückzusinken und spurlos zu verschwinden.

Was für ungeheure Wirkungen der Buddhismus auf Ostasien geübt hat, weiß jedermann. Freilich, wenn Sakjamuni heute wiederkäme und einem buddhistischen Gottesdienste in Siam, in Birma, in Tibet, in China, in der Mongolei anwohnte, würde es ihm gerade so ergehen, wie es dem Rabbi Jesus erginge, wenn dieser heute wiederkäme und einem Hochamt im Sankt Peter oder einer „Festandacht-verehrung" der schwarzen Muttergottes zu Mariä-Einsiedeln oder einem orthodoxen Kanzelgekreisch in Berlin oder einem „spiritistischen Camp-Meeting" in Nordamerika anwohnte. Was ist denn das?

würde der eine wie der andere fragen und beide würden höchlich verblüfft sein, wenn man jenem sagte: das ist Buddhismus — und diesem: das ist Christenthum. Fragten sie dann weiter und erführen nach und nach, was hüben und drüben das Bonzenthum aus der buddhistischen wie aus der christlichen Idee für eine Wirklichkeit gemacht hat, so würde oder könnte, falls Erstaunen und Ekel sie überhaupt zum Sprechen kommen ließen, jeder von den beiden in die Worte ausbrechen, welche Göthe in seinem herrlichen Ahasverus-Fragment dem wiederkommenden Christus in den Mund gelegt hat: —

„Wo ist das Licht,
Das hell von meinem Wort entbronnen?
Weh! und ich seh' den Faden nicht,
Den ich so rein vom Himmel 'rab gesponnen.
Wo haben sich die Zeugen hingewandt,
Die treu aus meinem Blut entsprungen?
Und, ach, wohin der Geist, den ich gesandt?
Sein Weh'n, ich fühl's, ist all verklungen!"

Ein Nirvanahauch geht durch die Geisterwelt der Zeiten und weht hörbar in allen erhabensten Schöpfungen des Menschengenius. Natürlich! Alle wahrhaft genialen Menschen sind ja Pessimisten

gewesen, vom Dichter des „Hiob“ bis zu dem des „Lear“, vom Schöpfer des „Prometheus“ bis zu dem des „Parzival“, bis zu dem des „Inferno“, bis zu dem des „Kain“, bis zu dem des „Buches der Lieder“. Es ist die albernste Oberflächlichkeit von der Welt, zu sagen, das Hellenenthum sei vom Weltschmerz freigewesen. Les't Hesiod, Theognis, Sophokles, Platon und erinnert euch, welch wehmüthig Bild vom Menschenleben selbst beim jugendlich-naiven Homer sich findet. Und war das zornige Lachen des Aristophanes weniger pessimistisch als das der Väter des Gargantua, des Don Quijote, des Gulliver und des Tartuffe? Es ist dieselbe Weltleids-Inspiration, welche dem Baruch Spinoza seine Ethik und dem Immanuel Kant seine Kritik der reinen Vernunft diktirte, welche Lessing die Emilia Galotti, Göthe den Faust und Schiller den Wallenstein schaffen machte. Der Weltwehton,, welcher in dem „Dies irae“ des Thomas von Celano dröhnt und in den asketischen Hymnen des Bernhard von Clairvaux zittert, läßt sich auch aus den akademischen Sentenzen von Racine's

Athalie heraushören. Merkwürdig zu sehen ist, wie die brahmanisch-buddhistische Nichtslehre auf die islamische Welt eingewirkt hat. Die persische Literatur macht dies klar. Ueber ihre größte Hervorbringung, über Firdusi's Schahname ist ein Schleier erhaben-pessimistischer Trauer hingebreitet; die sufistische Mystik des Dschelaleddin schraubt sich zu ausgelassener Fröhlichkeit hinauf, um dem Nichtigkeitbewußtsein zu entfliehen; selbst Hafis, der wein- und küssetrunkene Sänger der Weltlust, wurde nicht selten von der fahlen Ahnung angeblaßt, daß im Grunde diese Lust nichtig sei ganz und gar, und so ließ er die Mahnung ausgehen:

„Hoffe nicht, daß ihr Versprechen
Dir die Welt, die falsche, halte!
Eine Braut von tausend Freiern
Ist sie, diese schnöde Alte."

Pessimismus ist Reife und Resignation, Optimismus ist Jugend und Hoffnung. Der jugendliche Glückseligkeitstrieb des Menschen hat in seiner Erscheinungsform als optimistische Phantasie nie gerastet, die düstere Thatsache des Weltweh's hinter den farbenbunten Vorspiegelungen einer erfabelten

Weltwonne verschwinden zu machen. Größte Dichter haben diesem Bemühen ihr Genie zur Verfügung gestellt: Wolfram von Eschenbach, Dante, Göthe. Aber was ist dabei herausgekommen, wenn der erste die Weltschmerzfahrten seines Parzival zur Erlangung des Gralkönigthums führen läßt, wenn der zweite seinem Inferno ein Paradiso gegenüberstellt und wenn der dritte seinen irrenden, weil strebenden Faust handelnd-büssen, d. h. „strebend sich bemühen" und dadurch erlös't" werden läßt — was ist dabei herausgekommen? Nichts, als der ohnmächtig-phantastische Versuch, des Erdenleides Wirklichkeit in Himmelssehnsucht zu verflüchtigen und das reale Weh mittels der Kinderklapper idealer Wonne zu schweigen und zu schwichtigen.

Auch die Religionsdichtung hat sich große Mühe gegeben, über den eisigen „Horror Vacui", welchen Nirvana als der Anfang und das Ende aller Dinge aushaucht, hinwegzukommen. Die germanische Bibel, die Edda, läßt ihre weissagende Völa singen, daß am Ende der Tage aus dem grauenvollen Trümmersturz der Götterdämmerung und des Weltbrandes

eine junge schöne Erde auferstehen und der Goldsal auf Gimils Höhen Götter und Helden zu wonnesamem neuem Leben vereinigen werde. Noch tröstlicher lautet, wie jedermann weiß, die Verheißung der iranischen Bibel, des Avesta, von den letzten Dingen, indem ihr zufolge alle irdischen Zeitdissonanzen schließlich in eine himmlische Ewigkeitharmonie sich auflösen werden. Das Gedicht von Ormuzd und Ahriman, von ihrem Weltkampf und ihrer schließlichen Versöhnung, ist die großartigste Schöpfung der religiösen Phantasie, die erhabenste aller Dichtungen und zugleich die sittlichste. Dem Zarathustra mag in den Hochgebirgswildnissen von Baktrien die erste Idee dazu aufgegangen sein, aber die Jahrhunderte haben daran gedichtet, wie an der Ilias, wie an den eddischen Gesängen, wie am Nibelungenlied, dessen Katastrophe ja auch wie ein Widerhall des Ragnarökmythus rauscht und tos't. Der Grundgedanke des Ormuzdglaubens, welcher in Firdusi's Heldenbuch wiedergeboren wurde, hat auf das Christenthum wie auf den Islam bedeutsam herübergewirkt, aber

in diesen beiden Religionen nur eine mangelhafte Ausbildung gefunden. Die christliche Versöhnungsidee ist hinter der zoroastrischen, welche am Ende der Tage das Dunkel im Lichte, das Böse im Guten spurlos aufgehen und selbst den Teufel selig werden läßt, weit zurückgeblieben. Wie gemein, wie bösartig scheinen dem iranischen Dogma von der schließlichen Weltverklärung und Universalharmonie die christlichen Dogmen von der Gnadenwahl und Verdammniß und von der Ewigkeit der Höllenstrafen gegenüberzustehen!

Aber freilich, das Verklärungsfinale des wunderbaren altpersischen Lichtgedichtes ist, genau angehört, doch auch nur ein schmeichelndes Wiegenlied, das dem zersetzenden Verstande, dem bohrenden Zweifel nicht standhält. Es ist ja nur *ein* ganzes und vollkommenes Glück denkbar, die absolute Ruhe, d. i. der Tod. Wo Leben ist, da ist Unruhe und Streit, und mit der Universalharmonie ormuzdischer Allseligkeit ist es nichts, weil die Harmonie, um als solche zu erscheinen, die Dissonanz zur unumgänglich-gegensätzlichen Voraussetzung hat. Das

Christenthum hat also mit seinem pessimistisch-ewigen Gegensatz von Himmel und Hölle das Wesen von Mensch und Welt doch tiefer gefaßt als der optimistische Ormuzdglaube. Dieser vermochte sich auch nur in Form einer Karikatur seiner echten Gestalt zu erhalten, während die Nirvana-Lehre aus allen zeitweiligen Verdunkelungen stets wieder zu ihrer ganzen Klarheit, Reinheit, Strenge und Majestät sich emporhob und emporhebt, — so, wie sie auch im Mittelalter jener persische Poet kannte, welcher in seiner Bearbeitung der Fabeln Bidpai's, in den „Anwari Soheili" gepredigt hat:

„Hast einer Welt Besitz du dir gewonnen,
Sei nicht erfreut darüber — es ist nichts!
Und ist dir einer Welt Besitz zerronnen,
Sei nicht im Leid darüber — es ist nichts!
Vorüber geh'n die Schmerzen wie die Wonnen,
Geh' an der Welt vorüber — es ist nichts!"

2.

„Es ist halt nichts!" [1])

So veröstreicherte in unseren Tagen ein deutsch-

[1]) Schlußvers von Lenau's Ballade „Der Raubschütz".

österreichischer Dichter den Weltschmerzkehrreim des alten Orientalen, Nikolaus Lenau, ein Dichter, welcher unter den vielen berufenen unseres Jahrhunderts zu den wenigen auserwählten gehört.

Seit dem Hingange Göthe's, des größten Lyrikers der Weltliteratur, sind nur drei Lyriker ersten Ranges aufgestanden auf Erden: Byron, Heine und Lenau — alle drei Pessimisten, alle drei Propheten des Nirvana, alle drei Elegiker des Weltleids, aber doch jeder wiederum eigenartig auf sich gestellt. Byron der pessimistische Lord, Heine der pessimistische Jude, Lenau der pessimistische Oesterreicher — schon diese Bezeichnungen markiren scharfe Sonderungslinien zwischen den Dreien. Lenau thürmt Gewitterwolken, Heine blitzt Witze, Byron donnert Flüche. Der Lord ist ein wiedergeborener Aeschylos, der Jude ein verjüngter Voltaire, der Oesterreicher ein moderner Wolfram. An Phantasiemacht und Gestaltungskraft überflügelt der Engländer die beiden Deutschen weit, aber Heine übertrifft ihn an Humorfrische und Witzbeschwingung, Lenau an Natursinn und Gefühlstiefe. Alle drei

sind ganz wesentlich lyrisch, welcher Formen sie auch sich bedienen mögen, und alle drei sind Dichter von Apollons Gnaden. [1])

Nikolaus Franz von Niembsch-Strehlenau ist am 13. August von 1802 geboren zu Csatad, einem Dorfe des temischer Banats, wo sein Vater ein

---

[1]) Weil sie das sind, ist ihnen auch das Seherische, das Prophetische eigen und ich ergreife gerne die Gelegenheit, zu konstatiren, daß namentlich der „frivole“ Heine eine vollpulsirende Ader vom Propheten in sich trug, gerade wie sein Vorgänger Voltaire. Um dieses zu erkennen und anzuerkennen, braucht man bloß Heine's unter dem Titel „Lutetia“ zusammengestellten pariser Briefe aus den Jahren 1840—43 wiederzulesen. Sie sind voll prophetischer Zukunftsblicke. So schrieb der Dichter am 11. Dezember 1841: „Die zerstörenden Doktrinen haben in Frankreich zu sehr die unteren Klassen ergriffen. Es handelt sich nicht mehr um Gleichheit der Rechte, sondern um Gleichheit des Genusses auf dieser Erde, und es gibt in Paris etwa 400,000 rohe Fäuste, welche nur des Losungswortes harren, um die Idee der absoluten Gleichheit zu verwirklichen, die in ihren rohen Köpfen brütet. Von mehreren Seiten hört man, der Krieg sei ein gutes Ableitungsmittel gegen solchen Zerstörungsstoff. Aber hieße das nicht Satan durch Beelzebub beschwören? Der Krieg würde nur die Katastrophe beschleunigen.“ Und am 19. Dezember desselben Jahres: „Steht die Kolonne auf der Place Vendome ganz fest? Nein, hier in Frankreich steht

königlich-ungrischer Amtschreiber war [1]). Die Familie stammt aus der Stadt Strehlen in Schlesien und zählte dort zu den patrizischen. Augustin von Niembz, Nimbsch oder Niembsch, dessen Vater preußischer Zöllner zu Strehlen gewesen, trat in östreichische Soldatendienste, war im Jahre 1745 Unterleutnant bei einem Infanterieregiment und starb 1789 als Oberstleutnant in Wien. Sein Sohn Joseph, der

nichts ganz fest. Schon einmal hat der Sturm das Kapital, den eisernen Kapitalmann von der Spitze der Vendomesäule herabgerissen, und im Falle die Kommunisten an's Regiment kämen, dürfte wohl zum zweitenmale dasselbe sich ereignen, wenn nicht gar die radikale Gleichheitsraserei die Säule selbst zu Boden reißt, damit auch dieses Denkmal und Sinnbild der Ruhmsucht von der Erde schwinde. Kein Mensch und kein Menschenwerk soll mehr über ein bestimmtes Kommunalmaß emporragen." War das nicht prophetisch gesprochen? Haben wir die Erfüllung dieser Weissagungen nicht miterlebt? In seinem Briefe vom 12. Juli 1842 stimmte Heine unter „gewaltigem Herzbeben" eine Prophetenklage an über die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich. Er hat richtig vorgefühlt.

[1]) Das biographische Material zum vorliegenden Aufsatz ist zumeist entnommen aus „Lenau's Leben" von seinem Schwestermanne A. X. Schurz, 2 Bde. 1855. Diese treffliche Arbeit theilt einen wahren Schatz von Briefen des Dichters mit.

sich Baron von Nimtsch schrieb, entwickelte sich vom Kadetten zum tapferen Kürassierrittmeister, welcher als Halbinvalide im Jahre 1795 zur Montirungskommission nach Ofen in Ungarn versetzt wurde. Josephs Sohn Franz war erst Dragonerkadett, dann, wie gemeldet, Amtschreiber und, mildestens gesagt, ein Leichtfuß sein Lebenlang. Uebrigens ein verteufelt hübscher Junge, den Mädchen wohlgefällig im höchsten Grade. Auch die arme schöne schwarzäugige Therese Maigraber, wohlhabender Bürgerleute Tochter in Pesth, fing Feuer für den „schönen Niembsch", wie der Thunichtgut allgemein hieß. Allzuheißes Feuer und allzurasches. Denn der Hochzeit, welche nach heftigem Widerstreben der Eltern des Leichtfußes und nach noch heftigerem der verwittibten Mutter Therese's am 6. August 1799 stattfand, folgte schon am 22. Tage später das erste Kindbett. Es kam ein zweites, welches für unsern noch ungeborenen Dichter ein großes Glück zu Tage förderte, nämlich seine Schwester Therese, eine Musterschwester, welche gesegnet sei um all der Liebe willen, so sie ihrem Bruder „Niki" erwiesen hat.

Der arme Niki hatte das Weltleid, dessen Dichter er werden sollte, schon zu spüren, bevor er noch das Licht der Welt erblickte. Auf den Ungeborenen warf durch das leidenschaftlich=bewegte und schmerz=voll=zuckende Herz seiner Mutter hindurch des Vaters wüster Wandel einen Wehschatten. Während Therese den Sohn trug, mußte sie mit eigenen Augen sehen, wie ihr Mann die letzten Reste ihrer Mitgift mit Spielern und Dirnen verjubelte. Während sie, ihrer dritten Niederkunft nahe, in Thränen aufgelöſ't am Sterbebette ihres älteren Töchterleins saß, wurde sie von zwei Spielgesellen ihres lüderlichen Gatten überfallen, welche ihr eine Verbürgung für eine von jenem kontrahirte Spielschuld abpreßten. Da kann es nicht wundernehmen, wenn der Dichter jenen Keim der Schwermuth ins Dasein mit=brachte, der am Ende zum Wahnsinn auswuchs und welcher ihn schon in seinen glücklicheren Tagen sagen ließ:

„Du geleitest mich durch's Leben,
Sinnende Melancholie!
Mag mein Stern sich stralend heben,
Mag er sinken — weichest nie!“

Nach der Geburt ihres Sohnes mußte Therese mit ihren Kindern eine Zuflucht bei ihrer Mutter suchen, während der „schöne" Niembsch in Wien herumschwindelte, so lange es gehen wollte. Sein im Jahre 1807 erfolgter Tod erlös'te die Familie von ihm. Die Wittwe hatte harte Jahre der Arbeit und Entbehrung durchzumachen, da sie die Einladung, zu den Eltern ihres Mannes nach Brünn zu ziehen, aus Muttereifersucht ausgeschlagen hatte. Später fiel ihr von mütterlicher Seite noch eine artige Erbschaft zu. Ihr Trost und ihr Stolz war ihr Niki, der allerdings schon in frühen Knabenjahren vorragende Fähigkeiten und dabei ein weit über sein Alter gehendes ernstes und sinnendes Wesen zeigte. Von seinen reichen Gaben fanden zuerst die musikalischen eine methodische Ausbildung: er lernte die Geige und die Guitarre spielen, die letztere frühzeitig auch meistern, während er die größere Sprödigkeit der ersteren erst später zu beherrschen verstand. Seine knäbische Leidenschaft war der Verkehr mit Singvögeln: es zwitscherte drinnen in ihm etwas Wahlverwandtes, die flaum-

haarig-unflügge Poesie, die noch keinen artikulirten Ausdruck zu finden vermochte, noch nicht zu singen verstand, aber doch schon freudvoll und leidvoll pfiff. Das ist wörtlich zu nehmen, denn unser Niklas wurde ein virtuosischer Pfeifer, mit seinen Knabenlippen das, was sie noch nicht zu sagen wußten, zu melodischem Tönen formend. Auch anderweitig suchte der unflügge Singvogel in ihm leise die unfertigen Flügel zu regen, um sich himmelan zu schwingen. Auf den Luftwellen kirchlicher Gebete nämlich, welche der Kleine mit Inbrunst herzusagen pflegte. Er ahmte auch, wie das bei phantasiebegabten Knaben katholischer Familien so häufig vorkommt, die priesterlichen Verrichtungen nach, predigte von einer Bank herab, daß seiner Mutter und seiner alten Wärterin, der treuen Schwäbin Walburg, „die hellen Thränen über die Wangen rollten," las vor einem als Altar dienenden Stuhle Messe, wobei ihm Schwester Resi ministrirte, und trug in der Kirche selber als Ministrant Meßbuch und Rauchfaß. Aber mitten durch diese Glut kindlicher Andacht ging mitunter schon ein skeptisch-kalter

Windstoß, in der Seele des Knaben „sehr hoffärtige“ Gedanken anblasend [1]).

Die Mutter hatte, vornehmlich um dem Sohne die Mittel einer besseren Erziehung zu gewinnen, im Jahre 1811 sich entschlossen, eine zweite Ehe einzugehen und zwar mit dem Arzte Karl Vogel. Alle Anerbieten der Eltern ihres ersten Gatten, die Kinder desselben zu sich zu nehmen, wies sie

[1]) Die Erinnerung daran ließ den Dichter seinem Faust diese Verse in den Mund legen:

„Als ich ein frischer Knabe war
Und einst dem Priester am Altar
Die Meß' bedient' als Ministrant,
In seine Formeln stimmend ein
Mit unverstandenem Latein,
Das von den Lippen mir gerannt
Wie's Bächlein über Kiesel geht,
Der vom Gemurmel nichts versteht;
Als ich das Glöcklein schellt' und lustig schwenkte
Das rauchende Thuribulum:
Da schien dem Knaben plötzlich alles krumm;
Mein Herz ein stolzer Aerger kränkte,
Daß ich dem Gottesbild zu Füßen
Hab' knie'n und opferrauchen müssen.
Mir schien's an meinem Werthe Spott,
Daß ich nicht lieber selbst ein Gott.“

mit leidenschaftlicher Beharrlichkeit zurück. Nicht zum Vortheil der Schulbildung ihres Sohnes, in welche durch die Unstätheit und den Aufenthaltswechsel der Familie etwas Fragmentarisches kam. Im Jahre 1816 übersiedelte Doktor Vogel mit den Seinigen nach Tokai und hier, in der üppigen Theißlandschaft, ist Niklas vom Knaben zum Jüngling emporgeschossen. Nicht allzu hoch, denn sein Wuchs, schmächtig und zierlich, ging nie über Mittelgröße. Das Magyarenland drückte der Körperlichkeit des Dichters ein Gepräge auf, das haften blieb. Der charaktervolle Schnitt und die olivenblasse Farbe des Gesichts, das Schwarz des Haares und des Schnurrbartes, das große dunkle Auge, dessen melancholisches Feuer war wie das des Blitzes, welcher durch die Wetterwolke schimmert, — das alles machte die Erscheinung Lenau's in seinen Mannesjahren zur ungrischen. Die deutsche Seele in ihm kam aber sofort zum Vorschein, wenn er den Mund aufthat, um sein treuherzig Oestreichisch-Deutsch zu sprechen. Uebrigens hat Ungarn, wie auf die Persönlichkeit des Dichters, so auch auf die

Klangfarbe seiner Poesie höchst bedeutend eingewirkt. Es ist Pusztenhauch darin und das Rauschen der Karpathenbergwälder. Sie läßt uns, den ungrischen Steppen gleich, in duftverlorene Fernen hineinblicken, aber auch in den bunten Völkermischmasch, welcher auf ungrischer Erde sich tummelt. Sie gleicht der einsamen Haide in der schwermüthigen Pracht einer Sommernacht, wann ihre Myriaden von Thauthränen im aus ziehenden Wolken lächelnden Mondlichte funkeln, und sie hüllt ihr süßes Feuer in die Falten düsterer Resignation, wie die feurige Traube von Tokai hinter ihren dunkeln Blättern sich birgt.

Der Aufenthalt in Tokai währte nicht lange, immerhin aber lange genug, um des werdenden Dichters Geist mit jenem eigenartigen Fassen und Verstehen des Naturlebens zu füllen, welche einen der Hauptreize oder gar den Hauptreiz seiner Poesie ausmachen. Lenau's brüderlicher Biograph hat dafür den Ausdruck „Naturseligkeit“ gebraucht, aber die Richtigkeit desselben ist stark anzuzweifeln. Wohl lebte der Dichter mit der Natur in innigster Vertrautheit, allein in seine Liebe mischte sich mitunter

ein plötzliches Grauen und Grausen. Die Hoch-
geliebte kehrte ihm dann ein unheimlich-verzerrtes
Antlitz zu und es mochte ihm dabei zu Muthe sein
wie dem Faust Göthe's in der Walburgisnacht, als
der jungen schönen Hexe, mit welcher er tanzte,
plötzlich ein rothes Mäuschen aus dem Munde
sprang. Jean Paul ist ein Naturseliger gewesen;
Lenau dagegen dürfte eher ein Naturbesessener
genannt werden, insofern ihm die Natur mehr ihre
geheimnißvolle Nachtseite als ihre freudige Tagseite
zukehrte und der Dichter in seiner lyrischen Sym-
bolik insbesondere das dämonische Walten der Natur-
mächte zur Anschauung oder, richtiger gesagt, zum
Gefühle gebracht hat.

Mit der Hoffnung der Familie, in Tokai eine
ersprießliche Stätte zu finden, war es nichts. Schon
nach Jahresfrist kehrte Frau Therese mit ihren fünf
Kindern erster und zweiter Ehe nach Pesth zurück,
um ein Häuschen, das mehr eine Hütte war, am
Fuße des ofener Festungsberges zu beziehen und
den „Kampf um's Dasein" auf eigene Hand zu
führen. Eine resolute Frau voll Feuer, Muth und

Arbeitskraft, wie es nicht allzu viele gibt; aber auch voll Eigensinn, wie es viele gibt. Niklas studirte am Gymnasium, ein armer, sehr armer Student; denn Armuth war die beständige, bittere Entbehrung die häufige Gästin in dem Häuschen unterhalb der alten Burg, um deren Besitz Deutsche, Magyaren und Türken so oft gerungen hatten. Der Keim der Schwermuth in des jungen Dichters Brust hatte Zeit und Trieb, zu wachsen. Es fehlte auch nicht an dem scharfen Thau des Zweifels, das Wachsthum zu fördern. Niklas besuchte zuweilen, ach, aus sehr beweglichen Gründen, seinen Oheim Sebastian Mihitsch, einen pensionirten Hussarenoffizier, der in Alt-Ofen haus'te, und nächtigte wohl auch bei demselben. Der alte Hussar sprach mit dem Neffen ungrisches Latein, las ihm aus Voltaire vor und suchte ihn „aufzuklären“. Waren dann die beiden nach in die Nacht hinein verlängertem Disputiren zu Bette gegangen, konnte der Alte den Jungen um Mitternacht wieder wecken mit der Frage: „Schläfst du?“ — „Nein, Herr Onkel.“ — „Attamen deus non est!“ Trotzdem blieb Lenau noch etliche Jahre

lang ein fester Christ. An seiner Mutter hing er mit derselben leidenschaftlichen Liebe, mit welcher sie an ihrem „einzig geliebten Niki" gehangen hat. Es war in der mütterlichen Zärtlichkeit dieser Frau etwas von dem wilden Affekt und von der trotzigen Ausschließlichkeit der Mutterliebe einer Adlerin.

Endlich jedoch wußte die, welche Eisen bricht, diesen Muttertrotz zwar nicht zu brechen, aber doch zu biegen, die Noth. Sollte Niklas seine Studien fortsetzen, so durfte die zu wiederholten malen angebotene und abgelehnte Hilfe der Großeltern, welche jetzt in Stockerau wohnten, nicht länger zurückgewiesen werden. Die Mutter fand sich in eine zeitweilige Trennung von dem Sohne und ging mit ihren übrigen Kindern nach Tokai zurück, während Niki auf großväterliche Kosten zu Ostern 1819 nach Wien kam, um „in das erste Jahr der Philosophie" einzutreten. Die höheren Schulanstalten in dem französisch und metternichig von Deutschland abgemauerten Oestreich waren damals noch ganz auf mittelalterlich-scholastischem Fuße eingerichtet, mit welcher Einrichtung dann das von deutschen Hoch-

schulen her durch die chinesische Gränzmauer sickernde Studentenwesen mitunter hart zusammenstieß. Lenau scheint anfänglich recht fleißig gewesen zu sein. Wenigstens meldete er im Frühjahr von 1820 der Mutter: „Ich habe Samstag den 11. März aus dem schwersten Studio, der Philosophie, Prüfung gemacht und bin unter 240 Mitschülern am besten bestanden.“ Einer der Kommilitonen des „blassen, dunkelhaarigen, schon damals düster schauenden Niembsch“, der nachmalige Poet Johann Gabriel Seidl deutet dagegen an, daß „die Philosophie“, deren Studium damals in Wien „noch ein Triennium ausfüllte“, unserem Niki nicht für lange Befriedigung gewährt haben mag. „Er war nicht Student wie wir übrigen, die wir einen praktischen Lebenszweck vor Augen hatten und daher mit gewissenhafter Aengstlichkeit innerhalb der ausgesteckten Gränzen uns bewegten, sondern mehr als Liebhaber oder als Gast, der nur das, was ihm eben mundet, mit vollen Zügen schlürft und alles, was ihn anekelt, mit unverholenem Mißbehagen beiseite schiebt. Daher kam es auch, daß er in die vorgeschriebenen

Formen, die seinem unruhigen Geist eine beengende Fessel waren, sich nicht zu fügen wußte und bald da bald dort anstieß." Ach ja, da und dort! Die Nachtigall mit den Adlerfängen, die in Lenau's Seele mälig flügge ward, mochte es schon jetzt fühlen, daß ihr die Käfigwände des damaligen Oestreichs zu niedrig und zu enge waren.

Im Sommer von 1820 ließ, so zu sagen, Frau Sälde einen Zipfel ihres Gewandes flüchtig vor den Augen des achtzehnjährigen Jünglings flattern, indem sie ihm Die zeigte, welche nachmals die hohe Wonne und das tiefe Weh seines Lebens geworden ist. Beim Vorübergehen am Gartensale einer Villa „auf der Landstraße" erblickte er hinter den Fensterscheiben ein elfjähriges Mädchen, welches sich die schönen langen braunen Haare strälte, das Töchterlein des Hofraths X. Die Kleine sah sich nicht um und bemerkte nicht, daß die dunkeln Augen des „düsteren Sinners" bewundernd auf ihr ruhten. Erst dreizehn volle Jahre später sahen sich die beiden zum erstenmal ins Antlitz und einander in die Augen, um von dieser Begegnung das „süße

Weh" und die „sehnende Noth" der „wuocher-haften minne" mithinwegzunehmen — zu spät für beide! Sie durfte ihm nur noch Freundin sein, aber auch als solche war sie die Sonne, welche seinen Pfad erhellte. Vielleicht war es die Erinnerung an jene erste flüchtige Erscheinung der Geliebten am Gartensalfenster, welche unseren Dichter später ausrufen ließ:

„O Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein räthselhaft geborner
Und, kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick!"

Zum Jahresschluß von 1820 erlebte Niki im großelterlichen Hause zu Stockerau eine fröhliche Weihnacht. Ihm brachte sein mehr und mehr der Meisterschaft sich näherndes Geigenspiel das lebhafte Wohlgefallen des Großvaters ein und seine geliebte Schwester Resi gewann ihm durch ihre stillschweigende Verlobung mit Anton Schurz einen Schwager, dessen Treue jede Probe bestanden hat. Auch kam aus der wiener Hofkanzlei ein Diplom daher, kraft dessen Niki in aller Form ein Edelmann wurde. Kaiser Franz hatte nämlich den alten

Oberst Niembsch in den Adelstand des Kaiserstaats erhoben und durfte sich selbiger Oberst jetzt „Edler von Strehlenau“ schreiben. Die Großmutter meinte freilich achselzuckend, die Niembsche brauchten nicht erst geadelt zu werden, maßen sie es schon von Uralters her gewesen. Ihr Enkel hat später bekanntlich vom „Prädikat“ Strehlenau die zwei letzten Silben abgetrennt und zu einem Namen gemacht, der höheren Adel bedeutete und bedeutet, als alle Kaiser und Könige jemals zu verleihen vermochten und vermögen. Die Großmutter hielt übrigens darauf, daß der Enkel allseitig sich „perfektionire“. Im Mai von 1821 schrieb sie an ihre Schwiegertochter: „Der Franz ist brav und hat seine Atteſtaten recht schön. Jetzt lernt er reiten und fechten auch dabei. Alles muß er lernen, was zur Bildung gehört.“

In derselben Zeit tauchen etliche undeutliche Spuren auf, daß der neunzehnjährige Student nicht nur gewöhnliche Pferde ritt, sondern auch, im Rokokostil zu reden, den Pegasus zu besteigen versuchte. Es scheint fast, daß ihn sein Kamerad

und Schwager in spe Schurz, welcher das besagte mythologische Thier schon verschiedenemale erklettert hatte, durch sein Beispiel reizte und ermunterte, und sicher ist, daß die jammerfälige Aesthetik, welche damals ein Oestreicher sich in Oestreich anzueignen vermochte, den noch ganz unselbstständig umhertastenden und dreintappenden Jüngling auf ein schlechtestes Muster hinwies, auf die Schauertrauerspiele des römischen Bombastikers Seneka, von denen zu vermuthen steht, daß sie eigentlich ein Marktschreier in Verbindung mit einem Metzger verfertigt habe. Wie wenig noch Lenau damals den lyrischen Gott in ihm fühlte und kannte, erhellt daraus, daß er sich zuerst als Dramatiker versuchte. Er soll eine senekaisirende Tragödie, er soll auch gleichzeitig ein Lustspiel geschrieben haben. Von jener ist nicht einmal der Name erhalten — kein Schaden! — dieses hieß, wie Lenau später seiner schwäbischen Freundin Emma Niendorf erzählte, „Die Hochzeit in Ungarn“, ist aber ebenfalls verschollen. Charakteristisch äußerte der Dichter bei der eben berührten Gelegenheit, daß er sich als

Student auch bei einem Liebhabertheater betheiligt habe, aber — „ich hätte immer gerne nur eine Rolle gespielt: den Verrina im Fiesko".

Auch ein junges, hübsches, aber „auch leider sonst nichts als hübsches" Mädchen, Namens Bertha, taucht in der Studentenepoche unseres Dichters etwas nebelhaft auf, obzwar uns angedeutet wird, daß die Beziehungen Lenau's zu dieser Schönen nicht gerade nebelhaft und von üblem Einfluß auf die ohnehin schon von Natur große Düsterniß seines Gemüthes gewesen seien. Nun, man nehme tausend Studentenliebschaften und man wird finden, daß es von 999 heißen kann: Der Wahn ist oft ziemlich lang, aber die Reue allzeit noch viel länger. Im Jahre 1822 finden wir den Dichter als Hörer an der Akademie zu Preßburg: er war auf den Einfall gekommen, ungrisches-Recht zu studiren. Der Aufenthalt in der genannten Stadt ist aber nur erwähnungswerth, weil während desselben allem Anschein nach Lenau's erste Lieder entstanden sind. Es gehörte zu denselben auch die oben mitgetheilte vierzeilige „Frage", welche unter diesen ersten

Versuchen als der weitaus originellste hervorzuheben ist.

Wenn auch erst undeutlich, so kündigte sich doch schon in dieser Vierzeile die Eigenart der lenau'schen Poesie an: die vollharmonische Verschmelzung der Stimmungslyrik mit der Gedankenlyrik.

Es gibt große Lyriker, welche diese Harmonie niemals zu erreichen wußten. Nehmen wir z. B. Rückert, welcher die ganze lyrische Themenskala mit unendlichen Variationen durchgespielt hat, stets geistvoll, formschön, virtuosisch. Bei näherem Zusehen erkennt man jedoch, daß bei ihm Bild und Gedanke sehr selten oder gar nie völlig sich decken und daß die Stimmung erst gesucht werden muß, um die schon gegebene Form damit zu füllen. Rückerts glücklichste Hervorbringungen sind immer nur Gedankentexte, zu welchen, so zu sagen, der Dichter die Stimmungsmelodieen erst setzen mußte. Selbst sein seelenvollstes Gedicht, „Die sterbende Blume“, kann diesen Zwiespalt nicht ganz überwinden. Bei Lenau dagegen wird der Gedanke aus der Stimmung herausgeboren wie die Blume aus der Knospe, deren Blätterhülle

mit der Blüthe ein untrennbares Ganzes ausmacht. Oder auch kann man sagen: in der lenau'schen Lyrik ist die Stimmung der Springquellstral, welcher auf seiner Spitze mühelos die Goldkugel des Gedankens trägt . . . .

In dem Artikel Studentika that Lenau nicht viel. Nur einmal betrank er sich und dieser Rausch, welchen er mit einer Halsentzündung schwer zu büssen hatte, war und blieb der einzige in seinem ganzen Leben. Dagegen war er ein flotter Reiter, der manchen wilden Ritt durch die ungarischen Pußten machte. Dort hat er die Farben und Töne in sich gesogen, aus denen er nachmals seine originellen „Haidebilder" formte, welche in die deutsche Lyrik ganz neue Horizonte brachten. Sein Studiren wandelte freilich wunderliche Zickzackwege, die zu keinem Ziele führten, was man nämlich in der Sprache solider Bürgerlichkeit ein Berufziel zu nennen pflegt. Von der preßburger Juristenakademie ging der Unruhvolle im Jahre 1822 weg, um in Ungarisch-Altenburg den Landbau zu lernen. Im März des folgenden Jahres sattelte er wieder um und ging

nach Wien, um er wußte selber nicht was zu studiren. Dieses unstäte Um- und Abspringen erbosete die „Alte“ höchlich, die steifnackige Großmutter, von welcher unser ewiger Student seit des Großvaters Tod abhängig war; aber was half da Erbosung? Der Herr Enkel war bis zum Jahre 1826 Hörer der Rechte, worauf er, um in die Studenterei wieder mal Abwechselung zu bringen, Hörer der Heilkunde wurde. Die deutlichste Spur seiner medizinischen Studien findet sich in seinem „Faust“ [1]). Gewiß hat sich Lenau auf den ver-

[1]) In der Scene zwischen Faust und Wagner im anatomischen Theater. Jener sagt:

„Wenn diese Leiche lachen könnte, traun!
Sie würde plötzlich ein Gelächter schlagen,
Daß wir sie so zerschneiden und beschau'n,
Daß wir die Todten um das Leben fragen.
Mein Freund, das plumpe Messer tappt vergebens
Verlassnen Spuren nach des flücht'gen Lebens.
Längst ist das scheue Wild auf und davon;
Es setzte flüchtig durch den Acheron.“

Der gelehrte Philister Wagner meint, nachdem Faust weiter geäußert, das Loos des Forschers als eines „blödgeäfften Thoren“ sei zu verfluchen:

„Mir aber dünkt das stille Loos des Weisen
Vor jedem andern glücklich und zu preisen;

schiedenen Gebieten des Wissens, die er mehr oder weniger flüchtig durchstreifte, eine ganz hübsche Summe von Kenntnissen eingesammelt; zu gründlicher Aneignung des wissenschaftlichen Stoffes jedoch hat er es nirgends gebracht, wenn man nicht etwa seine gediegene Kenntniß der lateinischen Sprache ausnehmen will. Seine wissenschaftliche Zerfahrenheit hat auch auf sein Dichten mitunter störsam eingewirkt; denn auch als Dichter sprang er nicht selten aus einem Extrem ins andere. Man beachte z. B. seinen zeitweiligen Rückfall in die christliche Orthodoxie, wie solchen der „Savonarola“ signalisirt. Lenau hatte zum Gelehrten nicht das Zeug. Vielleicht hatte er es zum Hussaren, was er in seinen Jünglingsjahren einmal werden wollte. Wenigstens glüht ein hellkriegerisches Feuer nicht allein in seinen prächtigen „Hussarenliedern“, sondern in

---

> Und schreiten wir auch ferne noch vom Ziel,
> So wissen wir des Wahren doch schon viel —“

worauf ihn Faust abtrumpft:

> „Du weißt nicht mehr vom Leben als das Vieh
> Trotz deiner sämmtlichen Anatomie.“

vielen seiner Gedichte; vor allen in dem herrlichen Romanzenkranz „Ziska“. Noch in späteren Jahren blickte er in seinem Liede vom „Pechvogel“ mit Reue darauf zurück, daß er in der Jugend nicht zum Säbel gegriffen hatte [1]).

Während der acht Jahre von 1823—31 wienerte sich Lenau ganz ein in der schönen Donaustadt, welche damals die Glanzzeit ihres phäakischen Wohllebens durchschmaus'te und durchtanzte. Aber Wien war bei alledem doch nicht so ganz ein „Kapua der Geister“, wie der ernste Grillparzer,

---

[1]) „Drei Dinge hätt' ich gern vollbracht:
Gestanden einmal in der Schlacht,
Ein holdes Weib als Braut umschlungen,
Ein Söhnlein froh im Arm geschwungen.“

Doch schlägt ihm die Skepsis sogleich in den Nacken und er fährt fort:

„Drei Wünsche blieben mir versagt,
Doch sei's mit keinem Hauch beklagt;
Das Glück, mir feindlich allerwegen,
Hätt' sie gewendet zu drei Schlägen.“

„Mich hätt', eh' ich den Ruhm geschmeckt,
Die erste Kugel hingestreckt,
Nachdem mein Söhnlein mir gestorben,
Mein Weib treulos mir's Bett verdorben.“

dessen „Hero", nebenbei gesagt, den Vergleich mit Shakspeare's Julia nicht zu scheuen hat, es dafür hielt und schalt. Es gab da ein gewisses „Silbernes Kaffeehaus" in der Plankengasse, wo nicht nur getrunken und geraucht, nicht nur Schach und Billard gespielt wurde, sondern auch ein heranreifendes Kämpfergeschlecht seine zornigen Gedanken austauschte und sich in muthigen Entschlüssen kräftigte. In diesem Kreise, wo sich junge Männer wie Anton Auersperg (Anastasius Grün) und Eduard Bauernfeld mit Lenau begegneten, waren „höchst konfiscirliche" Ideen gäng und gäbe; freilich nur, wenn die Stürmer und Dränger Jung-Oestreichs unter sich waren. Schade, daß der Kaiser Franz, dieser absonderliche Mischmasch von Heuchelei, Grausamkeit, Sohlleder und Wienerdeutsch, nicht vorhersehen konnte, daß sich unter den Schach- und Billardspielern im silbernen Kaffeehaus welche befänden, die bald so staatsverbrecherische Sachen wie die „Spaziergänge eines wiener Poeten" und die „Albigenser" ausgehen lassen würden. Er hätte in seiner „väterlich-

gemüthlichen" Weise bei Zeiten für ein Freilogis auf dem Spielberg oder auf dem Munkaczfels gesorgt.

Aus jener Zeit datiren die Anfänge der Freundschaft, welche später Lenau und Grün verband. Man hat sich literargeschichtlich bereits gewöhnt, die Beiden dioskurisch mitsammen zu nennen, und zwar mit Fug, insofern sie, zwei helle Sterne, gleichzeitig und nebeneinander aus der metternichigen Geistesnacht Oestreichs hervor und nach Deutschland herein stralten. Was sie von einander schied, hat Grün in seinem bekannten Zuruf an den Freund:

„Dein Banner war tiefschwarze Seide,
Ich schwang ein rosenroth Panier —

bündig angegeben. Das „tiefschwarze" Lenaubanner flatterte jedoch damals noch nicht frei in den Lüften: die Freunde vom silbernen Kaffeehaus ahnten nur, daß es entrollt werden könnte. Wann Niembsch nach seiner Gewohnheit in einer Ecke des Billardzimmers so dasaß, wie ihn Seidl geschildert hat — „das Kinn tief in die Brust gebohrt, mit den Augen in die Glut seines Pfeifenkopfes starrend,

die Beine lang hingestreckt über einen zweiten Stuhl, mit der Rechten bald sein schwarzes Haar durchfingernd, bald im Genick und hinter den Ohren sich krauend, bald die Stirne runzelnd, bald die Mundwinkel zu einem ironischen Lächeln verziehend, einsam unter plaudernden Tischgenossen, abwesend für alles, was um ihn vorging", dann konnte er wohl einmal plötzlich, wie aus einem Traum erwachend, sich schütteln und die Worte hinwerfen: „Oh, ich wollt' euch schon auch einen Faust schreiben!"

3.

Vorderhand schrieb er keinen Faust, sondern lebte vielmehr einen Faust- und Gretchen-Roman durch, welcher einen schwarzen Schatten auf sein ganzes Leben geworfen hat. Bertha war eine absonderliche Species von einem Gretchen, ein sinnlich-heißes Ding, eine wilde Hummel, welche weder Anlage noch Lust hatte, aus einer Liebenden eine Büsserin zu werden, um schließlich als Verklärte

auf Geheiß der Mater gloriosa den wiedergekehrten „Frühgeliebten, nicht mehr Getrübten" in „höhere Sphären" nachzuziehen. Dagegen war Bertha's Mutter eine Frau Martha Schwertlein auf und eben, so reich an Gemeinheit, daß sie davon auf Faustpfänder hätte ausleihen können, ohne den Grundstock angreifen zu müssen.

Schönfärberei wäre hier übel angewandt, denn diese leidige Geschichte hat auf den Dichter eine dämonisch-mächtige Wirkung gethan; um so mehr, da er keineswegs ohne Verschuldung war. Bertha machte ihn zum Vater, aber er hatte nur zu viele Gründe, seine Vaterschaft zu bezweifeln. Und doch hat er, als er mehrere Jahre später zufällig der hübschen kleinen Adelheid begegnete, welche möglicher Weise sein Kind sein konnte, einen Schmerz empfunden, der ihn schon dem Wahnsinn nahebrachte. Das Verhältniß mit Bertha schleppte sich unerquicklich bis ins Jahr 1828 hinein fort. Es riß mit einer grellen Dissonanz entzwei, indem Bertha mit einem reichen Fremden abseits ging. Die Nachwehen hat Lenau nie ganz zu verwinden

vermocht. In mehreren Gedichten hat er sich leidenschaftlich darüber geäußert[1]). Es drängte ihn auch, weil er eben ein echter Poet, zu dichterischer Gestaltung des schmerzvoll Erlebten und so schrieb er „Die Waldkapelle“, in welcher Romanze die Falschheit der Geliebten den Liebenden wahnsinnig macht. Es geht durch dieses Gedicht etwas wie ein unheimliches Vorgefühl von des Dichters eigener schicksalsschwerer Zukunft. In dieselbe Zeit fiel wohl auch der Entwurf des finsteren Nachtstückes „Die Marionetten“, welche Erzählung in Terzinen jedoch erst später zur Ausführung gelangte. Die Bertha-Wunde am Herzen des Dichters ist nie wieder ganz zugeheilt. Die leiseste Berührung riß die Narbe immer wieder auf. Im Jahre 1832 äußerte er gegen einen Freund: „Eine gewisse Freudigkeit des Herzens gehört dazu, um zu heiraten. Nur der

---

[1]) So in dem Zornlied „Das todte Glück“, besonders von der dritten Strophe an:

„Weib, du riefst in böser Stunde
Mit dem zauberischen Blick,
Mit dem wonnereichen Munde
Schmeichelnd hin zu dir mein Glück —“ u. s. w.

freudige Mensch hat Lust und Liebe, das Leben, wo und wie es sich ihm bieten möge, rasch und glücklich zu erfassen, um sich und die Seinigen mit Ehren durch die Welt zu schlagen. Mein Innerstes ist durch eine Geschichte, die du wohl kennst, tief verletzt und scheint mir darin eine Sehne gerissen zu sein, die wohl nimmermehr ganz wird. „„Zweimal ist kein Traum zu träumen, noch Gebrochnes ganz zu leimen."" Gegen seinen Schwager Schurz ließ er sich im Jahre 1834 bitterlich aus, die Erinnerung an jene herbe Geschichte mische ihm Wermuth in alle Freuden und ganz furchtbar sei der Zweifel, dessen schon gedacht worden.

Ein immer wieder mit Erfolg gebrauchtes Heilmittel, seinen Kummer zu sänftigen, wurde für Lenau die vertraute Bekanntschaft mit dem Hochgebirge, das er im Sommer von 1826 zuerst durchstreifte. Seither sind die steirischen Alpen zu wiederholten malen von ihm aufgesucht und durchwandert worden und viele seiner Gedichte athmen Firnluft. Die ungrische Haide und das Hochgebirge Steiermarks, später das Meer und der amerikanische

Urwald, sie haben unserem Dichter jene Macht der Naturbeseelung verliehen, in welcher er nicht Seinesgleichen hat.

Allmälig wuchs aus dem Studenten der Poet heraus und in die Oeffentlichkeit hinein. Es war damals die goldene Zeit der „Taschenbücher", deren zierliche Erscheinung dem spröden Publikum die erste Bekanntschaft mit manchem jungen Talent angeschmeichelt hat. Seidl gab das Taschenbuch „Aurora" heraus und darin erschien 1828 ein lenau'sches Gedicht zuerst gedruckt: — „Die Jugendträume", die aber keine sehr bedeutende Erfüllung versprachen. Der Gedanke ist hübsch, die Form jedoch ungelenk, fast schülerhaft, das Gedicht in keiner Weise über das Niveau der Taschenbuchslyrik hinausreichend. Lenau unterzeichnete diesen gedruckten Erstling mit N. Niembsch, was er später nur noch einmal gethan hat, im Jahre 1830, wo er unter seine ungrisch-feurige Romanze „Die Werbung", welche in der wiener Modezeitung gedruckt wurde, seinen vollen Namen N. Niembsch von Strehlenau setzte. In demselben Jahre eignete er sich

durch Streichung der Silbe Streh seinen Dichternamen an. Der „Lenau" erschien zuerst als Verfasser der Allegorie „Glauben, Wissen, Handeln", welche Spindlers Damenzeitung brachte und als dessen Urheber vollnamig sich zu erkennen zu geben der damaligen östreichischen Censur gegenüber sehr unräthlich gewesen wäre.

Im Herbste von 1830 starb die Großmutter des Dichters und hinterließ ihm, wie jeder seiner beiden Schwestern, ein Erbe von 10,000 Gulden Silber, in Lenau's Augen eine Unsumme Geld, schier nicht zu verbrauchen. Nun mag das Medizinern auch zum Teufel gehen wie früher das Juristern! „Aber — baten Verwandte und Freunde — wenigstens noch den Doktor machen!" — „Meinetwegen, soll in Würzburg oder Heidelberg geschehen; geht schneller dort. Aber vor allem müssen jetzt meine Gedichte 'raus, auch aus Oestreich 'raus; kann, mag, darf sie ja hier zu Lande nicht drucken lassen. Verfluchte Censur!" Sehr wahr. Wie wäre wohl die wiener Censur mit dem Gedichte „Die Zweifler" umgesprungen, wel-

es Lenau damals geschaffen hat und in welchem : zum erstenmal als Dichter des Weltleids gramschwer vor uns hintritt [1]).

Im Juni von 1831 schnürte Lenau sein Bündel. Der Wandertrieb war in ihn gefahren. „Zugvogel Poesie", welchen er in seinem Liede „Zweierlei Vögel" im Gegensatze zum „Strichvogel Reflexion") hübsch geschildert hat, wollte ziehen, wollte die Schwingen proben. Wahrscheinlich ist er von Wien schon mit dem Vorsatz weggegangen, seinen Wanderstab über Europa hinauszusetzen. Wüßten wir bestimmt, ob das so eben erwähnte Lied, an dessen Schluß Poesie zur Reflexion sagt:

„Du picke immer zu
Und bleib' auf deinem Ast,
Wenn keine Ahnung du
Von meiner Ahnung hast;

---

[1]) Die erhaben düstere Stelle, welche mit den Versen beginnt:

„Es braus't in meines Herzens wildem Takt,
Vergänglichkeit, dein lauter Katarakt —"

könnte vermuthen machen, daß Lenau zu seinem Gedichte durch Byrons „Darkness" angeregt worden sei; allein die durchaus originelle Wendung, welche er seinem Nachtstücke gibt, schließt diese Vermuthung aus.

Doch pfeif's nicht aus als Wahn
Und Narrenmelodei,
Daß hinterm Ozean
Auch noch ein Ufer sei —"

aus dieser Zeit stamme, so hätten wir eine ausdrückliche Bestätigung der geäußerten Vermuthung. Jedermann weiß ja, daß zu den Gährungsstoffen der hochbewegten Zeit, welche mit der Julirevolution angebrochen war, auch die „Europamüdigkeit" gehörte und daß dieses Ferment besonders dann seine Wirkung heftig zu äußern begann, als die noch immer starke Heilige-Allianz-Politik alle die Hoffnungen und Wünsche der Völker in ihrer Bleifaust zerdrückt hatte. In der deutschen Literatur der 30ger und 40ger Jahre begegnen wir sehr häufig dem Amerikaschwindel, d. h. dem mehr oder weniger glücklich dichterisch ausstaffirten Wahn, in den Hinterwäldern und Prairien jenseits des atlantischen Ozeans lasse sich ein reizendes Freiheitsidyll leben. Die weitaus bedeutendste poetische Gestalt hat diese illusionärrische Anschauung in Freiligraths schönem Cyklus „Der ausgewanderte Dichter" gefunden, welcher Dichtung der dargelegte Uebergang

von der Illusion zu Enttäuschung einen tragischen Gehalt verleiht.

Zuvörderst ging der Wanderer ins Gebirge und von dort auf Umwegen nach Stuttgart, wo er eine Sammlung seiner Gedichte herausgeben wollte. Am 7. Juli bestieg er von Gmunden aus den Traunstein, auf dessen Spitze er das Kraut „Nimmernix“ zum Andenken pflückte. „Die Senninnen geben ihren Burschen, wenn sie von ihnen besucht werden, immer einen Blumenstrauß; findet sich darin dieses Nimmernix, so ist es nix“ — schrieb der Dichter zur Erklärung an seinen Schwager. Ach, er hätte unschwer auf den Gedanken kommen können, „Nimmernix“ zum Motto seines Lebens zu küren. Aber dermalen kam ihm dieser Gedanke nicht; denn er war ganz munter und wohlauf. Ueber Salzburg, München, Karlsruhe und Heidelberg kam er nach Stuttgart, wohin er als anmeldende Boten etliche seiner Gedichte an Gustav Schwab für das Morgenblatt handschriftlich vorausgeschickt hatte. Das badische und schwäbische Land sammt den Leuten gefiel ihm überaus wohl. Der deutsche

Liberalismus stand damals in jenen Gegenden in seiner poetischen Jugendblüthe. Die Stimmung war eine allseitig bewegte und erregte. Man begeisterte sich für die pariser „Julihelden“ und für die Belgier; man schwärmte für die Polen, von welcher Schwärmerei sich ja auch in Lenau's Gedichten schöne Merkmale finden („In der Schenke“ — „Der Maskenball“ — „Der Polenflüchtling“ — „Zwei Polen“). Damals hätte sich Heine's spottlachende Romanze vom Waschlapski und Krapülinski noch nicht lautmachen dürfen, wollte der Dichter nicht riskiren, daß deutsche Weiblein und Mägdlein ihm das Gesicht zerkratzten. Heute ist es anders: die Polenlieder Lenau's und Platens lassen kalt, während wir der heine'schen Romanze eine kulturgeschichtliche Bedeutung zuerkennen. Die Polen haben ja nichts unterlassen, um sich als Todfeinde Deutschlands zu manifestiren, und so mögen sie denn die Folgen tragen. Wir haben seit den 30ger Jahren nichts vergessen, aber viel gelernt: unter anderem die kosmopolitisch-bunte Narrenjacke auszuziehen und in die Plunderkammer

der Geschichte zu werfen. Die liberale Erhitzung von damals kommt uns, auch wenn wir sie theilweise selber mitgemacht haben, jetzt knäbisch und hohl vor, weil ihr der nationale Inhalt fehlte. Dieser fand sich nur ausnahmsweise bei den Propheten des liberalen Evangeliums jener Zeit, unvergleichlich innig, klar und schön bei Uhland. Was Lenau angeht, so läßt sein ganzes Dichten und Trachten den patriotischen Kern häufig genug schmerzlich vermissen. Freilich, wie hätte es ein im Banat geborener, in Ungarn aufgewachsener Deutsch-Oestreicher zur metternichigen Zeit anstellen müssen, um sich als Patriot fühlen zu können? Um sich als Deutscher zu fühlen — vollends in einer weltbürgerlich-verschwommenen Zeit — hätte er geradezu aus seiner östreichischen Haut fahren müssen und das ging doch nicht. Leichter war es schon, sich in die Weltbürgerei hineinzudichten, maßen ja die östreichische Haut so zu sagen auch kosmopolitisch zusammengeplätzt ist.

Unser Wandersmann fand im Schwabenlande rasch Freunde, treffliche Freunde und treue Freundinnen. Gustav Schwab, Ludwig Uhland, Justinus

Kerner, Karl Mayer, Paul und Gustav Pfizer, später die Familien Hartmann und Reinbeck, Graf Alexander von Wirtemberg, Emma Niendorf und andere gehörten dem Kreise an, welcher den Fremdling gastlich aufnahm und festhielt. Natürlich kam ihm dabei eben der Fremdling sehr zu statten. Wäre er ein Einheimischer gewesen, so würde es mit der Anerkennung und Freundschaft vielleicht gar nicht und jedenfalls nicht so schnell gegangen sein.

Die Deutschen haben bekanntlich ein starkes Gefühl der Verehrung und Dankbarkeit für ihre großen Männer und bedeutenden Menschen, nur müssen dieselben erst todt und begraben sein. Dann erst kann der Heldenkult losgehen, welcher den Todten, denen im Leben oft genug das Brot versagt wurde, Steine reicht, die bekannten Denkmälersteine. Diese deutsche Nationaleigenheit ist bei den Schwaben zur Stammeseigenschaft höchster Potenz entwickelt. Geniale Menschen können es, bevor sie gestorben, in ihrer schwäbischen Heimat nur höchst mühsälig zu einiger Anerkennung bringen, zu „etwas Rechtem“, d. h. zu einer glänzenden Laufbahn niemals, aus-

:nommen sie wären eigentlich grundsatzlose Lumpe
)er aber sie wären in den berühmten altwirtem=
:rgischen Vettern= und Basenweichselzopf verfilzt.
llzeit hat Suevia wie eine richtige Rabenmutter ihre
ahrhaft bedeutenden Söhne mißachtet, verleumdet,
:rlästert, verjagt. Dagegen liebten es die guten
ѕchwaben und Schwäbinnen von jeher, mit fremden
lotabilitäten staatzumachen, wobei es ihnen nicht sel=
n begegnet ist, daß das gediegene fremde Gold,
omit sich ihre liebe Eitelkeit zu schmücken wähnte,
ls ganz gemeines Messing sich herausstellte. . .

Diesmal jedoch war das fremde Gold, wofür
:e schwäbische Sprödigkeit sich begeisterte, ein echtes
nd Lenau's Freunde und Freundinnen in Schwa=
:n verdienen aufrichtigen Dank. Das warme Ge=
ihl, welches sie dem Dichter entgegentrugen, hat
esem das Herz durchsonnt und es muß als aus=
:macht angenommen werden, daß der Aufenthalt
n Schwabenlande befruchtend auf ihn wirkte. Nur
ns dürfte zu beklagen sein: dieses, daß die edle
nd aufopfernde Gastfreundschaft, welche Lenau so
ianches Jahr im hartmann=reinbeck'schen Hause in

der Friedrichsstraße in Stuttgart genossen hat, mitunter geradezu in Verhätschelung überging und demnach von nachtheiligem Einfluß auf eine Natur werden mußte, welche, je leichter ihr der „Kampf um's Dasein" gemacht wurde, nur desto eifriger einem dämonischen Grübeln sich hingab. Wirkliche Sorgen halten dem Menschen die Selbstquälerei vom Leibe.

Im Sommer von 1831 lebte Lenau freilich mehr, als er grübelte. Ein Brief, welchen der Dichter im November von Heidelberg aus an Schurz schrieb, ist voll Jubels über seine stuttgarter, tübinger und weinsberger Sommer- und Herbsttage, welche auch einige seiner vollendetsten Gedichte gezeitigt hatten („Das Posthorn" — „Die wurmlinger Kapelle"). Doch klingt in diesen Jubel immer wieder ein Ton hinein, welcher geradenwegs aus Nirvana kommt. So die Strophe, in welche das zuletzt genannte Gedicht aushallt oder, besser gesagt, versäuselt [1]). Dann auch der Schluß einer Stelle

[1]) „Hier ist all mein Erdenleid
Wie ein trüber Duft zerflossen;
Süße Todesmüdigkeit
Hält die Seele mir umschlossen."

des erwähnten Briefes, welche im Uebrigen bezeugt, daß unseres Dichters Herz eben ein Dichterherz gewesen, zündbar wie Zunder. Der Zündstral kam diesmal aus den Augen einer schwäbischen Lotte. Haben doch die Lotten in der deutschen Dichtergeschichte keine kleinen, sondern sehr bedeutsame Rollen gespielt: — Lotte Kestner, Lotte Stein, Lotte Kalb, Lotte Lengefeld — das lottelt sich ja nur so! „Die ganze Nacht schwebte mir ihr Bild vor, schrieb Lenau. Hier hast du auch ein paar Züge davon. Voller, üppiger Körper, den aber ein edler Geist beherrscht. Daher leichter Gang, Anmuth aller Bewegungen; besonders schön und umfaßlich über den Hüften. Edles deutsches frommes Gesicht, tiefe blaue Augen mit unbeschreiblichem Liebreiz der Brauen; besonders aber ist die Stirne kindlich-fromm-gütig und doch so geistig. Marsch mit der dummen Beschreibung! Sie ist ein sehr liebes Mädchen. Aber ich werde entsagen, denn ich fühle so wenig Glück in mir, daß ich anderen keins abgeben kann. Meine Lage ist auch zu beschränkt und ungewiß. Werd' ihr entsagen. Aber ich fühle

mich jetzt geschlagener denn je. Das ganze Leben in Stuttgart, diese Reihe von Wonnetagen, ein ewiges Freudenfest, das ist mir verdächtig. Ich möchte mir fast einen nahen Tod daraus prophezeien. Das waren vielleicht die Ferialtage des Abschieds und mir vom Schicksal gegeben, daß ich mit einem besseren Begriffe von seiner Gastfreundlichkeit von dannen gehe. Auch noch ein Sonnenblick der Liebe! Bruder, das ist mir verdächtig." Bei Lesung dieser Zeilen summt Einem von selber in den Ohren, was Lenau den Wagner von seinem Faust sagen läßt: —

„Die Freude flieht mit schnellen Sohlen;
Läßt man sie fort so weit wie der,
So ist sie nimmer einzuholen."

Die Kotta'sche Buchhandlung übernahm den Verlag von Lenau's Gedichten und bezahlte dem Dichter ein Honorar von 50 Dukaten, welches Bagatellehonorar nach deutschen Begriffen kein solches war. Den deutschen Vorstellungen vom Verhältniß zwischen Schriftstellerei, Buchhandel und Publikum liegt bekanntlich Schillers „Theilung der Erde" als

Kanon zu Grunde und dieser Kanon genießt eines um so dogmatischeren Ansehens, als ihm sein Urheber die rechte Weihe dadurch ertheilte, daß er selber sich streng und strikt darnach richtete: — als er gestorben, war nicht Geld genug im Hause, um seinen Sarg zu bezahlen, während er bei Lebzeiten das wenige mühsälig erarbeitete in die Apotheke hatte schicken müssen, statt es in die Küche geben zu können. Darum sind wir Deutsche aber auch das auserwählte Volk des Idealismus. Wie gemein, wenn in England und Frankreich die Autoren wie Lords und Grandseigneurs leben können! Das Genie gehört in eine Dachstube mit rauchendem Ofen. Es ist eine wahre Versündigung an der duftigen und durchsichtigen Würde der Poesie, wenn dem Puschkin sein russischer Verleger die Verszeile mit 2 Rubeln und dem Tennyson sein englischer die Verszeile gar mit 10 Pfunden honorirte. Bei solcher Kost muß ja die Muse vor lauter Fettansatz Bewegung und Sprache verlieren. Laßt sie windhundschmächtig sein wie bei uns in Deutschland, das ist die richtige diätetische Aesthetik!

Wohl, Lenau erhielt also für seine Gedichte 50 Dukaten, der Ire Thomas Moore z. B. für seine „Lalla Rookh“ 3000 Guineen. Und doch wiegt das einzige lenau'sche Lied „Weil' auf mir, du dunkles Auge!“ die ganze moore'sche Prinzessin Tulpenwange auf, überwiegt sie weit an echtem Seelenhauch von Poesie. Moore vermochte unter den realistischen Engländern vom Betrage seiner Honorare als großer Herr zu leben, Lenau mußte unter den idealistischen Deutschen schließlich daran verzweifeln, sich einen bescheidenen Haushalt gründen zu können. Man sagt, die ganze Organisation des deutschen Buchhandels sei so, daß es den Verlegern unmöglich, höhere Honorare zu bezahlen; aber ist denn diese Organisation sakrosankt? Man sagt auch, an der Bettelhaftigkeit der deutschen Schriftstellerhonorare sei die Schäbigkeit des deutschen Publikums schuld, welches weit weniger Bücher kaufe als das englische und französische; aber wie stimmt damit die Thatsache, daß auf deutschem Boden unverhältnißmäßig viel mehr Verlags- und Sortimentsbuchhändler gedeihen als auf englischem

und französischem? Es wäre lächerlich, leugnen zu wollen, daß die Verhältnisse der deutschen Autoren sich bedeutend verbessert haben seit der Zeit, wo der berliner Buchhändler Mylius die Hände über dem Kopfe zusammenschlug vor Angst bei dem Gedanken, der Göthe könnte sich einfallen lassen, für seinen Faust das „ungeheure“ Honorar von 100 Friedrichsd'or zu fordern. Aber gewiß ist einstweilen noch zweierlei: erstens, daß unter dem auserwählten Volke des Idealismus von allen Arbeiten die geistige verhältnißmäßig am schlechtesten vergütet wird; und zweitens, daß in den Straßen von Stuttgart, von Berlin und Leipzig zahlreiche Paläste von Verlegern zu sehen sind, während der Palast, den ein deutscher Autor sich gebaut hätte, mit allen Diogeneslaternen der Welt, das Licht von Sonne, Mond und Sternen dazu genommen, nicht zu finden sein wird.

Es muß unserem Dichter doch recht sauer geworden sein, dem schönen Mädchen zu entsagen, welches ihm die fünf Perlen seiner „Schilflieder“ aus der Seele geholt hat und welches daher die schwäbi-

schen Freunde unter einander neckend das Schilflottle nannten. Sie gaben auch Lenau deutlich zu verstehen, das Entsagen sei dummes Zeug; er solle resolut zugreifen, sein Vermögen zum Ankauf eines hübschen kleinen Hauses verwenden, sich als Mediziner darin setzen und das herzige Schilflottle zu seiner Medizinerin, zu seiner, indianisch zu sprechen, „großen Medizin“ machen. Ein guter Rath zweifelsohne; aber zu einem guten Rath gehören eigentlich zwei; einer, der ihn gibt, und einer, der ihn befolgt, befolgen kann. Der Dichter konnte es nicht. So oft er sich ernstlich die Frage vorlegte: Kannst du noch Glück geben und nehmen? riß die alte Herzenswunde wieder auf und die Blutung ging in Form von Gedichten vor sich, von welchen das „Unmuth“ überschriebene eine typische Probe ist [1]).

---

[1]) „Die Hoffnung, eine arge Dirne
Verbuhlte mir den Augenblick,
Bestahl mit frecher Lügenstirne
Mein junges Leben um sein Glück.

Nun ist's vorüber; in den Tagen,
Als ihr Betrug ins Herz mir schnitt,

Um sich aus der Bedrängniß zu retten, verfiel Lenau auf das gewaltsamste Mittel: er entschloß sich plötzlich, nach Amerika zu reisen und dort eine Farm anzukaufen. Nach Dichterart malte er sich nun diese durchaus irrationale Absicht auf's schönste aus und erphantasirte sich eine künftige Hinterwäldlerexistenz voll Freiheit und Glück. Im März von 1832 schrieb er von Weinsberg aus an Karl Mayer: „Du, Uhland, Schwab, Kerner und alle anderen Dichterfreunde von mir, jeder erhält seinen eigenen Bezirk in meinem Waldgebiete und jeder dieser Bezirke wird eingeweiht mit dem schönsten Gedichte seines Patrons und der ganze Urwald wird von Sehnsucht ergriffen werden nach euch und er wird lange seufzen und seinen Vögeln sagen: Zieht hin nach Europa und ruft mir die

---

Hab' ich das süße Kind erschlagen
Und mit dem Leben bin ich quitt.

Nicht mehr zum Lustschloß umgelogen,
Scheint mir die Erde, was sie ist:
Ein schwankes Zelt, das wir bezogen
— Tod, habe Dank! — auf kurze Frist."

lieblichen Sänger herüber! und an e i n e m Tage wird in Weinsberg, Stuttgart, Tübingen und Waiblingen ein seltsamer schöner Vogel sich zeigen und an eure Fenster klopfen und dringend rufen, daß ihr kommen sollt dahin, wo die Freiheit blüht." Kerner, welcher neben all der tollen Romantik seiner Gespensterseherei auch eine gute Dosis schwäbisch-scharfen Verstandes besaß und, genau angesehen, eigentlich mit jener nur humoristischen Ulk trieb, schrieb unten an diesen Brief: „Bester Mayer! Das ist alles, so dichterisch es klingt, rein dämonisch. Ich sah kürzlich seinen Dämon; es ist ein haariger Kerl mit einem langen Wickelschwanz." (Echt kernerisch!) „D e r flüstert ihm von jenen Urwäldern so zu, d e r läßt ihm keine Ruhe. Um Gotteswillen, Mayer, komm hierher und rette mit mir den lieben Niembsch aus dem Wickelschwanze dieses amerikanischen Gespenstes!"

Der Wickelschwanz trug es aber über die Warnungen der Freunde wie der geliebten Schwester Resi und des brüderlichen Schwagers davon. Im Mai waren die Gedichte gedruckt und versandt.

„Vielleicht dringen die Dinger doch durch“, schrieb der Dichter an Schurz, welchem er zugleich meldete, daß er an einem Trauerspiel, „Barbara Radziwill“, arbeite. „Eigene Charaktere werden darin auftreten, verfluchte Kerls vom Kopf bis zur Zehe.“ Es ist nichts daraus geworden. Im Juli fuhr Lenau den Rhein hinunter nach Holland und ging zu Amsterdam am Bord des Ostindienfahrers Van der Kapellen am ersten August in See nach Baltimore, wo er nach zehnwöchentlicher Fahrt anlangte, schon durch diese beträchtlich ernüchtert.

Während er der neuen Welt entgegenschwamm, wurde er in der alten ein berühmter Mann; denn seine Gedichte sammelten rasch einen nicht kleinen Kreis von Verehrern und Verehrerinnen um sich. Aus diesen Blättern rauschte wieder ganz und voll die Sturmharfe, welche den Händen des Sängers vom Childe Harold am 19. April 1824 zu Missolonghi entsunken war. Das war der echte Brustklageton des Weltleids. Er fiel in die Weltschmerzkoketterietriller des „Jungen Deutschlands“ hinein wie der Klang jener Tuba, von welcher geschrieben

steht „mirum spargens sonum". Noch mehr aber als dieses pathologische Element von Lenau's Poesie zog des Dichters schon früher betonte Macht der Naturbeseelung an, worin ihm nur unsere alte deutsche Volksliederdichtung und dann und wann der Ungar Alexander Petöfi nahekommen, aber nicht gleichkommen. Denn, in Wahrheit, die symbolische Beziehung des Natürlichen auf das Geistige tritt bei Lenau unvergleichlich schön hervor und kein zweiter Dichter hat die Seelenstimmungen mit den Naturstimmen in so wundersam ergreifenden Einklang zu bringen gewußt wie er. Daher die Fülle von originellen Bildern, womit er unsere Lyrik bereichert hat. Die Wetterwolke streicht wie ein düsterer Gedanke über das Antlitz des Himmels. Der Strauch wirft sich im Winde hin und her wie auf seinem Lager der Seelenkranke. Der Sturm fährt plötzlich und laut auf „wie, wer verschlafen, schnell vom Lager bricht". Der Himmel läßt die (untergehende) Sonne lässig aus der Hand fallen. Der Frühling wirft seine Singraketen, die Lerchen, in die Luft und sterbend verströmt er sein Herzblut,

die Rosen. Die Herbstlüfte streicheln sanft den Wald, sein welkes Laub ihm abzuschmeicheln. Der Wolf schreit die Nacht aus ihrem Traum, wie's Kind aufweckt die Mutter. Der Tag schwingt den Goldpokal der Sonne. Der Buchenwald röthet sich herbstlich, wie einem Sterbenden noch einmal flüchtig die Wangen sich färben. Der Sturm haut des Blitzes Geißel auf die Wolkenrosse, daß sie sich heiß rennen und ihr Schweiß in schweren Regentropfen auf die Haide fällt.

Diese Bilderreihe aus Lenau's beiden Gedichte-sammlungen ließe sich leicht sehr beträchtlich vermehren, von seinen übrigen Werken gar nicht zu sprechen. Häufig quillt auch aus dem lenau'schen Naturbild die sinnvollste Gnomik, wie z. B. in den packenden drei Strophen „See und Wasserfall". Die Durchgeistigung der Natur verleiht endlich auch der Romanzendichtung Lenau's ein eigenartiges Aufsichgestelltsein. Die drei Romanzenkränze „Klara Hebert", „Ziska" und „Mischka" sind den vollendetsten lyrisch-epischen Hervorbringungen des Jahrhunderts beizuzählen. Sehr gut steht der Romanzenmuse Lenau's

die tragisch-humoristische Stirnfalte zu Gesichte. Besonders dann, wann sie mit so überraschend jäher Wendung hervortritt wie in der Schlußstrophe der „Drei Zigeuner“: —

„Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt
Und es dreimal verachtet.“

4.

Das transatlantische Abenteuer hatte den Ausgang, den es haben mußte. Wenn irgendein Mensch nicht zu den Yankees paßte, so war unser Dichter dieser Mensch. Die Träume von poetischer Hinterwäldlerei zerrannen natürlich, sobald Lenau drüben angelangt war; sein auf den Ankauf von Grund und Boden verwendetes Geld ging verloren und aus dem Europamüden wurde sehr schnell ein Amerikamüder, als welcher er dann eine novellistische Figur geworden ist [1]). Was jedoch Niembsch durch

---

[1]) „Der Amerikamüde“ von F. Kürnberger.

seine Atlantisfahrt einbüßte, seine Amerika-Illusion und sein Geld, Lenau gewann es zehnfach zurück, indem seine Lyrik auf dieser Fahrt so recht ausreifte und er von derselben eine dichterische Ausbeute mitheimbrachte, welche diese Reise schön bezeugte [1]).

Am 8. Oktober 1832 in Baltimore ans Land gestiegen, schrieb der bereits Ernüchterte schon acht

[1]) Die „Atlantika", sowie die Gedichte „Der Urwald" — „Der Indianerzug" — „Die drei Indianer" — „An einen Baum" — „Verschiedene Deutung" — „Niagara" — „Das Blockhaus" — „Meeresstille" — „Sturmesmythe" — „Wanderer und Wind". Das Lied vom Niagara war allein schon eine Reise nach Amerika werth. In den Eingangsversen vom „Urwald" hat der Dichter seiner Amerikamüdigkeit also Ausdruck gegeben: —

„Es ist ein Land voll träumerischem Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihre Schatten fallen läßt
Und das ihn hält in tausend Bildern fest;
Wohin das Unglück flüchtet ferneher
Und das Verbrechen zittert über's Meer;
Das Land, bei dessen lockendem Verheißen
Die Hoffnung oft vom Sterbelager sprang
Und ihr Panier durch alle Stürme schwang,
Um es am fernen Strande zu zerreißen
Und dort den zwiefach bittern Tod zu haben —
Die Heimat hätte weicher sie begraben!"

Tage später an seinen Schwager: „Bruder, diese Amerikaner sind himmelan stinkende Krämerseelen! Tod für alles geistige Leben, maustodt. Die Nachtigall hat recht, daß sie bei diesen Wichten nicht einkehrt. Das scheint mir von tiefer Bedeutung zu sein, daß Amerika gar keine Nachtigall hat. Es kommt mir vor wie ein poetischer Fluch. Eine Niagarastimme gehört dazu, um diesen Schuften zu predigen, daß es noch höhere Götter gebe, als die im Münzhause geschlagen werden."

Nach also ausgeschleimter Brust kaufte sich Lenau einen Schimmel und ritt den heißersehnten Urwäldern entgegen. Sie gaben ihm wohl neue Eindrücke, aber keine Befriedigung. Er überwinterte in Pennsylvanien. Am 5. März 1833 schrieb er an Emilie Reinbeck aus Lisbon am Ohio: „Die Wege der Freiheit sind sehr rauh . . . Die Natur ist hier entsetzlich matt. Ihr wird nie so wohl ums Herz oder so weh, daß sie singen müßte. Sie hat kein Gemüth und keine Phantasie und kann darum ihren Geschöpfen auch nichts dergleichen geben. Es ist was recht Trauriges, diese ausge-

brannten Menschen zu sehen in ihren ausgebrannten Wäldern. Ich muß eilen über Hals und Kopf hinaus, hinaus! Hier sind tückische Lüfte, schleichender Tod. In dem großen Nebellande Amerika werden der Liebe leise die Adern geöffnet und sie verblutet sich unbemerkt. Ich weiß nicht, warum ich immer eine solche Sehnsucht nach Amerika hatte. Doch ich weiß es jetzt. Johannes hat in der Wüste getauft. Mich zog es auch in die Wüste und hier ist in meinem Innern wirklich etwas wie Taufe vorgefallen. Vielleicht daß ich davon genesen bin." Ach ja, vielleicht! Es sollte zu keinem „wirklich" werden.

In der „großen langen Einsamkeit" dieses Winters vollendete Lenau das Nachtstück „Die Marionetten", dichtete den „Postillon", das gewaltige Haidebild „Ahasver", die meisten der „Atlantika" und vier Bilder und Scenen zum „Faust". Aus dem genannten Orte am Ohio schrieb er an seinen Freund Klemm in Wien: „Hier lebt der Mensch in einer sonderbaren kalten Heiterkeit, die an's Unheimliche streift. Größten=

theils ist dies das Werk der Natur. Diese selbst ist kalt. Die Konformation der Berge, die Einbuchtungen der Thäler, alles ist gleichförmig und unphantastisch. Kein wahrer Singvogel. Alles ist nur Gezwitscher und unmelodisches Geflüster. Selbst der Mensch hat keine Stimme zum Gesang. Wenn sich in Gesellschaften junge Damen singend (?) hören ließen, hörte ich mit Grausen zu, denn ich vernahm in jeder Note die Resonanz einer fürchterlichen inneren Hohlheit. Auch blicken diese Damen nicht, sie schauen nur; es klaffen nur zwei Kellerfenster. Uebrigens sind die Weiber fast heilig gehalten. Ich habe schon in meinem Inneren die heimliche und verwegene Frage aufgeworfen, ob der Grund dieser Erscheinung nicht etwa demjenigen verwandt sein dürfte, der einige deutsche Gebirgsvölker veranlaßte, ihre Kretinen für heilig zu halten. Ich weiß es nicht. In der großen Bildung der Männer ist die Ursache nicht zu suchen. Das weiß ich. Die Bildung der Amerikaner ist bloß eine merkantile, eine technische. Hier entfaltet sich der Mensch in seiner furchtbarsten Nüchternheit."

Wenige Tage nach der Niederschrift dieser Betrachtungen ritt der Dichter von Ekonomy in Pennsylvanien weg und lenkte seinen Schimmel dem Niagara zu. Von dort nach New-York, wo er sich nach Europa einschiffte. Ende Juni's landete er in Bremen, von wo er sofort dem Schwabenlande zueilte. Als er beim weinsberger Geisterseher eintrat, fand ihn dieser gealtert, die Augen glanzlos, die Stirne tiefgefurcht. „Nun, wie ging's?" fragte Kerner besorgt. „Das sind nicht vereinte, sondern verschweinte Staaten von Amerika!" gab Lenau zur Antwort. Er ruhte sich im reinbeck'schen Hause aus und in Serach beim Grafen Alexander, dessen junge schöne gute Schwester Marie eine begeisterte Verehrerin des heimgekehrten Dichters war, welcher seinen jungen Ruhm überall an seinen Wegen blühen fand. Seine Augen gewannen wieder Glanz und Feuer, wann ihm das liebenswürdige Mädchen sein Lied „Weil' auf mir, du dunkles Auge!" vorsang.

Im September befand er sich auf der Fahrt nach Oestreich und unterwegs schrieb er von Augs-

burg aus an Schurz: „Meine Reise nach Amerika ist nicht umsonst gethan. Gewiß die prägnantesten Jahre meines Lebens waren die zwei letzten. Vieles hab' ich erreicht, von manchem eingesehen, daß es für mich nicht zu erreichen ist. Meine kühnsten Hoffnungen auf Dichterehre hab' ich übertroffen gefunden; meine bescheidensten Wünsche auf Menschenglück, seh' ich wohl, sind unerreichbar. Ich fühle nämlich manchmal sehr deutlich, daß man doch Weib und Kind haben müsse, um glücklich zu sein. Das ist für mich verloren." Leider war es so, und wie verloren, mußte Lenau erst so recht erkennen, als er während des Winters von 1833 bis 1834 in Wien die Frau kennen lernte, welche von allen weiblichen Wesen unzweifelhaft den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck auf Lenau gemacht und nie wieder verloren hat, — die Sophie, welche er im Sommer von 1820 als kleines Mädchen ihre Haare strälen gesehen hatte, jetzt die Gattin eines trefflichen Mannes, welcher sich eifrig um unseres Dichters Freundschaft bewarb. Es ist nicht statthaft, von dieser Frau hier mehr wissen oder mit-

theilen zu wollen, als was uns Lenau's an sie gerichtete und nachmals veröffentlichte Briefe von ihr wissen lassen. Aber aus diesen Briefen und aus bezüglichen seiner Gedichte geht hervor, daß Sophie eine bedeutende, hochedle Frau gewesen sein muß. Sie, die ihm nur Freundin sein durfte, war von jetzt an die große Flamme, welche sein Fühlen, Denken und Dichten nährte. Sie war es, welcher die schmerzlichsten Seufzer seiner Brust, die ergreifendsten Klagen seiner Muse galten, und in wildem Groll und Zorn bekannte er, nur dieses Eine „seinem Schicksal nicht vergeben zu können", daß er „sie nie besitzen werde". Sophie ihrerseits faßte das Verhältniß weniger leidenschaftlich, aber größer. Es war ihr ein heiliges Feuer und mit den reinen Händen einer Vestapriesterin hat sie dasselbe genährt.

So eine große Liebe besitzt aber eine furchtbare Macht der Ausschließlichkeit. Sie ist „Eifer", wie es im Schir Haschirim von ihr heißt. Sie ist eine Tyrannin, welche jeden Versuch, ihr Joch abzuwerfen, unerbittlich rächt. Unser Dichter hatte das

bitterlich zu erfahren. Jeder Versuch, ein gelegentlich neu aufglimmendes Liebeflämmchen an die Stelle der Flamme zu setzen, ist schlimm für ihn ausgeschlagen; der letzte am allerschlimmsten.

Derweil bereitete er in Wien eine neue Auflage der ersten Gedichtesammlung, sowie die Herausgabe einer zweiten vor und schrieb weiter am „Faust“, welcher dann 1836 gedruckt erschien. Lenau hätte gutgethan, diese Dichtung unter dem ursprünglich beabsichtigten bescheidenen Titel „Faustische Bilder“ erscheinen zu lassen. Als „Faust“ schlechtweg mußte sie allzusehr den Vergleich mit dem Universalgedichte Göthe's, welches ja jedem gebildeten Deutschen frischlebendig in der Seele steht, herausfordern und dieser Vergleich konnte nur ein ungünstig ausfallender, ja mußte ein sozusagen vernichtender sein. Unser Dichter hatte ganz recht, wenn er im November 1833 an Kerner schrieb, der Faust „sei kein Monopol Göthe's, sondern ein Gemeingut der Menschheit“. Aber er übersah dabei, daß der göthe'sche Faust ein für alle mal **der** Faust ist und daß man daher, um den Faust zu

überfausten, mehr sein muß als Göthe. Alle nach-göthe'schen Faustdichtungen sind rein überflüssige Iliaden post Homerum. Es gibt Kunstschöpfungen, die zum zweitenmal nicht möglich sind. Lenau's Faust läßt sich nur halten als eine Bilderreihe, welche viel Gedankentiefes, Gefühlsmächtiges und Formprächtiges aufzeigt. Aber die Dichtung ist keine Komposition, kein Kunstwerk, sondern ein Flickwerk. Von dramatischer Entwickelung keine Spur, weder in dem Hauptcharakter noch in der Handlung. Dialogisirte Lyrik durchweg. Die Hauptfigur interessirt uns eigentlich gar nicht und die einzige Gestalt in dem Gedichte, welche Knochen und Muskeln, Fleisch und Blut hat, ist der Görg, wie denn auch die Scene, in welcher er auftritt, die Orgie in der Matrosenschänke, als die weitaus gelungenste von allen bezeichnet werden muß. Hier hat der Dichter in der That eine tüchtige Portion von „Höllenstoff" abgelagert. Im Uebrigen macht Lenau's Faust Einem begreiflich, warum der Dichter gegen dramatisches Dichten ein heftiges Aber hatte und dem Theater geradezu den Untergang prophezeite. „Meine

Herren — rief er eines Tages im silbernen Kaffeehause zum Abschluß einer bezüglichen Debatte aus — eine mächtige Revolution in allen Zuständen der Gesellschaft ist im Zuge. Nichts wird davon verschont bleiben, auch die Kunst nicht, am wenigsten die dramatische. Glaubt mir, in 50 Jahren gibt es kein Theater mehr!"

Das konnte doch nur ein entschiedener Nichtdramatiker weissagen. Als ob die Menschen jemals ohne Spektakel und Komödie sein könnten! Man gedenke doch der Thatsache, daß die guten Pariser, obzwar sie, wie sie wenigstens behaupteten, „sammt und sonders mit dem Tode einen Pakt gemacht hatten", sogar während der Belagerung von 1870 bis 1871 ihre Circenses nicht ganz zu entbehren vermochten. Daß unser Dichter richtig gesehen, wenn er die bevorstehende soziale Revolution vorhersah, werden heutzutage nur noch Dummlinge bezweifeln. Aber wenn morgen diese ungeheure Revolution die ganze Gesellschaft in ein wüstes Trümmerchaos zusammenschmeißt, so werden schon übermorgen Gaukler auf dem Schutthaufen ihre Schaubuden

aufthun und diese Schaubuden werden sich rasch wieder zu Schaubühnen erweitern, auf welchen nach wie vor Poeten und Schauspieler ihre mikrokosmischen Nachbildungen der großen Welttragikomödie einem schaulustigen Publikum zum besten geben werden. Mensch sein heißt athmen, essen, trinken, sich fortpflanzen und belustigt, item gerührt sein wollen. Nein, die Existenz der dramatischen Kunst ist für alle Zukunft gesichert und es lassen sich in Wahrheit die triftigsten Gründe aufstellen für die Ansicht, daß der letzte Mensch zwar nicht gerade, wie Anastasius Grün meinte, „als der letzte Dichter", so doch als der letzte Schnurrant und Komödiant dermaleinst „zum alten Erdenhaus" hinausziehen werde. Es muß doch Einer den Epilog sprechen und das kann anstandshalber nur ein zünftiger Künstler thun.

5.

Die nächstfolgenden Jahre waren, im Ganzen genommen, die hellsten in Lenau's Leben. Doch

meldete sich sein späteres Verhängniß schon zum voraus an, sofern seine Stimmung, zumeist ohne alle äußere Veranlassung, häufig und jäh zwischen finsterer Schwermuth und ausgelassener Lustigkeit wechselte. Zu den seelischen Verstimmungen traten allgemach körperliche, welche der Dichter mitverschuldete durch gesundheitwidrige Angewöhnungen. Denn gesundheitwidrig war es doch, wenn er allen Warnungen zum Trotz tief in die Nächte hinein auf der Geige phantasirte und dazu die stärksten Cigarren rauchte und ganz unsinnig starken Kaffee in großen Quantitäten trank. Die Folgen stellten sich in Form häufigen Unwohlseins und hypochondrischer Grillen ein, welche letzteren Lenau vorderhand allerdings noch poetisch-humoristisch zu vergegenständlichen vermochte, wie er das in seinem reizenden „Mondlied Hypochonders" gethan hat. Allein schon im Herbste von 1834 war es doch soweit, daß der Dichter an Schurz schrieb: „Lieber Bruder, die Hypochondrie schlägt bei mir immer tiefere Wurzeln. Es hilft alles nichts! Der gewisse innere Riß wird immer tiefer und weiter. Es hilft

alles nichts! Ich weiß, es liegt im Körper; aber — aber" — — Was er hier nicht aussprach, das machte sich etwas später gewaltsam Luft in dem Sonett „Der Seelenkranke", einem wildschmerzlichen Aufschrei an die verstorbene Mutter [1]).

Sein „schwankes" Zelt trug der Dichter jahrein jahraus zwischen Schwaben und Oestreich hin und her. Er betheiligte sich an dem von Schwab und Chamisso herausgegebenen „Musenalmanach", gab selber zwei Jahrgänge eines „Frühlingsalmanachs" in Stuttgart heraus und dichtete seinen „Savonarola", welcher 1837 herauskam, während der zweite Band der „Gedichte" ein Jahr später erschien.

Der Savonarola ist die geschlossenste und durchgearbeitetste größere Dichtung Lenau's. Der kühne Wurf gelangte da kraftvoll an das Ziel und traf mitten ins Schwarze, schmetternd hinein in die Fratze der Pfafferei. Man muß sich das damalige Oestreich vorstellen, um zu wissen, was der Dichter mit diesem Werke wagte, und zwar zu einer Zeit,

[1]) Wie tiefschmerzliche Ahnung kommenden Unheils klingt die Zeile: „Ich sehne mich nach einer stillen Nacht!"

wo die metternichige Polizei ihre Schnüffelnase bereits drohend gegen ihn erhoben hatte. Jeder Schlag, welchen Lenau seinen Helden, den Propheten von Florenz, gegen die Wölfin Rom führen ließ, fiel ja auch auf das römisch-verbonzte Oestreich und das ganze Gedicht war ein über den verstockten Absolutismus ergehendes Gericht. Kein Wunder deßhalb, daß der Dichter bald an seine geliebte Freundin Sophie, vor der all sein Thun und Leiden bloßlag, zu melden hatte, er habe, indem er den Savonarola auf seine Leier nahm, um ihn noch einmal durch die Welt zu tragen, einen Theil von dessen Verhängniß auf sein Leben geladen. „Aber was mir auch an Mißhandlungen widerfahren mag, ich will es betrachten als die Beendigung meines Gedichts, als die letzte scharfe Feile, welche mein Geschick daran legt.“ Die farbenglühendste Malerei entfaltet Lenau im Savonarola da, wo er das unheimlich-üppige Treiben am Hofe Alexanders des Sechsten, dieses Prachtexemplars von einem „Statthalter Gottes“, schildert, und einen unvergeßlich großen Schlageindruck bewirkt die herrliche Dar-

stellung des Märtyrertodes, welchen der Prophet am 23. Mai 1498 auf dem Marktplatz von Florenz in den Flammen erlitt.

Ganz eigen muthet uns im Savonarola das deutlich hervortretende Streben des Dichters an, positive Glaubensanschauungen zurückzugewinnen, ein Streben, welches sich als scharfe Polemik gegen die Hegelei manifestirte, die ja damals gerade die Götzin des Tages war. Daß Lenau diese Polemik seinem Helden in den Mund legte, ist gar nicht so anachronistisch wie es aussieht; aber eine andere und zwar eine nicht zu bejahende Frage ist, ob unseres Dichters Streitmittel zur Bekämpfung des Pantheismus ausreichten. Wie stark zu vermuthen steht, werden im Savonarola die christelnden Einflüsse merkbar, welche seine schwäbischen Freunde Schwab und Kerner auf Lenau geübt haben. Er rang zu jener Zeit augenscheinlich nach Glauben, wie mehrere seiner Gedichte bezeugen [1]). Auch

[1]) In dem Gedichte „Der Steirertanz" fragt Heinrich:
„Meinst du, der alte Geiger, dem die Gestirne tanzen
Zur starken Weltenfiedel, wird unser Erdenleben,

gelang es ihm wenigstens zeitweilig, wenn auch nicht an die religiösen Dogmen, so doch an die philosophische Perfektibilitätslehre zu glauben und hoffend in die Zukunft der Menschheit hinauszublicken [1]). Freilich, lange hielten solche Stimmungen, Wollungen und Hoffnungen nicht vor. Sie ver-

---

Wenn's einmal abgespielt ist, noch einmal 'runterspielen,
Nur höher, in der Quinte?"

worauf Robert antwortet:

"Ich meine das mit nichten.
Wohl bin ich nur ein Ton im schönen Liede Gottes;
Doch wie das schöne Lied wird nimmermehr verklingen,
So wird der Ton im Lied auch nimmer geh'n verloren,
Nicht brechen sich am Grabe; und was im Erdenleben
Mit ihm zusammenklang, wird einst mit ihm erklingen
Zu freudigen Akkorden im Strom des ew'gen Liedes."

[1]) Ein schönes Zeugniß hierfür sind die „Frühlingsgrüße":

„Nach langem Frost wie weht die Luft so lind!
Da bringt Frühveilchen mir ein bettelnd Kind.
Es ist betrübt, daß so den ersten Gruß
Des Frühlings mir das Elend bringen muß.
Und doch der schönen Tage liebes Pfand
Ist mir noch werther aus des Unglücks Hand.
So bringt den Nachgeschlechtern unser Leid
Die Frühlingsgrüße einer bessern Zeit."

schwanden wie Luftspiegelungengebilde vor dem scharfen Windzug des „Es ist halt nichts!"

Nach Vollendung des Savonarola trug sich der Dichter mit verschiedenen epischen Stoffen: Huß, Hutten, Ziska. Der letztgenannte hat wenigstens in 9 Romanzen eine theilweise Ausführung gefunden. Auch der Gedanke, die französische Revolution episch zu behandeln, sprang in Lenau auf. Dann entschied er sich für die Albigenser, auf welche ihn Ferdinand Wolf, der große Kenner romanischer Literatur, aufmerksam gemacht hatte. „Dieser Stoff spielt in alle Regionen meines Herzens hinein," schrieb er im September 1838 aus Wien an Emilie Reinbeck. Wir dürfen ihm das kecklich glauben. Denn Lenau's Wuchs als Dichter entspricht genau dem Charaktermaß des Pessimismus, welches am Eingange dieses Aufsatzes aufgestellt worden ist. Darum griff er mit Vorliebe zu dichterischen Stoffen, welche Epochen des menschheitlichen Vorschrittskampfes markiren, oder besser gesagt, er ließ sich von solchen Stoffen dämonisch ergreifen und besitzen. Als echter Pessimist, der ein geschworener Hasser aller Phrase,

aller Lüge und alles Unrechts ist, hat sich denn auch unser Dichter in dem „Nachtgesang“, welcher mit der Vollkraft einer mächtigen Orgel der Albigenserdichtung als Prolog vorandröhnt, zum Schaffen seines Werkes ermuntert:

„Hasse herzhaft! Rüste dich zum Streite!
Waffen braucht die Welt, kein Liebelächeln
Kann das Elend ihr von dannen fächeln.“

Während unser Dichter im Sommer von 1839 in Wien an seinen Albigensern schrieb, versuchte ein neuaufleuchtendes „Liebelächeln“ dem düstern Grübler den Gedanken, ein „verpfuschtes Leben“ hinzuschleppen, welcher ihn manchmal ergriff, von dannen zu „fächeln“. Es hört sich seltsam an, wenn Lenau in den Briefen an seine große Flamme von diesem Gelegenheitsflämmchen erzählt, welches übrigens zu Zeiten zu einer rechten Brandfackel zu werden drohte. Zu Ende Juni's lernte der Dichter die berühmte Sängerin Karoline Y. kennen. Sie that es ihm an, indem sie ihm Schuberts „Wanderer“ sang, „hinreißend schön“. Das ist ja so ein zaubermächtiges Lied. „Sie ließ in ihrem Gesang ein singendes Gewitter von Leidenschaft auf mein Herz

los; sogleich erkannte ich, daß ich in einen Sturm geriethe" — schrieb er an Sophie. Etliche Tage darauf: „Ich war viel mit Karoline zusammen; sie fühlte sich mir verwandt wie eine Wetterwolke der andern. . . . Vielleicht ist die Eigenschaft meiner Poesie, daß sie ein Selbstopfer ist, das Beste davon. Man verzeiht es mir darum, wenn mein Herzblut nicht so gleichmäßig und regelrecht abläuft wie eine Wasseruhr. Ohne das Gefolge der Trauer ist mir das Göttliche im Leben nie erschienen. In Ihnen hat es mir seit fünf Jahren still geleuchtet, mich wohlthätig erwärmt. Aber es war viel Schmerz und Kummer damit verbunden und Ihre unsichere Gesundheit ängstigt mich fort und fort. In Karolinen hat es mir wie ein heiliges Gewitter in die Seele geschlagen, aber an dem großen Glück haftet eine tiefe Klage." Das Flämmchen war also gewaltig aufgefackelt. Von Ischl, wo Sophie sich damals befand, kam wohl die Mahnung, zu bedenken, ob nicht mehr Rauch als Feuer daran sei. Die große Flamme wurde ganz „Eifer". Lenau schrieb am 11. Juni: „Sie haben

mir mit Ihren paar Zeilen das Herz zerschmettert. Karoline liebt mich und will mein werden. Sie sieht's als ihre Sendung an, mein Leben zu versöhnen und zu beglücken. Mein Gefühl für Sie bleibt ewig und unerschüttert, aber Karoline's Hingebung hat mich tief ergriffen. Es ist an Ihnen, Menschlichkeit zu üben an meinem zerrissenen Herzen. Karoline liebt mich gränzenlos. Verstoße ich sie, so mache ich sie elend und mich zugleich. Entziehen Sie mir Ihr Herz, so geben Sie mir den Tod. Sind Sie unglücklich, so will ich sterben. Der Knoten ist geschürzt. Ich wollte, ich wäre schon todt."

Diesmal entschürzte sich der Knoten noch ohne eine gewaltsame Katastrophe. Die verrückte Idee, eine Theaterprinzessin zu heiraten — er, Lenau, der Dichter des Weltleids und vermögenslose Lyriker — wurde nicht verwirklicht und konnte demnach auch nicht so übel ausschlagen, wie sie in der neueren deutschen Literaturgeschichte mehrfach ausgeschlagen ist. Ein mit der Künstlerin ins Salzkammergut unternommener Ausflug brachte die Ernüchterung.

Später äußerte sich der Dichter gegen einen Freund: „Eben weil sie eine große Schauspielerin war und je mehr ich es erkannte, um so furchtsamer wurde ich vór einer Verbindung mit ihr. Ich wußte ja nicht mehr, was echt, was falsch an ihr sei.“ Der Kelch also, als „Sängerin-Gatte“ sich zugleich lächerlich und unglücklich zu machen, war glücklich an Lenau vorübergegangen. Die große Flamme stand wieder sieghaft ob dem Leben unseres Dichters. Im Juni des folgenden Jahres schrieb er aus Stuttgart an Sophie: „Von Beethoven, dem Meere, dem Hochgebirg und von Ihnen habe ich das Meiste und Beste gelernt oder vielmehr durch euch Viere von Gott. Es ist kein Hochmuth, wenn Sie daran glauben.“ Ungefähr zur selben Zeit gelangte er wieder in den Besitz der Briefe, welche er während seiner Verblendung an Karoline geschrieben hatte. Er las diese Dokumente einer glücklich verwundenen Narrheit durch, schlug sich dabei mit der flachen Hand ingrimmig vor die Stirne und rief wiederholt aus: „Oh, du Esel, du!“

Aus dem Jahre 1842 fangen wir zunächst ein

paar Aeußerungen auf, welche dem Dichter während seines Hin- und Herfahrens zwischen Oestreich und Schwaben in seinen Briefen an die Herzensvertraute entfielen. Im Mai schrieb er aus München über das Kornelius'sche Jüngste Gericht in der Ludwigskirche: „Ein unerträgliches Figurengewimmel, alles mit lichtfarbenen breiten Gewändern, wogegen die Köpfe, die meist blonden, kaum irgend abstechen und gleichsam in der Garderobe versinken; das Ganze erschien mir wie ein himmlischer Tandelmarkt.“ Wenige Tage später aus Stuttgart: „Einem Volke, das auf ganz andere Dinge als Poesie zu horchen hat, mit meinen Liedern im Ohr zu liegen, erscheint mir mehr und mehr als chimärisches Treiben. Unsere Zeit ist nichts für Poesie, nur Politik gilt. Was bin ich? Ein Stein, der auf einer öden Haide liegt.“ Und am 12. Juni: „Sonderbar, wie wenig Freude ich an dem Drucke der Albigenser habe! Kotta verspricht sich glänzende Erfolge. Die Buchhändler warten mit Begierde darauf, wie er mir sagte. Doch mich kann nichts locken und reizen mehr in der Welt; 's ist halt nichts!“

Die „Albigenser“ erschienen bald darauf und gewannen dem Dichter viele neue Freunde. Die alten Freunde seiner Muse mußten aber, wenn sie ehrlich sein wollten, sich sagen, daß Lenau einen künstlerischen Vorschritt damit nicht gemacht habe. Ein Epos ist das Gedicht so wenig wie der Faust ein Drama. Es ist eine Reihe lyrisch-durchglühter Schildereien aus der grauenhaften Zeit der Albigenservertilgung durch die heilige Inquisition und ihre gleichheiligen Schlächterbanden. Als lyrisch durchglüht dürften diese Bilder bezeichnet werden, weil der Freiheitszorn des Dichters seiner Malerei eine Beleuchtung gibt, welche an die Farbentöne der gemalten Fenster unserer Dome erinnert, wann die Sonne roth hinter ihnen brennt. Für den Helden seiner Albigenserdichtung hat Lenau bekanntlich zu wiederholtenmalen den Zweifel ausgegeben. Ein Gedicht aber, dessen Held der Zweifel, kann keinen Abschluß haben, sondern muß seiner Natur gemäß fragmentarisch sein. Es schildert in großentheils meisterlich scharf umrissenen und plastisch herausgearbeiteten Zügen eine blutige Station des

Passionsganges der Menschheit und schließt, eine unendliche Zukunftsperspektive aufrollend, sehr charakteristisch mit einem „und so weiter" [1]).

Im Winter von 1842 bis 1843 wurden in Wien die wunderschöne Mischka-Romanze und der nicht minder schöne Sang von der Aspernschlacht gedichtet, welcher am 11. April als „Prolog zum Jubelfeste des Erzherzogs Karl" gesprochen und in dem von Grün herausgegebenen „Dichterischen Nachlaß" Lenau's unter dessen Gedichte eingereiht ward [2]). Im Herbste von 1843 gönnte die Muse unserem Dichter noch einen ihrer holdesten Grüße und

---

[1]) Schluß des „Schlußgesangs":

„Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunkeln Kutten;
Den Albigensern folgen die Hussiten
Und zahlen blutig heim, was jene litten;
Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürmer der Bastille und so weiter."

[2]) 1851. Anastasius Grün erfüllte auch treu die Freundespflicht, eine Ausgabe der sämmtlichen Werke Lenau's zu veranstalten (1855, 4 Bde).

Küsse: sie regte ihn bei seinen Waldgängen in der Umgebung von Wien zu seinen „Waldliedern“ an. Der Winteranfang aber brachte ihm trübe Stunden und in einer derselben schrieb er an Emilie Reinbeck: „Ich habe neulich ein Wort im Homer gelesen, das meinen Seelenzustand treffend bezeichnet: ἀμφιμέλας, d. h. ringsum schwarz. Ein Dichter kann heutzutage nicht glücklich sein, denn die Zeit will nichts von ihm. Ein Dichter aber, der überdies kein Familienleben, ja nicht einmal eine gesicherte Existenz hat und körperlich zur Melancholie im höchsten Grade disponirt ist wie ich, ein solcher hat Stunden, wo jenes homerische Beiwort auf seine Seele paßt.“

Mit den Schwalben kam Lenau im Frühling von 1844 wieder in sein geliebtes Schwabenland. Am 10. Mai schrieb er wohlgestimmt an Sophie, er habe zu einem großen Heldengedichte einen Stoff gefunden, der ihn anrege, erfülle und beruhige. Es konnte damit doch wohl nicht der „Don Juan“ gemeint sein, an welchem „Faust der Sinnlichkeit“ er vor einiger Zeit zu dichten begonnen hatte.

Der Aufenthalt in Stuttgart bekam ihm aber diesmal übel und ließ er seinen Unmuth darüber gegen Sophie aus: „Beständiges Unwohlsein, Kopfschmerz, Schlaflosigkeit, Mattigkeit, schlechte Verdauung, Rhabarber, Druckfehler und Aerger über den trägen Fortschlich meiner Geschäfte, das waren die Freuden meiner letzten Woche. Emilie will es nicht gelten lassen, daß die stuttgarter Luft nichts als die Ausdünstung des Teufels sei. Verdammtes Kloakenthal! Oh, meine Nerven! In vielen der hiesigen Straßen riecht es freilich auch lenzhaft, nämlich pestilenzhaft. Und die guten Stuttgarter merken das gar nicht; „„süß duftet die Heimat““. Am 20. Juni schrieb er: „Ich muß mir jetzt den Don Juan vom Halse schaffen, um dann mit ungetheiltem Eifer an einen solideren Helden zu gehen.“ Der Fortgang des Briefes läßt errathen, daß sich Lenau mit der Idee trug, einen Christus zu dichten. Aber damit war es „halt nichts“. Ende Juni's floh Lenau aus dem heißen Thalkessel am Nesenbache nach Baden-Baden und von hier schrieb er am 7. Juli der geliebten Freundin die trostlosen

Worte: „Ich halte mich wirklich für ruinirt. Wer weiß, ob ich noch im Stande sein werde, etwas Tüchtiges zu schreiben. Es geht mit beschleunigter Geschwindigkeit holpernd und stürzend thalab.“ Seinen stuttgarter Gastfreunden war des Dichters außerordentliche „Unruhe“ und „Wandelbarkeit“ sehr aufgefallen. Die ersehnte „Nacht“ kam rasch heran, aber, ach, es war keine „stille“.

Wie ein grell und heiß flackerndes Abendroth flammt am Eingang zu dieser Nacht die nicht zu rechtem Abschluß gereifte Don-Juandichtung. Sie steht an Kunstwerth tief unter dem „Convidado de piedra“ des alten Spaniers Gabriel Tellez (Tirso de Molina, st. 1648). Der lenau'sche Don Juan ist kein Drama, ist gar kein Kunstwerk, sondern nur eine lose Aneinanderreihung von theilweise funkelnd-prächtigen Variationen über das Thema: Titanismus der Sinnlichkeit, welcher schließlich in öde Blasirtheit umschlägt. Von gigantesker Plastik ist die Schilderung der „langen Brautnacht Weltgeschichte“ in dem Waldgespräche zwischen Don-Juan und Marcello, voll lachender Belebtheit das

Bakchanal im Klosterrefektorium, ein tropisches Gewitter der Genußfreudigkeit entladet sich beim Beginne der Scene zwischen Don-Juan und dem Gracioso. Aber beiseite von solchen Prachtstellen fühlt man doch überall das Nachlassen des lyrischen Vermögens heraus und gegen das Ende zu fällt die Rauschstimmung in triviale Katzenjämmerlichkeit ab. Das flammende Abendroth verblaßt plötzlich zu frostiger Fahlheit und wir haben die widrige Empfindung moralischen Frierens.

6.

Am 7. Juli wurde Lenau in Baden-Baden tief erschüttert von der Nachricht, daß in der Nacht zuvor der ihm innig befreundete Dichtergraf Alexander von Wirtemberg plötzlich im Wildbad gestorben sei. Erst zwanzig Tage nachher schrieb er darüber an Sophie: „Das Schicksal scheint unter meinen Freunden aufräumen zu wollen, damit ich im Alter recht wie ein Hund verlassen und vergessen umkomme.“

Zwischen jener Todesbotschaft und dieser Aeußerung mitteninne lag das Schicksal, welches den

Dichter in die Nacht des Wahnsinns hinabriß. Es trug wieder die Gestalt eines jähaufschießenden Liebeflämmchens, welches Lenau in ein Labyrinth von Widersprüchen und Sorgen hineinirrlichtilirte, aus welchem die bange Seele keinen Ausweg mehr zu finden vermochte. Das Flämmchen — es hieß Marie — war freilich an diesem Furchtbaren sehr unschuldig; es hätte so herzlich gerne dem Dichter zum Glücke vorangeleuchtet. Aber Lenau war gar nicht mehr fähig, dem Leitstern zu folgen: er konnte ebensowenig glücklich machen als glücklich sein. Beides, letzteres noch mehr als ersteres, ist ein Talent wie andere Talente; es muß also angeboren sein und läßt sich nicht erlernen.

Beim Abendtisch im „Englischen Hof" kam der Dichter neben eine junge Dame aus Frankfurt zu sitzen, deren Erscheinung, Gebaren und Rede ungemein sympathisch auf ihn wirkten. Zum Unglück für ihn und für Fräulein Marie selbst.

Was nun folgte, ist eine jammerfälige Geschichte, welche bei kaltblütiger Untersuchung ergibt, daß Lenau schon im Juli von 1844 gestörten Geistes

gewesen sein muß [1]). Die Hast, womit er sich in die neue Leidenschaft — wenn es, was sehr zweifelhaft, wirklich eine solche war — geworfen hat, die Ueberstürzung, womit er die Durchführung

[1]) Im Frühling desselben Jahres wohnte ich Hauswand an Hauswand mit dem Dichter in der Friedrichsstraße in Stuttgart. Mein schriftstellerischer Erstling „Poeten der Jetztzeit", worin ich in der Sprache eines aufrichtigen Verehrers von Lenau geredet hatte, war eben erschienen. Wenige Tage darauf erwies mir der Dichter die Ehre, mich aufzusuchen, obgleich ich nicht darnach getrachtet hatte, seine persönliche Bekanntschaft zu machen: es war nie meine Art, mich den Leuten aufzudrängen, weder unberühmten noch berühmten. Bei meinem Gegenbesuche bewirthete mich Lenau mit einer Tasse Kaffee und einer Cigarre, ich vermochte aber weder diese noch jene ganz zu genießen, maßen mir beide viel zu narkotisch vorkamen. Der Dichter kam mir mit einer Herzlichkeit entgegen, die mich, den Anfänger, tief ergriff. Ich blickte mit den Augen eines Bewunderers zu ihm auf, aber trotzdem konnte mir nicht entgehen, daß er von einer Unrast und Zerfahrenheit hin- und hergetrieben, hin- und hergejagt wurde, welche mich Schlimmes besorgen ließ. Zunächst freilich nur eine körperliche Erkrankung. Doch erinnere ich mich deutlich, daß während unseres Verkehrs, den Lenau's baldige Abreise zu einem leider nur kurzen machte, mich einmal der harte, stechende Metallglanz, welchen seine sonst so schönen und sanften Augen plötzlich annahmen, mit einer unheimlichen Ahnung erfüllte.

des so zu sagen während des Tellerwechsels an der Wirthshaustafel plötzlich gefaßten Heiratentschlusses betrieb, die zappelnde Ungeduld, womit er die Verhandlungen mit seinem Verleger, welche ihm die Gründung eines Haushalts ermöglichen sollten, zum Ziele hetzte, endlich die augenscheinliche Angst vor der großen Flamme, die bebende Sorge, die ganze Sache ohne Vorwissen Sophie's unwiderruflich abzumachen — wenn das alles nicht schon der Wahnsinn selber gewesen ist, so war es doch sicherlich sein Schatten, den er vor sich her warf. Wäre der Dichter, als er sich einbildete, Fräulein Marie heiß zu lieben, noch geistig gesund gewesen, so mußte er sich seines eigenen Ausspruches erinnern, daß zum Heiraten vor allem „eine gewisse Freudigkeit des Herzens gehöre". Er mußte wissen, daß ihm eine solche Freudigkeit seit lange und völlig entfremdet war und daß „zweimal ist kein Traum zu träumen, noch Gebrochnes ganz zu leimen". Unter seinen frühesten Gedichten findet sich eines, „Meine Braut" überschrieben, worin Lenau wie in wahrhaft dämonischer Vorahnung den tragischen Aus-

gang seines viel zu spät gewagten Heiratversuches vorhergeschaut hat. Wäre er im Juli von 1844 bei gesunden Sinnen gewesen, er hätte sich dessen erinnern müssen. Wie ein furchtbarer Mahnruf hätte ihm der markdurchschneidende Scheltschrei klingen müssen, welchen er damals dem aufgewachten Sturm in den Mund gelegt hatte[1]).

Dem Unglücklichen machte sich aber doch zwischen das Stürmen seiner aufgeregten Nerven hinein mitunter fühlbar, wie es eigentlich um ihn stand. Während er in Frankfurt weilte, wohin er, um das Jawort der Erwählten und ihrer Angehörigen zu erbitten, am 17. Juli von Baden aus geeilt war, bemerkten Bekannte, daß ihn oft unversehens eine bis zum Thränenerguß gehende Weichheit anwandelte. Einmal that er ohne alle Veranlassung

---

[1]) .... „Ach, die Berge sich verdunkeln
Und die Wolken werden Nacht;
Nicht ein Sternlein seh' ich funkeln
Und der Sturm ist aufgewacht.
Scheltend ruft er mir entgegen:
Heißer Narr, wohin? verzeuch!
Deine Braut heißt Qual, — den Segen
Spricht das Unglück über euch!"

und Begründung die erschreckende Aeußerung: „Das Licht geht aus!"

Es ging aus, wenn auch nicht plötzlich und sogar noch manchmal so trügerisch aufleuchtend, daß der Dichter am 5. August aus Frankfurt an Frau Reinbeck schreiben konnte: „Ueber mein ganzes Leben ist ein freudiger Friede gekommen, wie ich ihn nicht mehr zu gewinnen hoffte." Welche Selbsttäuschung! Was konnte das für ein „freudiger Friede" sein, welcher Lenau von der Seite der so eben ihm verlobten Marie hinweg und dem zugleich ersehnten und gefürchteten Wiedersehen Sophie's entgegentrieb!

Am 14. August trat er in Lainz bei Wien in das Zimmer der Freundin. Sie kam ihm entgegen mit der Frage: „Ist es wahr, was die Zeitungen von Ihnen melden?" — „Ja, es ist wahr. Aber wenn Sie es nicht wünschen, verheirate ich mich nicht; ich erschieße mich dann aber auch." . . . Zu Weidling bei seinem Schwager Schurz und seiner Schwester Therese ließ sich Lenau zuerst vernehmen, als wäre er der glücklichste der

Menschen und sprach in dithyrambischen Tönen von seiner Braut. Bald aber hingen ihm der Seele Flügel schlaff, er verhehlte nicht sein Gedrücktsein, beschwerte sich auch über Schlaflosigkeit und Kräftenachlaß. Eines Tages kam er mit Schwager und Schwester am weidlinger Friedhof vorbei, blieb stehen, blickte durch das Gitter auf die stillen Rasenhügel und sagte zu der Schwester: „Gelt, Tertschi, da liegt sich's gut?“ Allen seinen Freunden fielen in seinem Gebaren die sprunghaften Uebergänge von übermäßiger Heiterkeit zu tiefster Niedergeschlagenheit auf. Doch liebte er es noch immer, mit den höchsten Fragen und Problemen angelegentlich sich zu beschäftigen. Am Tische seiner Freundin Sophie wurde einmal die hegel'sche Definition Gottes erörtert. Lenau saß lange schweigend und scheinbar unaufmerksam. Dann rief er plötzlich lebhaft aus: „Deus est id, quod nemo scit, nisi forte deus ipse sciat.“

Mitte Septembers war der Dichter auf der Rückfahrt nach Schwaben. Wie die Sage geht, soll Sophie beim Abschiede leidenschaftlich erregt zu ihm gesagt haben: „Eins von uns muß

wahnsinnig werden!“ Gewiß ist, daß der Zweck von Lenau's Reise nach Wien verfehlt war; denn sein Verhältniß zu der Freundin war nicht gelös't worden. Er hing an ihr mehr als jemals. Von jeder Station seiner Reise aus schrieb er an sie. Während der Fahrt von Linz die Donau aufwärts dichtete er, vom Nachweh des Trennungsschmerzes angefaßt, sein vorletztes Lied, seiner schönsten eines: — „Blick in den Strom.“ In der Nacht vom 18. auf den 19. September ist dem zwischen Zernolding und München im Eilwagen Fahrenden sein letztes Gedicht düster in der Seele aufgeglommen, eine echte Nirvana-Weise, der letzte schrille Akkord einer am Boden zerklirrenden Leier: —

„'s ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte!“

In Stuttgart angekommen, schrieb Lenau an die Freundin: „In Ihnen, theure Sophie, hab' ich die Höhe der Menschheit erkannt und erfaßt, in Ihrem Umgange athme ich den reinsten lebendigsten Aether des Geistes und ich stehe an Ihrer Seele als an einem tiefen Meere und lausche dem Rauschen seines Wellenschlages und er weckt in

mir das Tiefste und Schönste, dessen ich fähig bin [1])." Und der so an eine Frau schrieb, sollte und wollte eine andere heiraten? Unmöglich! Dazu kam die Pein, sich mit allerhand gemeinen, aber unumgänglichen Sorgen und Geschäften placken zu müssen, wie sie eben einer hat, der heiraten will. Am 28. September schrieb er an Sophie: „Schon der Vorgeschmack der praktischen Umtriebe und Sorgen hat mich so innerlich verletzt und gedrückt, daß mir vor meiner ungesicherten Zukunft wahrhaft schaudert." Am nächsten Morgen saß er mit der Familie Reinbeck beim Frühstück. Da fiel ihm plötzlich das ganze Gewicht seiner Lage auf's Herz. Er sprang mit einem „Aufschrei des höchsten Zorns und Kummers auf" und im gleichen Augenblicke fühlte er einen „Riß" durch sein Gesicht. Es war ein Schlaganfall, aber —

---

[1]) Daß der Dichter so schreiben konnte, mußte, versteht man erst recht, wenn man den von Schurz (Lenau's Leben, II., 277) mitgetheilten Brief lies't, welchen Sophie dem Seelenkranken während seines Aufenthalts in Winnenthal geschrieben hat. Dieser Brief gehört mit zu dem Besten, Schönsten, was jemals aus der Feder einer Frau gekommen ist.

muß man unwillkürlich hinzusetzen — leider kein tödtlicher und der Kranke schien sich ziemlich rasch wieder erholen zu wollen. Am 8. Oktober schrieb er seiner „Muse“, wie er die Freundin etliche Tage zuvor brieflich genannt hatte: „Ich habe das tiefste und untrüglichste Gefühl von physischer und moralischer Unfähigkeit, zu heiraten.“ Und doch schrak er vor dem Gedanken zurück, das seiner Verlobten verpfändete Wort zu brechen. Das Dilemma wurde von Stunde zu Stunde zwingender, peinlicher, drohender. In demselben Briefe vom 8. Oktober rief er aus: „Mir graut vor mir selbst. Ich trage zwei Todfeinde in mir herum, mein heftiges Gemüth und meine Nerven, wie Stein und Stahl, um den Blitz herauszuschlagen, welcher mich einmal tödten wird.“ Früher hatte er ja wohl den dichterischen Wunsch geäußert, ein Blitzleben zu führen[1]); jetzt ahnte

---

[1]) „Könnt' ich leben also innig,
Feurig, rasch und ungebunden
Wie das Leben jenes Blitzes,
Der dort im Gebirg verschwunden!“

er einen Blitztod. Der Blitz wurde „heraus-geschlagen", aber, ach, er tödtete nur den Geist.

Es ist erschütternd, mitanzuhören, wie der vom Wahnsinn ergriffene Dichter mit einem grauenhaften Humor, welcher an Holbeins Todtentanz erinnert, am 16. Oktober die Katastrophe an Sophie meldete. „Es ist ein Wunder geschehen, heute früh um 8 Uhr. Alle Mittel des Arztes halfen nichts. Da nahm ich meinen Guarnerius heraus, spielte einen steirischen Ländler darauf, tanzte dazu und stampfte wüthend in den Boden, daß das Zimmer bebte. Sie werden das alles in den Zeitungen lesen. Ich wurde heiß und beweglich und, oh Wunder, ich war gesund. Als der Arzt kam, tanzte ich ihm einen Walzer vor. Adieu, Herzerl! Diese Geigengeschichte wird durch ganz Europa gehen. Der Arzt war äußerst verblüfft. Das ist ein musikalisches Phantasiewunder, wie Sie aus der Allgemeinen Zeitung sehen werden. Auf Wiedersehen!"

Der erste Paroxismus von Tobsucht war in der Nacht vom 12. auf den 13. Oktober eingetreten,

jedoch ziemlich rasch vorübergegangen. Abends darauf war der Kranke wieder bei klarer Besinnung und ganz gesprächig in dem um ihn versammelten Freundeskreise. Heine's unlange zuvor erschienenen „Neuen Gedichte" lagen auf dem Tische. Lenau sagte lebhaft: „Auf dem einen Blatte ist er ein Gott, auf dem andern ein Schwein. Das Liebste von ihm ist mir das Lied „„Es ragt ins Meer der Runenstein"". Der Ton darin ist entzückend; es ist ganz wie das Meer, der Rhythmus der Wellen." Das war eigentlich der letzte lichte Moment. In der Nacht vom 14. auf den 15. rumorte der Kranke furchtbar in seiner Stube, dann drang er um 2 Uhr in das Schlafzimmer Reinbecks und fuhr diesen wüthend an mit der Frage: „Warum habt ihr mich beim Kriminalamte verklagt?" Der gute Hofrath und seine bessere Emilie bemühten sich, dem Armen diese Schrulle auszureden. „Ja, was ist es denn gewesen?" fragte er. „Nur ein Traum, ein böser Traum", versicherten sie. Worauf wieder er: „Traum? Traum! Wenn's aber Wahnsinn wäre? Das wäre doch das Aergste!"

Das klingt wie ein letztes Sträuben gegen den finsteren Dämon. Am Morgen darauf hatte dieser den Dichter. Die herzzerreißende Geigen- und Tanzscene war der Triumphmarsch des Wahnsinns, der sich rasch zur vollen Raserei hinauftobte. In einer Ruhepause übersetzte der Kranke die Zerspaltenheit, unter welcher er in letzter Zeit so furchtbar gelitten hatte, aus dem Psychologischen ins Körperliche, indem er dem Wärter seine beiden Füsse wies mit den Worten: „Siehst du, der eine gehört nach Wien, der andere nach Frankfurt.“ Hierhin war die Kunde gelangt, Lenau sei erkrankt. Seine Verlobte machte sich auf, ihn zu pflegen. Unterwegs in Heidelberg wirft sie zufällig einen Blick auf ein Zeitungsblatt und lies't: „Lenau ist wahnsinnig und liegt in der Zwangsjacke.“ Sie eilt bebend weiter nach Stuttgart, kann aber nicht zu dem Unglücklichen gelassen werden.

Am 20. Oktober hatte ich, der Schreiber dieser Blätter, etwa um 7 Uhr Morgens gerade mein Fenster geöffnet, als wilde Schreie, von welchen ich nur die zwei: „Freiheit! Feuer!“ deutlich verstand,

von der Straße heraufschollen. Ich beugte mich hinaus und sah einen barfüßigen, nur mit einem Hemde bekleideten Mann schreiend die Straße hinauflaufen. Es war der wahnsinnige Dichter, welcher seine Wächter zu täuschen gewußt und sich aus dem Fenster seines Parterrezimmers gestürzt hatte. Ich eilte hinab und es ist mir eine schreckliche Erinnerung, mitangesehen zu haben, wie der Unglückliche neben einem dort stehenden Brunnen von einem seiner Wärter eingeholt, nach furchtbarem Ringen mit Beihilfe eines zufällig vorübergehenden Soldaten ergriffen und gellende Wuth- und Klagerufe ausstoßend in das Haus zurückgebracht wurde. Später sah ich ihn nur noch einmal, in der Tobzelle zu Winnenthal, wohin mich im Jahre 1845 eine harte Pflicht häufig führte.

Dort ist die Sturmnacht der Tobsucht mälig in die stille, dumpfe, hoffnungslose des stumpfen Irrsinns übergegangen. Nur sehr selten fiel in diese Nacht eines vegetativen Daseins ein flüchtiger und bleicher Schimmer, welcher daran erinnern konnte, daß die athmende Mumie Niembsch vordem der

große Lyriker Lenau gewesen. So, wenn der Kranke, am 1. Mai von 1847 mit seinem Wärter im Garten spazierend, an einen mit frischaufgeblühten Veilchen dicht besäeten Rasenfleck kam, niederkniete, die Arme ausbreitete und entzückt ausrief: „Es wird Himmel!“ Elf Tage später wurde er von seinem Schwager Schurz, der bis ans Ende wie ein rechter Bruder an ihm gehandelt hat, von Winnenthal heimgeholt nach Oestreich. Dort hat er, liebevoll gepflegt, in der Irrenanstalt des Doktor Görgen zu Döbling bei Wien noch drei Jahre verdämmert. Das Jahr 1848 rauschte mit allen seinen jubilirenden Hoffnungen und gramschweren Enttäuschungen an des umnachteten Dichter Zelle vorüber, ohne daß er es wahrnahm. Vielleicht war es am besten so. Er sah die deutsche Fahne nicht auf die Thurmspitze des Sankt Stephan pflanzen, aber er sah sie auch nicht durch Barbarenhände herabreißen. Er hörte nicht das Freudejauchzen vom 15. März, aber er hörte auch nicht die Standrechtsmordschüsse, welche im November in der Brigittenau knallten. Die letzten artikulirten Worte hat er im Jahre 1849

gesprochen. Eines Nachts vernahm der Arzt ein heftiges Weinen in dem Zimmer des Kranken. Er eilte hinein und auf sein bittendes Fragen, was dem Weinenden fehlte, gab dieser zur Antwort: „Der arme Niembsch ist sehr unglücklich!“ Das ist wie die Stelle im König Lear: „Der arme Thoms friert!“

In der Morgenfrühe des 22. August von 1850 ging die nahezu sechsjährige Nacht dieses Traumlebens zu Ende und sanft trat der Heiland Tod an das Sterbekissen, welches die Hand der Schwester dem geliebten Bruder zurechtgerückt hatte. Zwei Tage darauf wurden die Reste des Dichters auf jenem weidlinger Friedhofe bestattet, auf welchen er im Sommer von 1844 im Vorübergehen hingewiesen hatte mit den Worten: „Gelt, Tertschi, da liegt sich's gut?“

Der große Lyriker ist, wie vor ihm Hölderlin, an dem Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit zu Grunde gegangen. Er vermochte den ungeheuren Abgrund zwischen Idee und Sein nicht zu überbrücken oder vielmehr er glitschte auf der diese Kluft überspannenden Brücke Tschinevad aus und

stürzte rettungslos in den Duzakh des Wahnsinns hinab. Ja, der Gang über den „schwindelnden Steg“ ist doppelt gefährlich für Menschen, unter deren Schädeldecke mehr Phantasie phosphorescirt, als für einen guten Hausvater und ordonnanzmäßigen Staatsbürger schicklich ist. Was Lenau verhindert hat, ein großes dichterisches Kunstwerk zu schaffen, der Mangel an Maß und Selbstbeschränkung, das verhinderte ihn auch, als Mensch so glücklich oder wenigstens so zufrieden zu sein, wie es eben Menschen sein können. Ihm fehlte die edle Resignation eines Sophokles, eines Sadi, eines Spinoza, eines Shakspeare und eines Göthe, welche allesammt wußten: „Die Sterne die begehrt man nicht“ — jene weise, in sich gefaßte Gelassenheit, welche vom Leben nicht mehr fordert, als es zu gewähren vermag, und aus den Täuschungen wie aus den Enttäuschungen desselben die tröstliche Lehre und Mahnung zieht:

„Vorüber geh'n die Schmerzen wie die Wonnen;
Geh' an der Welt vorüber — es ist nichts!“

Anhang.

Zwei Todtenopfer.

1.

Dem Bruder.

Quandoquidem fortuna mihi tete abstulit ipsum,
Heu misero indigne frater adempte mihi!
Nunc tamen interea haec, prisco quae more parentum
Tradita sunt tristi munere ad inferias,
Accipe fraterno multum manantia fletu
Atque in perpetuum, frater, ave atque vale!

Catull. Carm. 101.

Sonntags den 13. März von 1870 umstand zur zehnten Morgenstunde vor dem Hause zur „oberen Hochstraße" bei Emmishofen im Thurgau ein weiter Kreis von Trauernden den Sarg von Thomas Scherr, dessen vielbewegtes und arbeitvolles Leben am 10. März bei Tagesgrauen ein Herzschlag plötzlich zum Ziele gebracht hatte.

Nachdem die Zöglinge des kreuzlinger Seminars einen Trauergesang angestimmt hatten, bewegte sich bei hellem Sonnenschein der lange Leichenzug durch die winterlich beschneite Landschaft gen Tägerweilen. Auf dem dortigen Friedhof hatte der Verstorbene

seine Ruhestätte sich erbeten und von der Gemeinde zuvorkommend zugesagt erhalten. Züricher und thurgauer Lehrer trugen ihn pietätvoll zu Grabe. Die Regierungen von Zürich und Thurgau waren durch Abordnungen vertreten. Von nah und fern hatten sich Freunde zur Bestattung eingefunden; aber einen ganz eigenthümlich ergreifenden Eindruck machte es, die alte Garde der züricher Volksschule zu sehen, die Schar von ergrauten Schülern Scherrs, welche herbeigeeilt waren, dem Führer die oft erprobte und stetsbewährte Treue auch im Tode noch zu beweisen [1]). Die Feier in der Kirche zu Tägerweilen war schlicht und würdig. Mit Geist, Takt und quillender Herzenswärme wußte der Ortspfarrer dieselbe dem sonntäglichen Gottesdienste harmonisch anzupassen. Gewiß ist niemand weggegangen, ohne den Eindruck mitzunehmen, daß der Mann, welcher auf dem tägerweiler Friedhofe ruht, ein vorragender gewesen sei.

---

[1]) Sie haben später als ein schönes Zeugniß dieser Treue ihrem Meister ein Denkmal auf seinem Grab errichtet.

Und das war er. Eigenartig, auf sich gestellt, hat er aus seiner charaktervollen Persönlichkeit heraus auf einen nicht kleinen Lebenskreis mächtig und nachhaltig eingewirkt. Kein Wissender und Redlicher wird dem Todten bestreiten wollen, daß er inbetreff einer wichtigen, ja der wichtigsten Seite freistaatlicher Entwickelung, inbetreff der Volkserziehung, zunächst für den Kanton Zürich und weiterhin für die ganze Schweiz ein Initiator, Gründer, Förderer und Wegzeiger gewesen ist und daß er sich dadurch einen Ehrenplatz in der Reihe der Männer errungen, welche die Eidgenossenschaft als die Reformer der 30er Jahre in dankbarem Andenken zu halten hat.

Es ist hier nicht der Ort, auf Scherrs Lebensgang näher einzutreten oder seine Wirksamkeit als Lehrer, Organisator und Schriftsteller einer einläßlichen Würdigung zu unterziehen. Es ist hier auch nicht der Ort, die Erinnerung aufzustören, wie gewissenlose Verleumdung und grausamer Parteihaß seiner Zeit alle ihre Mittel in der Verfolgung des Mannes erschöpft haben: es widerstrebt unserem Gefühle, von diesem frischen Grabhügel Steine

aufzuheben, um damit zu werfen. Es ist hier endlich auch nicht der Ort, mit den Akten in der Hand darzuthun, daß der Ruf des Verstorbenen ein weithin reichender war und daß Saatkörner, welche er in seinen amtlichen Stellungen wie in seiner späteren stillen Zurückgezogenheit ausgestreut hat, nicht allein in der Schweiz, sondern auch in Deutschland, Frankreich, Rußland, England und Amerika gedeihlich aufgegangen sind. Wir beschränken uns also hier darauf, zu dem Charakterbilde des Unvergeßlichen einige Striche zu liefern.

Bedeutende Menschen sind, wie jedermann weiß, eben so sehr Produkte ihrer Zeit, als sie die Anschauungen und Stimmungen derselben scharf ausgeprägt in sich darstellen und zu wirksamer Geltung bringen. Scherr gehörte — im Jahre 1801 auf Hohenrechberg in Schwaben geboren und 1825 nach Zürich berufen — jener Generation an, welche mit der Julirevolution von 1830 und unmittelbar nach derselben überall in Europa so oder so in das öffentliche Leben einzugreifen begann. Herangewachsen unter dem schwülen Drucke der Restaurations-

periode, wandte diese Generation ihre Blicke sehnsuchtsvoll in das Jahrhundert zurück, welches die glorreichen Ideen von 1789 gezeitigt hatte. An der Flamme des Enthusiasmus der Träger und Ausbreiter dieser befreienden Ideen wärmte und entzündete sich die emanzipative Begeisterung der Reformer der 30ger Jahre. Ihre Anschauungen, Ueberzeugungen und Strebungen waren demnach von dem idealistisch-optimistischen Gedanken eines unendlichen Vervollkommnungsbedürfnisses und einer ebenso unendlichen Vervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechtes getragen.

Von diesem Prinzip ist auch Scherr ausgegangen und bis zu seinem letzten Athemzug hat er nach Kräften für die Bethätigung desselben gewirkt. Es waltete in ihm jene rückhaltslose Hingabe an das für gut und recht Erkannte, jene edle Leidenschaft, ohne welche überhaupt nichts Tüchtiges und Dauerndes in der Welt geschaffen wird. Hieraus erklärt sich auch die außerordentliche Mächtigkeit, womit er auf seine Schüler zu wirken wußte. Er war ein geborener Lehrer. Man fühlte, daß er

lebte, was er sprach; man verstand, daß der große Gedanke der Volksbildung das bewegende Agens seines Daseins war. Der Hauch der Begeisterung, die Glut der Ueberzeugung, die Kraft des Willens, die ihn drängten und trieben, theilten sich wie von selbst seinen Schülern mit. Daher die unwankbare Anhänglichkeit, welche dieser Mann sich gewonnen, dessen Formen doch keineswegs einschmeichelnde gewesen sind und der rücksichtslos von jedem forderte, was er sich selber zumuthete: rastlose Thätigkeit. Denn selten wohl hat ein Mensch inniger an das Evangelium der Arbeit geglaubt und das Tröstliche, was in diesem Glauben liegt, besser zu würdigen verstanden als Scherr. Darum ist ihm das Bewußtsein der Pflicht, welches ihn von früher Jugend an auf Schritt und Tritt durch das Leben begleitete, nicht eine Last, sondern eine Lust gewesen, und die Fähigkeit, dieses schlummerlose Pflichtgefühl auch in anderen zu pflanzen und zu entwickeln, machte wiederum eine seiner großen Eigenschaften als Lehrer aus. Das Gewissen war die lautere Quelle, aus welcher all sein Streben floß.

Allem Guten und Schönen mit offenem Sinne zugewandt, für Poesie und Musik nicht gewöhnlich begabt, durch Reisen in Deutschland, Frankreich, England und Italien mit verschiedenartigen Kulturinteressen in nähere Beziehung getreten, war und blieb doch die Volksschule und speziell die züricher Volksschule der Gegenstand, auf welchen seine nie ermüdende Theilnahme, sein bestes Denken und Trachten sich koncentrirten. Sie hatte er auch bei den Arbeiten seines geistig so frisch gebliebenen Alters immer zuerst und zuletzt im Auge. Drei Tage vor seinem Hingange noch nahm er mit gewohnter Rüstigkeit die Schaffung eines für die züricher Ergänzungsschule bestimmten Lehrmittels zur Hand. Möchten, wünschen wir, dem Werke seines Lebens tüchtige Weiterbildner niemals fehlen! An Erfolgen können und mögen sie ihn überholen, an Eifer und Liebe nimmer.

Scherr war in vollem Sinne das, was die Amerikaner einen „self made man" nennen. Mit den Vorzügen einer ursprünglichen Natur verbanden sich in seinem Wesem demzufolge einige der Nach-

theile einer wesentlich auf dem Wege der Autodidaktik errungenen Bildung und einer nur durch die eigene Kraft gewonnenen Stellung. Daß der Mensch, was er mühsam und nur mit dem Einsatze herber Entbehrungen erringt und gewinnt, höher werthet als das, was des Zufalls Gunst dem Glücklichen mühelos aneignet, ist natürlich. Aber hierbei liegt die Gefahr nahe, daß ein in sich wohlberechtigtes Selbstgefühl mitunter zu einer für andere verletzenden Potenz sich steigert. In seinem Bewußtsein, nur das Gute und Rechte zu wollen, hat Scherr seine allzeit fertige Streitbereitschaft keineswegs nur abwehrend, sondern auch angreifend und dann und wann sogar auch übergreifend erwiesen. Vom Diplomaten war keine Spur in ihm, und falls man unter einem Politiker einen Mann versteht, welcher sich allen Verhältnissen zu fügen und vollendeten Thatsachen mit glatter Miene zu schmiegen versteht, so war er entschieden ein Nichtpolitiker. Man muß eben bedenken, daß zur Zeit, wo sein Charakter zur Reife gedieh, die Zweiächselei noch nicht für staatsmännisches Talent und der Ruf, ein Prinzip-

mann zu sein, noch für keine Makel galt. Uebrigens hat er in späteren Tagen auch über böswilligste Gegner mit einer Milde sich geäußert, welche um so höher angeschlagen werden mußte, als sie kein Zeichen von Schwäche war.

Die Reinheit seines Privatlebens hat selbst die giftigste Verleumdung nicht zu bestreiten gewagt. Von äußerster Einfachheit in seinen persönlichen Bedürfnissen, mäßig in allen Genüssen, suchte und fand er seine liebste Erholung im Verkehr mit seiner ewig jungen Freundin Natur, für deren Trostspendungen er bis zuletzt das innigste Verständniß behielt. Und der vertraute Umgang mit dieser Trösterin half ihm auch die schwere Prüfung seines Alters, die Taubheit, mit Ergebung tragen und klaglos [1]). Er war überhaupt mit Gefühls-

---

[1]) Nur einmal gab er dem Schmerzgefühl darüber ergreifenden Ausdruck, in seiner zuletzt veröffentlichten Schrift, „Pädagogisches Bilderbuch“, Band 4, S. 94: — „Oh, wie glücklich seid ihr, welchen die Hörkraft ungemindert durchs ganze Leben erhalten bleibt! Ihr fühlt und begreift nicht, welch ein Verlust und welch ein Leid diejenigen trifft, denen der geistigste der Sinne allmälig erstirbt. Betrachtet das

ergüssen sehr sparsam, was wohl zusammenhing mit dem Abscheu, welchen er vor allem hegte, was der Phrase auch nur von ferne ähnlich sah. Man durfte mit Fug von ihm sagen, daß er zu den seltenen Menschen gehörte, welche ihre Tugenden ängstlicher verbergen als andere ihre Fehler. Darum hat er vielen für kalt, ja für gemüthlos gegolten, er, dessen allerdings häufig schroff und abweisend sich darstellende Außenseite das reichste Gemüthsleben, die

---

Antlitz des alten Beethoven und ihr werdet den tiefsten Schmerz, ein unergründliches Weh entdecken. Nur in Träumen noch öffnet sich dem Taubgewordenen etwa das Reich der Melodien und Harmonien wieder: nur in Träumen vernimmt er etwa noch das leise gesprochene Wort, das sanft erregende Gefühle in die Seele gießt; nur als Träumender kann er sich erfreuen an heiteren Wechselgesprächen im traulichen Kreise oder sich erheben zum männlichen Redekampf, der in mächtigen Worten für Recht und Wahrheit geführt wird. Aber wenn die Taubheit Jahre und Jahre angedauert hat, dann werden auch die Träume klanglos und lautlos und verstummen allmälig gänzlich." Diesem unwillkürlich hervorgebrochenen Klagewort fügte er Winke über das Verhalten gegenüber von Tauben hinzu, welche allein schon hinreichen, seinen durch und durch humanen Sinn, wie wie nicht weniger seinen pädagogischen Takt zu erweisen.

regste Gefühlsenergie barg. Was seine Angehörigen an ihm verloren, wissen nur sie. Aber sei es hier offen gesagt: er ist der Trost seiner Eltern, die Stütze seiner Geschwister, die Freude seiner Freunde gewesen; er war ein treuer Gatte, ein vorsorgender Vater, ein zärtlicher Großvater.

So hat er als guter Mensch und ganzer Mann gelebt und nach wohlgethaner und wirkungsreicher Arbeit ist er ungebrochenen Geistes von uns gegangen. Unsere Zeit lebt rasch und vergißt leicht. Schon wächst ein Geschlecht heran, welches „von Joseph nicht mehr weiß". Aber wenn der Baum mit frischem Laube rauscht, gesunde Blüthen entfaltet und nahrhafte Früchte reift, was thut es, so man den Namen dessen, welcher ihn gepflanzt hat, nicht mehr kennt oder nennt?

2.

Dem Freunde.

(Geschrieben auf dem Weißen Stein am 7. August 1870.)

Multis ille bonis flebilis occidit,
Nulli flebilior quam mihi.

Horat. Od. I, 14.

Während ein Krieg, welcher all das Gerede eines gedankenlosen Optimismus von der Herrlichkeit unserer Civilisation und Humanität in grellster Weise Lügen straft, für Myriaden braver Männer die Gräber aufthut, ist in Zürich auf dem Friedhof von Fluntern am 6. August ein Mann ins Grab gesenkt worden, der zu den bravsten unserer Zeit gehörte: Pompejus Bolley (geb. 1812 in Heidelberg), Professor der technischen Chemie am eidgenössischen Polytechnikum.

Ein Herzübel hat den sonst so rüstigen Mann Mittwochs den 3. August 1870 plötzlich weggerafft, nachdem er Vormittags noch seine gewohnte Vor-

lesung gehalten hatte. Auf der Straße trat der Tod ihn an, im Flur eines fremden Hauses brach er zusammen. Ihm, dem liebevollen Familienvater, ist es nicht gegönnt gewesen, unter den Augen, in den Armen der Seinigen zu sterben. Seine zahlreichen Freunde in der Schweiz, in Deutschland, in England, Frankreich und Italien werden nicht so bald den erschütternden Eindruck verwinden können, welchen die unerwartete Todesbotschaft auf sie hervorbrachte. Der Schreiber dieser Zeilen, welcher es mit zu den besten Gewinnsten seines Lebens rechnet, die Achtung, das Vertrauen und die Liebe des Verstorbenen genossen zu haben, traf der Schlag mit einer Wucht, wie sie nur den schlimmsten Schicksalsschlägen eigen ist, und zur Stunde noch kann ich mich nicht in den Verlust des Freundes finden, dessen bloße Gegenwart mir stets eine Freude, dessen Wort mir so oft ein Trost gewesen.

Was die Wissenschaft an Bolley besessen und verloren, was er als welterfahrener und geschäftekundiger Gelehrter vielthätig für die Schweiz geleistet, was er dem eidgenössischen Polytechnikum

war, das mag einer berufeneren Feder darzustellen und zu würdigen überlassen bleiben. An diesem Orte sei nur gesagt: die Lücke, welche sein Verschwinden geöffnet hat, wird sich bald und sehr fühlbar machen und zwar nach allen den angedeuteten Richtungen hin. Ja, rasch wird die Zeit kommen, wo auch seine Gegner und Feinde ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen und seine Verdienste anerkennen werden.

Also hat er Gegner und Feinde? Gewiß! Welcher ganze Mann hätte sie nicht? Nur der schleichende, heuchelnde, säuselnde, süßholzraspelnde Zweiächseler hat keine Feinde und ist auch nicht werth, welche zu haben. „Viel Feind', viel Ehr'." Volley war ein ganzer Mann, in Liebe und Haß. Fest in seinen auf der Basis scharfverständigen Denkens und reicher Erfahrung ruhenden Ueberzeugungen, sprach er dieselben rückhaltlos aus, immer und überall, nicht selten auch mit jener Schärfe der Ironie, welche die Dummköpfe um so tiefer ärgert und beleidigt, als sie fühlen, daß sie dergleichen nicht aufzuwenden haben.

Unser Freund war eine sehr reich angelegte Natur, vielseitig begabt, von wahrhaft genialem Seelenschwung. Seiner eigenen Wissenschaft mit jener edlen Leidenschaft zugethan, ohne welche überhaupt auf keinem Gebiete menschlicher Thätigkeit Bedeutendes geleistet wird, war er darum doch nichts weniger als ein einseitiger Chemiker. Davor bewahrte ihn schon seine nicht gemeine Literaturkenntniß und noch mehr seine lebhafte und feinsinnige Sympathie für das Natur- und Kunstschöne. Innigst verstand und liebte er die Musik, deren eifriger Pfleger er in jüngeren Jahren gewesen ist. Sein Lehrtalent war ein ganz ausgezeichnetes, wie sich Männer, welche einst seine Schüler gewesen und jetzt mit zu den vorragendsten der Eidgenossenschaft gehören, dankbar erinnern. Seine Sprache war klar und bündig, sein Vortrag sachlich, ohne alle redensartige Schnörkelei, aber anregend durch überzeugenden Ernst wie durch geistvolle Durchdringung und Belebung des Stoffes. Seine kurzgefaßte Pädagogik lautete: Der Lehrer ist da, um etwas Rechtes zu lehren, und die Schüler sind da, um etwas

Rechtes zu lernen. Durchdrungen von diesem Grundsatze, war er vollauf berechtigt, die strenge Pflichterfüllung, welche er sich selber auferlegte, auch von den Studirenden zu fordern, und er forderte sie. Aber wie viele seiner Schüler haben Veranlassung, dankerfüllten Gemüthes anzuerkennen, daß ihnen das sorgende Auge des trefflichen Lehrers weit über den Hörsal und das Laboratorium hinaus folgte, wegweisend und bahnöffnend!

Er war überhaupt ein hilfreicher, dienstwilliger Mensch, den es freute, Anderen Freude zu machen, und der es verstand und liebte, seine Freundschaftserweisungen in die Form anmuthiger Scherze zu kleiden. Mir kommt leidvoll zu Sinne, wie er mir gerade vor Jahresfrist auf dem Berge, wo ich dieses schreibe, so eine zierlich-freundliche Ueberraschung bereitete. Auch heuer sollten wir uns, wie früher so manchesmal, auf diesem Berge treffen und nach wenigen Tagen hoffte ich den Freund hier wieder begrüßen zu können. Jetzt hat sich jählings das Grab über ihm geschlossen und mir bleibt nur übrig, diesen Cypressenzweig für dasselbe heimzusenden.

Jeder, der Volley näher trat, mußte sich von seiner bedeutenden Persönlichkeit angezogen fühlen. Der Umgang mit ihm wirkte wahrhaft fördernd. Sein weltmännischer Takt war bewundernswerth. Nicht die Spur eines Schattens von gelehrtem Dünkel in ihm! Wußte er doch, daß die Welt weiter als die Wände des Studirzimmers. Hofräthen und solchen, die es werden wollen, war es daher in seiner Nähe mitunter nicht sehr geheuer. Einen liebenswürdigeren Gesellschafter aber gab es nicht. Der Köcher seines Humors klirrte von Pfeilen und die Bogensehne seines Witzes war straff. Die geselligen Zusammenkünfte seines Freundekreises hoben eigentlich immer erst mit seinem Erscheinen an. Man konnte sicher sein, daß die Frage: „Wo ist Volley? Kommt Volley nicht?" um den Tisch herumlief, bis er kam.

Der Begriff der Liebenswürdigkeit kennzeichnet jedoch nur eine Seite des unvergeßlichen Freundes. Er war ein Mann von Humor, aber er war auch und eben deßhalb ein Mann von tiefem Gefühl. Nicht allein als Gatte, Vater, Großvater, Ver=

wandter und Freund, sondern auch als Patriot. Während er seiner schweizerischen Adoptivheimat durch seine Leistungen und Dienste Ehre machte, blieb er ein Deutscher in jeder Fiber seiner Seele. Nie ist er dem nationalen und freiheitlichen Ideal untreu geworden, für welches er als Jüngling gestrebt und gelitten hatte. Die Glut, welche damals sein Herz erfüllte, in den letzten Tagen seines Lebens ist sie noch einmal in ihrer vollen Stärke aufgelodert. Bevor ich Zürich verließ, verbrachte ich den Abend des 29. Juli mit Volley und zwei alten Freunden, welche vor Zeiten in Heidelberg seine Kommilitonen gewesen waren. Wovon wir sprachen, braucht nicht erst gesagt zu werden; aber ich werde nie vergessen, daß sich Volley, der neben mir saß, im Verlaufe des Abends einmal plötzlich zu mir neigte, um mir mit eigenthümlichem Nachdruck zu sagen: „Denk' daran, wenn Deutschland den Franzosen erliegt, ich überleb's nicht!“ So fühlte ein Mann, welcher mit seinem Deutschthum nicht groß that und welcher auch kein Hehl daraus machte, daß er sein Vaterland etwas anders organisirt

dachte und wünschte denn in Gestalt einer königlich preußischen Kaserne oder eines kaiserlich östreichischen Klosters. Zur Stunde, wo ich dieses schreibe, scheint die Gefahr, deren Gefühl den geliebten Freund in seinen letzten Tagen und Stunden so schwer gedrückt hat, schon vorüber zu sein. Vor fünf Tagen haben die Franzosen den Krieg mit einer ihrer würdigen Lügenposse eröffnet, mit der Luluade von Saarbrücken. Vor drei Tagen aber haben die Deutschen bei Weißenburg die aus Turkos und ähnlichen Bestien bestehende Spitze der bekannten französischen Civilisationsmarschkolonne heldisch abgebrochen und gestern haben sie bei Wörth die Kolonne selbst zerschmettert. Weh', armer Freund, daß die Götter dir nicht gönnten, wenigstens diese Freude noch zu erleben!

Die Schlagschatten des Mißgeschickes haben überhaupt in Bolley's Leben nicht gefehlt, aber im Ganzen war es ein glückliches. Schon darum, weil demselben der beste Trost, eine glückliche Häuslichkeit, zu eigen war. Eine musterhafte Gattin stand ihm zur Seite, ein Kreis tüchtiger Söhne und

trefflicher Töchter umgab ihn. Wie sehr er ihre Liebe verdiente, nur sie wissen es. Sein Haus war eine Stätte, wohin gerne wiederkehrte, wer sie einmal betreten hatte: man fühlte sich da frei und behaglich. Endlich ist er — wie furchtbar die Plötzlichkeit seines Todes auch seine Familie und seine Freunde traf — noch darum glücklich zu preisen, daß er in voller Geisteskraft und vom Höhepunkt seiner Wirksamkeit aus hingegangen. Das Gefühl des Schwindens der Kräfte und Fähigkeiten, die Bitterkeiten langen Siechthums, alle die traurigen Gebresten des Alters sind ihm erspart und er genießt, wie Göthe dereinst von Schiller gesagt hat, im Andenken der Zurückgebliebenen den Vortheil, als ein ganzer Mann ihnen gegenwärtig zu sein und zu bleiben.

In seinen jungen Mannesjahren hat unser Freund seine republikanische Gesinnung in einer Festungszelle zu büßen gehabt, in seinen reifen hat er im Dienste der Republik eine bedeutsame Thätigkeit entwickelt und jetzt ruht er in republikanischem Boden. Uns aber ziemt es, unsere Blicke von

